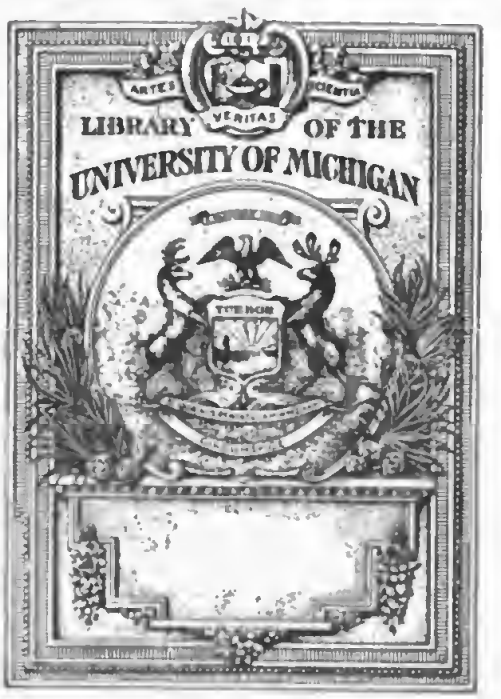
B 362847

Der große Krieg



THE GIFT OF
Rowland Myers

Digitized by Google

6 fo

Jäckh, Ernst ?

„Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur noch Deutsche"
(Wort Kaiser)

Digitized by Google

H. Nordhaus-Toussaint, Eupen

Der große Krieg

Jackh, Ernest.

Erster Band

Das Erlebnis

Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha
1 9 1 6

Digitized by Google

D
521
.J12
v.1

Gesetzliche Schutzformel
gegen Nachdruck und Übersetzung in den Vereinigten Staaten:
Copyright 1916 by Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten

Digitized by Google

Dem deutschen Volke

Digitized by Google

Gift
Rowland Myers
2-14-61

Vorwort

„Die adelige Haltung unſeres Kaiſers, die ſchlichte Ehrlichkeit und einfache Wahrheitsliebe, mit der der deutſche Kanzler zum Trotz aller diplomatiſchen Technik die Moral in die Politik hineintrug, trafen den gleichen einen Herzpunkt, in dem unſer aller Leben auf einmal zuſammenpulſierte." So hat im Anfang des Krieges ein deutſcher Philoſoph den Inhalt und Sinn des Geſchehens gedeutet.

Inzwiſchen hat dieſe Einigkeit des Empfindens, die wider eine wirkliche Welt von Feinden mit einem Schlag ein großes Volk voll Selbſtbewußtſein und Kraftgefühl ruhig und ſicher aufſtehen ließ, ſich bewähren müſſen in einem Sturm von Ereigniſſen, die zu überſchauen wir noch nicht die Zeit und die Kraft haben. So ſehr ſtehen wir noch mitten in dem Wirbel der Dinge, ſo ſehr verlangt der Kampf, den wir führen, noch unſere Kraft.

Aber weil jeder Tag die Einigkeit und die Geradheit unſeres Empfindens feſter und feſter ſchmiedet, weil ſie alle ſeeliſchen und geiſtigen Kräfte auf ſich ziehen, um ſie verſtärkt und geſteigert nach außen entfalten zu laſſen, iſt es gerechtfertigt, die Stimmung und den Geiſt, die Deutſchland und die ihm verbündeten Völker in dieſem Krieg beſeelen, feſtzuhalten, ſo lange ſie in lebendigem Fluß ſich befinden. Spätere Geſchlechter erſt werden der Genügſamkeit und der Feſtigkeit unſerer Zeit das Denkmal ſetzen, das ihr gebührt; aber ſchon jetzt ſehen wir: ſie iſt wert, die Erinnerung an das Erlebnis, das ſie trug, kommenden Geſchlechtern als ſichtbaren Ausdruck ihrer geiſtigen und ſeeliſchen Haltung weiterzugeben.

Digitized by Google

Was der Krieg uns als Erlebnis war, konnte nur während des Krieges festgehalten werden; denn nur da konnte in jedes Wort und in jedes Bild die Stimmung eingehen, mit der uns der Krieg erfüllt.

Die Erfahrungen des Krieges darzustellen, die der Krieg draußen und im Land gebracht hat, kann der Zeit vorbehalten bleiben, in der wir Ruhe und Sammlung genug haben, die Summe der Erfahrungen zu ziehen.

Fürs erste mag es genug sein, wenn das Werk dazu hilft, das deutsche Wort wahr zu machen: Daß wir unsere Feinde suchten, nicht nur mit den Waffen, sondern auch für unsere Gedanken.

Berlin, im Frühjahr 1916

Ernst Jäckh.

Inhalt

Geleitwort . . . . . Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg

Das diplomatiſche Vorſpiel

Die politiſchen Vorgänge im Juli 1914 . . . . . Hermann Oncken, Profeſſor an der Univerſität Heidelberg

Vor dem Krieg (Tatſachen und Stimmungen) . . . . . Ottokar Weber, Profeſſor an der Univerſität Prag

Geſchichte und öffentliches Leben Friedrich Meinecke, Geheimer Hofrat, Profeſſor an der Univerſität Berlin

Die Mobilmachung

„Ich kenne keine Parteien mehr“ Kaiſer- und Kanzlerworte

Mobil . . . . . Oskar Wöhrle, im Felde

Mobilmachung in Öſterreich . . Hermann Bahr, Salzburg

Der Bund . . . . . Fritz Klatt, Berlin

Bei Kriegsausbruch in Serajewo Max Fiſcher, Heidelberg

Digitized by Google

Die Kämpfe

Berichte von Mitkämpfern, ausgewählt von . . . . . Philipp Witkop, Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Das Gesicht Deutschlands und der verbündeten Länder im Krieg

Ostpreußen . . . . . Albert Brackmann, Professor an der Universität Königsberg i. Pr.

Das heilige Land Tirol . . . . Dr. Karl Bär, im Felde

An der Südgrenze des Reiches . Wilh. von Scholz, Stuttgart

Fußwanderung im Kriegssommer 1915 . . . . . Marie von Bunsen, Berlin

Berlin . . . . . Karl Scheffler, Berlin

Wien . . . . . Erwin Weill, Wien

Budapest . . . . . Ludwig Biro, Budapest

Sofia . . . . . Richard von Mach, Sofia

Konstantinopel. . . . . Safwety Zia, Konstantinopel türk. Staatsrat. — Übersetzt von G. von Oppeln-Bronikowski

Digitized by Google

Der Geiſt im Krieg

Seeliſche Erſcheinungen des Krieges	Karl Lamprecht †
Das Erlebnis des Kindes im Krieg	Walther Dix, Meißen
Der Seelſorger und der Krieg .	Paul Conrad, Berlin Geheimer Konſiſtorialrat
Der Dichter und der Krieg . .	Peter Roſegger, Graz Hermann Heſſe, Bern
Der Genius der deutſchen Malerei	Lovis Corinth, Berlin
Der Krieg und die Wiſſenſchaft .	Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Wirklicher Geheimer Rat, Profeſſor an der Univerſität Berlin
Der Philoſoph und der Krieg .	Karl Joel, Profeſſor an der Univerſität Baſel
Vom Geiſt und Gang des Krieges	Georg Miſch, Profeſſor an der Univerſität Marburg
Der Genius des Krieges und das Geſamterlebnis unſeres Krieges	Max Scheler, Berlin

Mit einer Bildbeigabe „Vor dem Königlichen Schloß in Berlin“ von Profeſſor Max Liebermann, Berlin
(Veröffentlicht mit Erlaubnis des Verlegers Paul Caſſierer, Berlin)

Stiller ist der Ruhm derer, die
die Wunden heilen, aber nicht
geringer ihr Verdienst um das
Vaterland

H. Bethmann Hollweg

Digitized by Google

Das diplomatiſche Vorſpiel

Digitized by Google

Deutschland vor dem Ausbruch des Krieges

Von Hermann Oncken

Die Jahre vor dem Kriege erscheinen uns heute wie ein Zeitraum, der eine Ewigkeit hinter uns liegt, in dem wir von anderen Stimmungen und Problemen bewegt wurden, als sie uns heute denkbar erscheinen. Manchmal ist uns sogar, als wenn wir, andere Menschen im Kriege geworden, den Inhalt und Sinn der zurückliegenden Zeit jetzt erst völlig zu begreifen begännen.

In der Erinnerung, in dem nachträglichen Durchdenken, wird dem deutschen Volke jetzt erst in tagheller Deutlichkeit zum Bewußtsein geführt, wie sich in jenen Jahren die Kriegsverschwörung gegen uns im Dunkel vorbereitete: das wird für viele heute zu einem verspäteten, aber um so tieferen Erlebnis. Wir alle erinnern uns, wie seit einem Jahrzehnt alle Augenblicke eine Welle der Beunruhigung durch die Gemüter lief, um allmählich abzuebben und wieder zu verschwinden. Algeciras, Bosnien, Agadir, Balkankrieg waren nur die Namen, an die sich äußerlich jene erregenden Ereignisse anknüpften, und für manche waren es Namen, die an der fernen Peripherie ihrer Vorstellungen lagen. Langsam nur begannen die Deutschen sich klar darüber zu werden, daß eine unheilvolle Veränderung der Weltkonstellation sich vollziehe. Jede neue Krisis sahen wir einen unerträglicheren Atmosphärendruck entfalten, als immer atembeklemmender empfanden wir die Spannungen, denen wir ausgesetzt waren, und wenn die Hochflut wieder einmal abgelaufen war und die Menge erleichtert zu den Sorgen ihres Tages zurückkehrte, so wuchs doch die Zahl derer, welche die bange Frage nicht verließ: wird es der nächste Sturm schon sein, der die Entladung bringt und unausdenkbare Gewalten wie ein Schicksal gegeneinander treibt?

Immer wird es eine denkwürdige Beglaubigung für den Friedenswillen in einem friedlichen Volke bleiben, daß die ganze unheimliche Steigerung dieser Erlebnisse doch den Grund unserer Volksseele so wenig veränderte: ihre Nachwirkung blieb auf die politisch interessierten Kreise beschränkt und vermochte nicht die Physiognomie unseres Volkes, weder in den unbeweglicheren Tiefen noch in seinen verfeinertsten Spitzen, um-

Digitized by Google

zugestalten. Denken wir daran zurück, unter welchen Zeichen wir im Sommer 1913 das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers begingen: wir empfanden nichts als den Segen eines Friedenskaisers, dessen Walten damals fast die ganze Welt dankbar bezeugte. Es war dasselbe Jahr, das auch die hundertjährige Erinnerung der Tage des Befreiungskampfes heraufführte — während wir damals den Ernst einer schweren Zeit wieder erlebten, möchten heute unsere Gegner in dem bloßen Begehen nationaler Feiertage ein Wetterzeichen wieder aufflackernder kriegerischer Gelüste alten germanischen Erbteils erblicken. In Wahrheit schien in das festliche Gedenken an eine große Vergangenheit und in die Arbeit des Tages auch damals noch der Inhalt unseres völkischen Daseins gebannt zu sein.

Vielerlei wirkte in jenen Jahren zusammen, um dem unpolitischen deutschen Volke trotz allem, was uns umgab, die Zukunft doch noch friedlicher und gesicherter zu malen, als die Kenner der Weltlage es zugeben konnten. Man braucht nur einen Blick in unsere wertvollere Literatur vor dem Kriege zu werfen, um zu erkennen, daß sie nicht nur den politischen Tagesfragen so abgewandt war, wie es das rein geistige Leben immer sein wird, sondern selbst an den politischen Ewigkeitsproblemen unserer Nation, in denen doch auch unsere ganze kulturelle Zukunft eingebettet liegt, mit geringem Verständnis vorbeiging. Sie lebte überwiegend in einer überspannten Allempfänglichkeit, die sich der ganzen Welt gegenüber wahllos öffnete, und vergaß darüber die starken Wurzeln im nationalen Mutterboden — und das alles in einer Zeit, wo der größte Teil dieser Welt sich politisch und geistig in feindlichem Sinne zusammenschloß, und das Besinnen auf die eigenen Kräfte auch bei uns höchste Pflicht gewesen wäre. Die meisten dieser Aestheten, in deren verfeinerter Kunstübung wie in einem Spiel alle wahrhaften Lebensspuren ausgelöscht waren, und viele Intellektuelle, deren Kosmopolitismus nur für die heimischen Institutionen eine herbe Kritik aufbrachte, hatten sich in den Glauben hineingelebt, als wenn in ihre geheiligten Bezirke niemals elementare Weltkräfte zerstörend einbrechen könnten: oder sie wähnten sich genügend gesichert durch die dünnen Fäden, die internationale Beziehungen zu anderen Gleichgesinnten ohne Macht knüpften. Niemals standen individuelle Rechte so hoch, und die Anforderungen der staatlichen Gemeinschaftsordnung so gering im Werte, wie damals in diesen Kreisen. Es war wie in den Zeiten der französischen Revolution und des napoleonischen Weltkrieges, als manche unserer erlauchten Geister in den Äther der reinen Idee flüchteten, während der Boden unter ihnen bebte.

Es kam hinzu, daß die wachsende Verflechtung Deutschlands in die

Digitized by Google

Weltwirtschaft es auch klugen Beobachtern als immer undenkbarer erscheinen ließ, daß dieses kunstvolle Gefüge wechselseitiger Abhängigkeiten eines Tages in die Luft fliegen könnte; auch hier wollte man nicht glauben, was man nicht zu fürchten wagte. In den oberen Schichten wies der Genuß des Lebens, der in dem reichgewordenen Volke überhand nahm, alle Schatten im Bilde ab. In allen Schichten aber war es immer wieder die Arbeit im Kleinen und Einzelnen, jene beruflich gesonderte und spezialisierte Arbeitsandacht und Arbeitsenge, die den Deutschen immer noch auszeichnet, aber auch lähmt, — was ihn in den Jahren vor dem Kriege die drohende Umwölkung des Horizontes, die große Sorge, die uns alle anging, immer wieder übersehen ließ.

Schließlich war die Leitung unserer Reichspolitik mit gutem Grunde darauf angewiesen, trotz wachsender Gefahren, beruhigend auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Sie durfte die Hoffnung nicht aufgeben, daß eine friedfertige Politik vor dem Ausbruch der Katastrophe noch ausbiegen könne; sie war daher geneigt, Alarmrufe eher zu unterdrücken oder zu verleugnen, weil sie die Auslösung ungünstiger Nebenwirkungen, die nur der offensiven Hetze der andern gedient hätten, davon befürchtete; sie hielt es bis zur Selbstentäußerung für ihre Pflicht, sich die vorsichtigste Reserve in dem Appell an die nationalen Kräfte aufzuerlegen, denn sie wußte, daß jede selbstbewußtere Tonart sofort als Bedrohung des Weltfriedens umgedeutet wurde: hatte man doch wiederholt erlebt, daß ein geringfügiger unglücklicher Zwischenfall Ströme verborgenen Hasses aus den Tiefen hervorlockte. Also hielten wir an uns, in dem Bewußtsein, daß wir weiter wuchsen, und trotz aller Einengung durch die übelwollenden Weltmächte, auch im Frieden unserer Zukunft gewiß blieben.

Erst seit dem Balkankriege von 1912/13 war dieses System der Zurückhaltung nicht mehr völlig aufrechtzuerhalten. Der ernste Ton der Begründung der Wehrvorlage durch den Reichskanzler, die ungewöhnliche Form der Aufbringung der Mittel durch den Wehrbeitrag mußten auch den Unpolitischen und Ruheseligen die Augen öffnen. Seit dem Anfang des Jahres 1914 wurde in Rußland auf der einen und in Frankreich auf der andern Seite die herausfordernde Sprache immer vernehmlicher, die wechselseitige Verstrickung der Dreiverbandsmächte ineinander nahm immer bedenklichere Formen an, und ein dumpfer Druck wollte nicht schwinden, ohne daß man hätte sagen können, woher er im Augenblick rühre. Erst neuerdings haben wir durch einen Zufall erfahren, daß damals, am 8. Mai 1914, der belgische Gesandte in Paris, entsetzt über den neuen chauvinistischen Geist in Frankreich, seiner Regierung als Auffassung eines erfahrenen und hochgestellten Diplomaten berichtete:

Digitized by Google

„Wenn sich jetzt plötzlich eines Tages ein ernster Zwischenfall zwischen Frankreich und Deutschland ereignet, so werden die Staatsmänner beider Länder sich bemühen müssen, ihm innerhalb der nächsten drei Tage eine friedliche Lösung zu geben, oder es gibt Krieg."

Derart war die Weltlage in Wahrheit beschaffen, als jenes Ereignis von Serajewo eintrat, das unendlich mehr war als ein Zwischenfall, von dem man schon das Äußerste befürchtete, das von so viel Begleiterscheinungen weltgeschichtlicher Tragik umgeben schien, daß es schlechterdings weltgeschichtliche Folgen nach sich ziehen mußte. Irrt doch das Gedächtnis angesichts der Ermordung Erzherzogs Franz Ferdinands in die Vergangenheit aller Zeiten ab, um irgendwo ein Beispiel zu finden, wo der Erbe eines großen Reiches, der als Neugestalter und Erhalter von Freund und Feind voraus bewertet wird, mitten aus dem feindlichen Lager heraus, das auf die künftige Zerstörung dieses Reiches rechnet, vorweg durch Mord beseitigt wird, damit der Zerfall um so sicherer eintrete. Man findet in der Weltgeschichte keine Parallele und vollends keine Nachwirkung von diesen Dimensionen.

So fiel schon die erste Nachricht wie ein Donnerschlag auf die Welt. Ich erinnere mich, als wenn es heute wäre, noch des Sonntagnachmittags, als ich auf die telephonische Nachricht einer Heidelberger Zeitung über den Mord, in dem unsicheren Gefühl, daß eine Kette ungeheurer Ereignisse nun zum unabwendbaren Ablauf komme, in die Stadt eilte, um zu irgend jemand mich auszusprechen. Unterwegs kamen mir aus dem Neckartal und von den grünen Bergen heimkehrende Mengen der Sonntagswanderer entgegen, Männer, Frauen und Kinder, alle den Wiederglanz der fröhlichen Natur in ihren Zügen, ein Bild der deutschen Naturfreude und Geselligkeit am Sonntag, wie wir es alle kennen, aller der harmlosen Freuden des Genusses, über denen seitdem, wie über so vielem, ein grauer Schleier gebreitet liegt. Ich aber hatte inmitten der ahnungslosen Menge nur das Gefühl, als wenn ich um etwas Schreckliches wisse, das alle diese Menschen anginge, ein Bangen, als wenn ein Gespenst, für die meisten noch unsichtbar, in den Kreis der Lebenden getreten sei, und Freunden, denen ich begegnete, vermochte ich mit der Nachricht nichts anderes zu sagen als: das ist der Weltkrieg.

So mochte mehr als einer denken, der die vorangegangene Entwicklung mit verfolgt hatte und den dumpfen Trieb der Kräfte überschaute, die noch gebunden dalagen, aber nur allzuleicht entfesselt werden konnten. Wohl mochten die meisten naturgemäß unter dem menschlichen Eindruck stehen, den das Grauen des Verbrechens auslöste, und erschüttert

nach der nächsten greifbaren moralischen Verantwortung fragen — wer aber weiter dachte, sah voraus, daß niemals eine gefährlichere Weltkonstellation durch das Verbrechen einzelner auf die Probe gestellt worden war. Ließ Österreich-Ungarn den Mord ungestraft hingehen, so war der Glaube an den festen Zusammenhalt der Monarchie in der Zukunft für immer zerstört, dann mußten die kaum noch gezügelten Begehrlichkeiten, die die Einkreisungspolitik längst in ihre Rechnung aufgenommen und auf allen Seiten aufgepeitscht hatte, in vollen Flammen aufbrechen, dann mochten die Urheber des ganzen Spiels ihre Stunde gekommen sehen. Griff aber die habsburgische Monarchie in dieser Prüfungsstunde energisch, wie sie mußte, durch, dann war die Gefahr nahe, daß die Hintermänner der serbischen Propaganda einsprangen und automatisch die Verflechtung der Bündnisse und Abreden ablief, bis der Weltkrieg hereinbrach. So oder so, die große Probe einer seit mehr als einem Jahrzehnt betriebenen Politik stand bevor: sie mußte endlich ihr wahres Gesicht enthüllen.

Noch kamen ein paar Wochen der Ungewißheit, der Spannung, der langsam und im geheimen fortschreitenden Untersuchung. Und wie die Menschen einmal sind, wagte sich inzwischen auch Beruhigung wieder hervor, machte die Ablenkung ihr Recht geltend, nahm das tägliche Gleichmaß der Arbeit die Massen wieder gefangen. Der Strom der kleinen Tagesereignisse zog zwischen durch, und wer heute etwa in einem vergilbten Blatte einen Blick auf sie wirft, fragt sich erstaunt, womit die Zeitungen manchmal ihre Spalten füllen, und was einen Menschen von damals interessieren konnte; auch der Deutsche ließ sich geduldig von dem Prozeß der Madame Caillaux erzählen und erlebte die verlogene Theatralik mit, auf deren tiefstem Grunde allerdings auch wieder die unausgesprochenen Gegensätze der großen Politik ruhten. Aber man wurde über alledem das quälende Gefühl nicht los, daß eine Wolke über uns stand. Und als die österreichische Note an Serbien am 23. Juli das Maß der Verschuldung auch der amtlichen serbischen Kreise enthüllte und danach ihre Forderung an die Schuldigen richtete, um Vergeltung und Sicherheit zu gewinnen, da wußte die Welt, was ihr bevorstand — wenn Rußland es auf sich nahm, seine Macht auch jetzt für die von ihm Verführten einzusetzen.

Von diesem Augenblick an schritten die Ereignisse derart voran, daß man sagen darf: niemals zuvor in der Weltgeschichte sei in einem rasenderen Tempo der Übergang vom Frieden zum Krieg, zum allgemeinen Krieg fast, beschlossen und das ganze Angesicht der Menschheit für lange hinaus — so lange wir jetzt Lebenden es ausdenken können — verändert worden. Äußerlich war es durch die technische Vollendung der Gegen-

Digitized by Google

wart ermöglicht, die in wenig Stunden den Funken um den Erdball laufen läßt, von Minute zu Minute den Meinungsaustausch der Kabinette vor neue Situationen stellt, jede politische Entschließung ohne den geringsten Zeitverlust in militärische Maßregeln umsetzen kann, die ihrerseits sofort die entsprechenden politisch-militärischen Schritte auf der Gegenseite hervorrufen. Der tiefere Grund für diesen rapiden Ablauf der Ereignisse lag darin, daß sich seit dem Eingreifen König Eduards eine politische Konstellation herausgebildet hatte, die auf alle Möglichkeiten eingerichtet war und automatisch ineinandergriff, wie die einzelnen Teile einer Präcisionsmaschine, sobald an der einen Stelle auf den Knopf gedrückt ward. Dieses unsichtbare und unaufhaltsame Funktionieren mußte damals schon und auch später im Rückblick als etwas Unfaßbares erscheinen für den gemeinen Verstand, der zunächst, außer dem österreichisch-serbischen Konflikt, keinen erkennbaren unmittelbaren Kriegsgrund auffand und nicht ahnte, daß hinter diesem Einzelfalle eine aufgesammelte Fülle feindlicher Energien und Berechnungen mit einem Schlage zur Entladung kam. Selbst für diejenigen, die einen gewissen Einblick in den komplizierten und verborgenen Apparat besaßen, konnte die Überraschung nicht ausbleiben. Die Masse der Überrumpelten und Aufgejagten aber sah sich plötzlich von unkontrollierbaren Nachrichten, die sich jede Stunde wiederriefen, wehrlos überflutet, von dumpfen Strebungen, die von der Straße her emporstiegen, getragen und aneinandergedrängt, immer mehr unter dem Banne der Ahnung, daß ein Schicksal im Anzuge sei — und zugleich brach durch diese Ungewißheit immer sieghafter der Entschluß durch, daß man dann seinen Mann stehen müsse.

Die erste und entscheidende Verschärfung der Lage ging von Rußland aus. Serbien lehnte die österreich-ungarischen Forderungen ab, auf die Gefahr hin, daß die angedrohten Folgen über das Land kämen — dahinter konnte nur Rußland stehen! Und Rußland gab allerdings gleich darauf zu verstehen, in den üblichen farblosen, aber vielsagenden Formeln, daß es einem Angriff auf Serbien nicht uninteressiert zusehen werde — das hieß, daß selbst die Mordtat von Serajevo den Zaren nicht abhalten würde, für den kleinen serbischen Bruder einzuspringen, daß das russische Weltreich vielmehr bereit sei, auf die Gefahr eines Weltkrieges seine Machtpolitik durchzusetzen. In diesem Augenblick hatte sich das Gespenst des offensiven Panslawismus sichtbar gegen uns erhoben.

Es war die Gefahr, die seit Jahrzehnten häufig in unserer politischen Publizistik besprochen worden war und für das Volksempfinden doch noch niemals eine handgreifliche Gestalt gewonnen hatte. Das innere Verhältnis der Deutschen zu den Russen war ja so ganz anders wie das der Russen zu

Digitized by Google

den Deutschen. Das deutsche Volk als solches hat mit den durch den Wall der Fremdvölker von uns getrennten Russen überhaupt keine nähere Beziehung; mit der einzigen Ausnahme der Beteiligung Rußlands am siebenjährigen Kriege gegen Preußen ist es niemals in der Geschichte zu einer feindlichen Berührung gekommen; so sehr die Kenntnis der russischen Literatur sich bei uns verbreitete, so wenig wußte man von dem Volke selber, wenn man von den einzelnen Individuen absieht, die zu uns kamen. Von einem Volksantagonismus gegen die Russen war keine Rede und konnte keine Rede sein. Auf der anderen Seite aber war er längst in einem Maße vorhanden, daß das russische nationale Selbstgefühl, um sich bewußt zu werden und kräftig zu äußern, einer Gegensätzlichkeit, ja noch mehr, einer instinktiven Feindseligkeit gegen das Deutschtum geradezu bedurfte. Eine Reihe von Ursachen, zum Teil schon historischer Natur, wirkten zusammen, um den Deutschen als Kulturträger und Wirtschaftsfaktor, die deutsche Art als die überlegen ordnende und geistig freie, der russischen Art entgegengesetzte, verhaßt zu machen. „Der Russe haßt den Deutschen, weil Deutschland das Nachbarland ist, das zum Vergleich reizt und dessen überlegene Zivilisation seinen Barbarenstolz demütigt", so urteilte im Jahre 1905 ein draußen stehender objektiver Beobachter, wie der belgische Gesandte Baron Greindl in Berlin. Seit Jahrzehnten hatte sich die Politik, wie der immer herausforderndere und überheblichere Ton ihrer Presse bewies, dieser antideutschen Strömungen bemächtigt. Immer sichtbarer hatten sich die unheimlichen Kräfte des Kolosses in Bewegung gesetzt: unaufhaltsam, sobald er nicht nur den französischen Verbündeten, sondern auch die befreundete britische Riesenmacht hinter sich wußte. Den Weg nach Konstantinopel und den Dardanellen wollte man über Wien sich eröffnen, und wenn der Weg nach Wien von uns verlegt wurde, ihn auch über Berlin mit dem Schwerte sich erzwingen: die Zerstörung der asiatischen Türkei, die Aufteilung der österreich-ungarischen Monarchie waren in den letzten Jahren zu immer lärmenderen Schlagworten eines asiatisch grenzenlosen Eroberungswillens geworden. Das aber bedeutete für uns nicht nur Absperrung eines der wenigen in der Welt noch verbliebenen offenen Wirtschaftsgebiete, nicht nur den Überfall auf den einzigen uns verbliebenen sicheren Bundesgenossen und somit die Vollendung der Isolierung, die die Einkreisungspolitik seit einem Jahrzehnt betrieb. Es war noch mehr: das Heranwälzen einer Gefahr, die der Reichskanzler schon bei der Einbringung der Wehrvorlage mit ihrem Namen bezeichnet hatte, einer Gefahr, die in früheren Jahrhunderten Polen, Balten, Finnen verschlungen hatte und zum Verhängnis auch für die ganze deutsche Kultur werden konnte. Jetzt stand sie vor

den Toren und schlug ans Schwert, den Serben deckend und zu allem bereit. Und hinter ihr sah man schon die Kette der Bündnisverpflichtungen sichtbar werden, zunächst das Bündnis mit Frankreich; nur über das Endglied der Kette mochte man noch im Zweifel sein.

Noch folgten ein paar Tage des kompliziertesten diplomatischen Spiels, dessen Fäden man auch heute, angesichts der vielen Blau- und Weißbücher, nur mit Mühe entwirren kann. Damals stellte sich das alles dem Beobachter wie ein geheimnisvolles Chaos dar, das sich immer mehr verdüsterte. Man hörte, daß ein englischer Anlauf zur Vermittlung sich dazwischenschob, und wollte hier und da hoffen, daß wie im Frühjahr 1913 die deutsche und die englische Regierung, die inzwischen in mancherlei Verbindung sich näher zu kommen versucht hatten, gemeinschaftlich das Äußerste beschwören möchten; die gedämpfte und zurückhaltende Sprache der englischen Zeitungen verriet noch kein Aufdecken der Karten, aber sie ließ mehr und mehr zwischen den Zeilen lesen.

Mitten in dieser wachsenden Erregung erfuhr man in Deutschland von dem persönlichen Eingreifen des Kaisers, der von seiner Reise zurückgekehrt war. Alle Blicke bei uns flogen zu dem Führer der Nation, der so oft für sie gehandelt und gesprochen, und auch im Ausland schienen die friedensfreundlichen Elemente aufzuatmen. Daß der Kaiser den Frieden wolle, daß er alles Mögliche für seine Aufrechterhaltung tun werde, wagte niemand in der Welt zu bezweifeln, und selbst im Lager derer, die uns in der Seele todfeindlich gesinnt waren, erging man sich jetzt im Preise der einzigen Autorität, die den rasenden Lauf des Schicksals zum Stehen bringen könne. Und man erfuhr, daß er sich mit persönlichem Appell an den Zaren wandte — ein letzter Nachklang aus mehr als einem Jahrhundert dynastischer Freundschaft der Häuser Hohenzollern und Romanow —, daß er an die Solidarität der Monarchie gegenüber dem Fürstenmord warnend erinnerte; ein kurzer Lichtstrahl der Hoffnung zuckte auf, als bekannt wurde, daß der Zar die angebotene Vermittlung des Kaisers angenommen, ja um sie gebeten habe, und daß die Herbeiführung eines direkten Meinungsaustausches zwischen Rußland und Österreich-Ungarn im Werke sei. Aber zwischendurch jagten sich die beunruhigendsten Meldungen, daß die russische Mobilmachung gegen Österreich-Ungarn bereits auf die Deutschland benachbarten Gouvernements ausgedehnt werde; schon mischte sich auch bei uns die Sorge ein, ob wir nicht, um den Frieden zu retten, so lange zauderten, bis kostbare Stunden verspielt seien und der Vorsprung des Gegners für uns lebensgefährlich geworden sei. Am Nachmittag des 31. Juli wußte man in Berlin, daß die allgemeine Mobilisierung in Rußland angeordnet worden

sei: der Kriegswille, im geheimen seiner Verbündeten und Freunde versichert, brach durch und zerriß die letzten Fäden der Vermittlung.

Jetzt sahen wir dem Kriege unmittelbar ins Gesicht und mußten uns wehren. Am Nachmittag des 31. Juli sprach der Kaiser zu der im Lustgarten versammelten Menge: „Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. . . Jetzt geht in die Kirche, knieet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer." Noch in dieser alleräußersten Stunde wurde nur der Zustand der drohenden Kriegsgefahr, noch nicht die Mobilmachung verkündet. Noch ließ man dem Russen zwölf Stunden Frist, seine Kriegsmaßnahmen einzustellen, und seinem Verbündeten achtzehn Stunden, sich über seine Absichten zu erklären — als die Fristen abliefen, wurde die Mobilmachung am Nachmittag des 1. August um vier Uhr befohlen. Der Kriegserklärung an Rußland mußte alsbald auch die an Frankreich folgen.

Das Ultimatum an Frankreich war in dieser Stunde unvermeidlich, selbstverständlich für Feind und Freund. Niemand zweifelte an der Bundestreue Frankreichs, dessen Vertreter in Berlin sich im Auswärtigen Amte berühmt hatte, daß seine Landsleute keine Italiener seien. Niemand, wer den Geist der Herrschenden in Paris kannte, zweifelte, daß sie, wenngleich von der Stunde überrascht, entschlossen waren, die ersehnte Revanche zu genießen: sie hatten, offen und versteckt, ihrem Volke so viel davon gepredigt, daß sie nicht mehr zurückkonnten. Unser Verhältnis von Volk zu Volk lag hier anders als bei den Russen. Die Franzosen kannten wir und wußten, was wir im Ernstfalle von ihnen zu erwarten hatten. Wir kannten sie, ohne eine Antipathie, ohne die geringste Angriffsneigung zu empfinden; wir hatten auch bei den heftigsten Ausbrüchen des Hasses, wie bei den Vorfällen in Nancy und Luneville in den letzten Jahren, Geduld und Mäßigung gezeigt, denn wir waren im Jahre 1870/71 die Sieger gewesen. Wir waren objektiv genug, diese Wesensart der gallischen Psyche zu verstehen, wir nahmen sie wie eine Naturtatsache hin, mit der wir uns seit der Gründung unseres Reiches abgefunden hatten; denn wir wollten nichts von ihnen — noch bis in den Krieg hinein sind solche Stimmungen bei uns lebendig gewesen; eine innere Bereitschaft, Brücken zu bauen, lebte in dem naturhaften Empfinden des Einzelnen, so möchte man sagen, wie auch in der politischen Rechnung der Weiterblickenden. Aber die anderen wollten etwas von uns. Wir

Digitized by Google

kannten auch die in der Tiefe dort verborgenen Kräfte zur Genüge und wußten, warum der Lothringer Poincaré unter russischem Druck seinen knirschenden Landsleuten die dreijährige Dienstzeit auferlegt hatte, wir hatten mit wachsender Sorge in den letzten Jahren verfolgt, wie der Geist Delcassés die Parteien im Parlament eine nach der anderen erobert hatte, und ahnten, daß der „nouveau esprit" dieses stolzen Volkes vor der Gelegenheit, die sich ihm bot, nicht zurückbeben würde. Die Eingeweihten vollends waren sich darüber klar, daß dieses Frankreich in seine Verpflichtungen so verstrickt war, daß es ohnmächtig gewesen wäre, sich ihnen zu entziehen, auch wenn es gewollt hätte. Nur das Eine konnte man jetzt beobachten, daß die französischen Staatsmänner in der letzten Krisis mit scheinbar friedlicher Miene zurückhielten, um vor einem Volke, dessen arbeitende Schichten nur friedliebend sein können, den Krieg, den sie selbst herbeisehnten und lange betrieben hatten, als ihnen gewaltsam von einem bösen Nachbar aufgezwungen erscheinen zu lassen: das ist die Täuschung, in deren Banden dieses Volk bis heute liegt. Als am 1. August der deutsche Botschafter der französischen Regierung die Frage vorlegte, ob sie in einem deutsch-russischen Kriege neutral bleiben würde, kam die erwartete Antwort zurück, Frankreich werde das tun, was seine Interessen ihm geböten. Nicht seine Interessen, wohl aber die Selbsttäuschung eines in heißer Sehnsucht nach Ruhm und Größe sich verzehrenden leidenschaftlichen Volkes! Dem gegenüber empfanden die Deutschen: in Gottes Namen denn. Sie haben uns unter ihrem großen Napoleon zerteilt und zertreten, und wir haben 1814 und 1815 nach Paris marschieren müssen, um wieder frei zu werden; sie haben schon 1840 wieder nach der Rheingrenze geschrieen und mußten, als sie sich der Einigung Deutschlands in den Weg stellten, im Jahre 1870/71 auch am Oberrhein in *ihre* natürliche Grenzen zurückgeworfen werden; wenn sie noch einmal das Ganze ihrer sinkenden Volkskraft wider uns einsetzen wollen, dann mögen sie die Folgen tragen. Ohne Haß werden wir in diesen Krieg gehen, aber gegen die Franzosen zum letzten Mal.

So standen wir am Sonntag, den 2. August. Ein Sonntag, wie ihn das deutsche Volk noch niemals erlebt hatte — wohl hatten die Menschen die Kirchen noch nie so gefüllt, um in heiliger Not den Blick nach oben zu richten. Der Zweifrontenkrieg, dessen Möglichkeit seit dem Jahre 1891, seit dem Abschluß des russisch-französischen Bündnisses, auf einem in friedlicher Arbeit fortschreitenden Volke gelastet hatte, war über uns hereingebrochen. Es ging um das Ganze, um unser Reich, um unsere Existenz als Volk.

Und noch war das Erschütternde des Erlebens für das deutsche Volk

nicht auf den Gipfelpunkt gelangt. Scheinbar stand die Entschließung Englands noch aus, und im deutschen Volke mochte es damals viele geben, die an die Möglichkeit glaubten, daß das Inselreich sich heraushalten oder doch abwarten würde. Wer freilich die Politik verfolgt hatte, die von London aus die ganze Einkreisung seit einem Jahrzehnt betrieben und dadurch erst in Petersburg und Paris die grauenhafte Selbstzuversicht großgezüchtet hatte, mochte seinen Zweifel nicht verbergen — und wer heute alles das durchdenkt, was an geheimen Akten über die Vorgeschichte des Krieges inzwischen bekannt geworden ist, dem drängt sich die Gewißheit auf, daß eine andere Entschließung von den leitenden Männern Englands damals nicht zu erwarten war. Immerhin schien diese Macht in den letzten Jahren aus der Front der feindlichen Einkreisung ein wenig zurückgewichen zu sein, die Sprache mancher Staatsmänner und publizistischer Organe hatte eine Milderung erfahren, und man hatte immer wieder gehört, daß eine Reihe alter kolonialer Reibungsflächen in deutsch-englischen Abmachungen so gut wie beseitigt werden solle. Es war nicht zu verkennen, daß gerade England nur zögernd und mit verdecktem Spiele in die Krisis eintrat, und daß seine Staatsmänner, wenn sie den Krieg wollten, doch andere Hemmungen in ihrem Volke, als etwa die Franzosen, zu überwinden hatten und mit vorsichtigster Berechnung die Gestaltung eines annehmbaren, wenn auch noch so unwirklichen Kriegsgrundes betreiben mußten. Gewiß war Grey „der Verträge Knecht", und es mag sein, daß ihm trotz aller guten Nerven doch die Hände zitterten, als aus den geheimsten Gedanken Tat und Wirklichkeit wurde — hat ihm doch später die Opposition seines eigenen Landes einen Mangel an Energie, d. h. an Skrupellosigkeit in der Herbeiführung des Krieges vorgeworfen. Aber er mußte zugleich auf seine Partei, auf die immer von ihm angebetete Göttin der öffentlichen Meinung sehen, und war sich im tiefsten Innern vielleicht nicht einmal der Unwahrhaftigkeit ganz bewußt, die, aus dem steten Spiel mit unverbindlichen Friedensworten und heimlichem Kriegstreiben aufsteigend, ihm längst zur Natur geworden war.

Das alles konnten wir in jenen heißen Augusttagen noch nicht bis auf den Grund erkennen. Aber was man erkannte, das war das treibende Motiv dieser hinterhaltigen Staatskunst: der Handelsneid einer Macht, die noch gegen jeden Wettbewerber Bündnisbildungen auf dem Kontinent ins Leben gerufen hat, und für die eigene Vorherrschaft zur See und im Handel, für die eigene gewaltige Mission in der Weltgeschichte jederzeit die ganze Welt in Brand zu stecken bereit und dabei zugleich den Vorkämpfer des Rechts und der Freiheit zu spielen imstande

Digitized by Google

ist. Mit welcher brutalen Energie und gleisnerischen Verschlagenheit die englische Politik und Volkskraft dieses Ziel zu verfolgen vermag, das haben wir erst während dieses Krieges ganz ermessen können, der immer mehr unter die englische Oberführung geraten ist. Aber instinktiv trafen wir schon damals das Richtige, als wir gegen diesen Gegner, den wir noch nie im Laufe unserer Geschichte erprobt hatten, eine tiefe und unbezähmbare Erbitterung aufsteigen fühlten. „Wir werden das nie vergessen", schrieb damals eine deutsche Zeitung, und kein Deutscher, der jene Tage erlebt hat, wird jemals dieses Gefühl verwinden.

Eine Welt hatte uns überfallen — eine Welt ging für unser herzliches und friedliches Empfinden in Trümmer — eine neue Welt mußten wir in unserem Innern aufbauen, um widerstandsfähig zu bleiben. Wir fanden sie in der unvergeßlichen Eintracht und Festigkeit jener Stunden, und in dem guten Gewissen, mit dem wir in die schwerste Prüfung unserer Geschichte hineingingen. Aus aller Herzen sprachen die Worte der Thronrede: „Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat für uns und alle kommenden Geschlechter." In dieser Gesinnung vereinigte sich der Reichstag an jenem 4. August, an dem abends auch die englische Kriegserklärung überbracht wurde, in unerschütterlicher und jubelnder Einigkeit um den Kaiser: jetzt gab es nur noch Deutsche. Und wenn der ganze Umfang der uns bedrohenden Feinde damals noch nicht zu übersehen war, an dieser Gesinnung konnte nichts in der Welt etwas mehr ändern. Es folgten noch die Kriegserklärungen der Kleinen vom Balkan, die die Mine an das Pulverfaß gelegt hatten; es folgte, was wir schwerer ertrugen, das Königreich Belgien, das sich im Stillen trotz seiner Neutralität längst den Westmächten verschrieben hatte und in der heiligen Not von uns durchschritten werden mußte; es folgte im fernen Osten nach einigen Wochen Japan, ohne den Schein eines Anlasses, sich offen zur Absicht des Raubes bekennend, die sein englischer Bundesgenosse und Lehrmeister für Europa mit Moral und Gerechtigkeit verhüllte. Auf der andern Seite brachten schon die ersten Tage des Ausbruches das schwere Erlebnis, daß zu dem treuen Bundesgenossen Österreich-Ungarn sich der Dritte im Dreibund nicht gesellte, sondern mit formellen und äußerlichen Gründen sich heraushielt, abwartend, wohin sich die Wage senke, innerlich untreu schon von der ersten Stunde an. Und schließlich setzte, als wenn alle Mächte der Hölle losgelassen wären, sofort beim Kriegsausbruche jene Vergiftung der öffentlichen Meinung des Auslandes ein — eine Kriegswaffe der Gegner, auf die wir äußerlich nicht und, was gerade unsere edelsten Naturen nur schwer verwanden, auch innerlich nicht

Digitized by Google

vorbereitet waren. Es begann die große Einsamkeit, ein allein sich einer Welt Gegenübersehen — diese seelischen Eindrücke sind für die Deutschen ein bitterer, ein heilsamer, ein unvergeßlicher Lehrmeister geworden.

Was uns aufrecht erhielt, war der Glaube an die moralischen Kräfte und an die befreiende Tat, der Glaube an die Unzerstörbarkeit der Nation; ja so hoch sich auch die Wogen türmten, der Glaube an den Sieg. Während draußen die Neutralen, allen voran der plump rechnende Amerikaner, aber auch mancher besorgte Freund, uns verloren wähnten, weil sie nur nach der reinen Zahl und der sichtbaren Masse urteilten, war diese von unten bis oben reichende stillschweigende Gewißheit unseres Sieges, dieses den anderen unverständliche Phänomen, unser unerschütterlicher Besitz: wir werden siegen, denn wir müssen siegen.

Den Menschen, die jene Tage erlebt haben — und es gibt keinen entlegenen Winkel deutschen Landes, der es nicht mit gleicher Intensität erfahren hätte — werden sie nie aus dem Gedächtnis schwinden: die ungeheure Spannung von Stunde zu Stunde, selbst in schlaflosen Nächten, das Fluten einer heiligen Einigkeit, wie man sie nie vorher gefühlt hatte, der Blick in das Dunkle und allen schlechthin Unberechenbare der Zukunft. So rasch waren die Dinge gelaufen, daß wir damals schon die Ahnung hatten, verwandelt und zu anderen Menschen geworden zu sein — so viel sahen wir hinter uns und um uns zerbrochen, so viel sahen wir in uns selber abfallen von dem, was gewesen war, und fühlten wir in uns aufsteigen von unerhörten und neuen Kräften. Während die Welt um uns ein anderes Gesicht gewann, waren wir nicht mehr die Alten und wußten, daß wir nie wieder die Deutschen vor 1914 werden könnten. Aus unserem friedlichen und arbeitsreichen Dasein aufgeschreckt, aneinandergedrängt vom Fürsten bis zum letzten Mann, aufeinander angewiesen wie die Glieder einer einzigen Familie, wie die Besatzung und Passagiere eines in Seenot geratenen Schiffes, genossen wir tiefbewegt die stolze Freude, daß die Einigungsgeschichte unserer Nation, die so manche jahrhundertweite Irrwege gegangen und so mühselig vorgeschritten war, im Feuer einer unerhörten Prüfung zu einem unverlierbaren Abschluß gelange.

Das deutsche Volk, das seit dem Beginn seiner Geschichte, in unendlich vielen Kreisen auseinanderging und aus seinem Wesen niemals den eigenwilligen, kritischen, individuellen Sondergeist verloren hatte, war jetzt eine Einheit schlechtweg. Jeder Einzelne wußte, daß sein individuelles Schicksal unlöslich an das Schicksal der großen Nation geknüpft war. Wir ruhen alle in der Nation, in ihr leben, weben und sind wir — in diesem Glauben gingen wir Deutsche in den furchtbarsten Krieg aller Kriege.

Digitized by Google

Vor dem Kriege

Tatsachen und Stimmungen aus Österreich-Ungarn

Von Ottocar Weber

Europa hatte im Laufe des letzten Jahrzehnts soviele gefährliche Augenblicke, in denen der Friede nur an einem Haare gehangen hatte, glücklich überwunden, daß es trotz aller Rüstungen und Kriegsvorbereitungen sich in einer gewissen Sicherheit wiegte. Man hatte mehr das Gefühl, daß ein gewaltiges Pokerspiel zwischen Dreibund und Dreiverband im Gange war, bei dem man den Gegner einzuschüchtern, ihn zu bluffen versuchte, ohne aber im letzten Momente Ernst machen zu wollen. Niemand würde, so glaubte man, den traurigen Mut haben, einen Weltkrieg zu beginnen, und jeder im äußersten Falle doch vor der ungeheuren Verantwortung zurückschrecken. Denn daß ein Konflikt zwischen Großmächten nicht lokalisiert bleiben könnte, wie der italienisch-türkische oder der Balkankrieg, darüber war man sich ganz klar, dafür sorgten die großen Bündnisse. Die Größe der Gefahr schien also das beste Schutzmittel gegen sie selbst zu sein. Man hatte die Empfindung, daß Europa sozusagen durch die kleinen Kriege gegen einen Weltkrieg immunisiert sei und hielt sich durch den Spruch: si vis pacem, para bellum, für genügend geschützt. Daß man dabei am Rande eines solchen Abgrundes wandle, darüber war man sich ja klar, aber bei einiger Vorsicht kann man auch an einem Abgrunde ungefährdet vorübergehen, ja sogar wenn man sehr müde ist, am Rande eines solchen Abgrundes schlafen. Und müde waren die Völker Europas der steten Kriegsbesorgnis und besonders der dadurch bedingten Auslagen. So getröstete man sich bei uns: da Deutschland und England einig seien, werde der Weltfrieden aufrecht erhalten bleiben! Man hatte sich der Einweihung des schönen Friedenspalastes im Haag am 28. August 1913 gefreut, kritisierte die Bemühungen der Friedensfreunde mit einer gewissen ungläubigen Erwartung, las mit Interesse von den Vorbereitungen zum großen internationalen Friedenskongresse, der für den Sommer 1914 in Wien geplant wurde, staunte über den Erfolg des deutschen Wehrbeitrags, verfolgte achselzuckend die ewigen nationalen Kämpfe in Österreich, wunderte sich vielleicht manchmal, daß

in Prag Turnerfeste gefeiert worden konnten, an denen auch Russen, Serben und Montenegriner teilnahmen, beschäftigte sich im übrigen besonders eifrig mit den Schwierigkeiten, die England in Irland fand. Hier hatte ein großes Reinemachen begonnen, die Provinz Ulster trat gegen das übrige Irland in Waffen, englische Offiziere versagten den Gehorsam — eine für deutsche Begriffe kaum begreifliche Erscheinung —, die englische Großmannsucht schien hier durch einen Bürgerkrieg einen wohltuenden Aderlaß bekommen zu sollen. Fürsten und Minister bereiteten ihr Sommerprogramm vor: Kaiser Wilhelm rüstete zur Nordlandfahrt, Präsident Poincaré plante eine politische Geschäftsreise, bei der er als Beauftragten der Entente Aufträge von den nordischen Höfen zu bekommen hoffte. In Österreich unternahm der Erzherzog-Thronfolger eine Inspektionsreise nach Bosnien, auf der ihn seine Gemahlin begleitete. In Sarajevo, am 28. Juni 1914, trafen den Erzherzog Franz Ferdinand und die Herzogin Josephine von Hohenberg die Kugeln der Attentäter, nachdem vorher ein Bombenanschlag versagt hatte.

Nicht nur durch Österreich-Ungarn und Deutschland war ein Schrei des Entsetzens über das schändliche Attentat gegangen, auch in den Ententestaaten war es das erste Gefühl, von den Mordgesellen abzurücken.

Es wäre also mehr nach dem Sinne der Öffentlichkeit gewesen, wenn der Donaustaat sofort nach der Katastrophe in Serajevo Lärm geschlagen und Genugtuung gefordert hätte. In Wien und Budapest wollte man aber gerade den Vorwurf vermeiden, als habe man in der ersten Erregung gehandelt; man wollte ganz sicher gehen und bestimmte Resultate der Voruntersuchung abwarten. Lieber ließ man sich noch weiter der Schwäche zeihen. Als dann die Untersuchung unwiderleglich auf die Mitschuld Serbiens hinwies, erst da holte man zum entscheidenden Schlage aus. Am 23. Juli wurde in Belgrad das österreichisch-ungarische Ultimatum überreicht, durch das man endgültig mit dem gefährlichen Nachbar abrechnen wollte. In überaus ernsten kategorischen Worten wurden diesem sein Sündenregister vorgehalten und der Weg vorgeschrieben, auf dem allein ein freundnachbarliches Verhältnis in Zukunft sich gestalten könne. Zum Einschlagen dieses Weges wurde der serbischen Regierung nur eine Frist von zwei Tagen gelassen. Sie genügte reichlich, wenn man hier sein Unrecht einsehen und aufrichtige Besserung geloben wollte. Davon war man freilich in Belgrad weit entfernt; man hatte wohl das unbestimmte Gefühl, daß etwas geschehen müsse, aber nicht im Entferntesten gedachte man den berechtigten Forderungen Österreichs voll zu entsprechen.

In der allgemeinen Aufregung gingen Österreich-Ungarn und Deutschland ruhig ihren festen ehrlichen Schritt weiter. Wie Bethmann-Hollweg

mehr als einmal erklärt hat — und diese Erklärung spricht Bände — mußte Österreich-Ungarn auf der Erfüllung seiner Forderungen bestehen, wollte es nicht endgültig auf seine Stellung als Großmacht verzichten. An einen solchen Verzicht dachte man aber in Wien nicht, im Gegenteil man hoffte der Welt zu beweisen, daß der österreichische Doppelaar noch nicht den Gebrauch seiner Schwingen verlernt, daß das alte Banner der Habsburger in der Stunde des Ernstes noch stolz in den Lüften zu flattern vermöge. In höchster Spannung verfolgten Deutsche und Österreicher und Ungarn den Sturmschritt der Ereignisse. Unmöglich war es in jenen atemraubenden Tagen, sich ein klares Bild über das Wollen nud Wagen der Staatsmänner zu machen. Aber das Gefühl war vorherrschend, es sei nicht möglich, daß irgend Jemand zur Beschönigung eines solchen Verbrechens, wie es der Mord von Sarajevo war, seine Stimme erheben könne. Es sei undenkar, daß selbst ein russischer Despot die Hand rühren könne zum Schutze der serbischen Meuchelmörder, er, dessen Thron selbst stets von dem Blute feig hingemordeter Opfer umspritzt war. Für vollends undenkbar hielt man es, daß Kulturstaaten wie Frankreich und England, die immer nur Friedensworte gebraucht hatten, diesen Anlaß benutzen könnten, um ihre Theorien Lügen zu strafen. Und doch erbebte man, wie keck durch die russische Unterstützung, Belgrad die verlangte Sühne ablehnte, wie Österreich-Ungarn gezwungen wurde, das Wort vom Kriege, das es drohend ausgesprochen hatte, wahr zu machen, wie kaiserlich-königliche Truppen sich rüsten mußten, um Mordbuben einzufangen, wie dann Rußland, das heilige Rußland, mobilisierte, um diese Mordbuben in Schutz zu nehmen, wie England seine stolze Flotte in gefährlicher Demonstration versammeln ließ, um seinen hinterhältigen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. Aber noch war ja das äußerste nicht geschehen, noch hoffte man auf Erhaltung des Weltfriedens. Doch vergeblich versuchte Italien, wie man später erfuhr, ein Tribunal Gesamteuropas aufzurichten, vor dem Serbien sich beugen sollte, vergeblich gedachte Rußland den deutschen Kaiser mit falschen Ehrenworten einzulullen, vergeblich erklärte Österreich-Ungarn immer wieder, es wolle das serbische Land nicht antasten, nicht für sich eine Vergrößerung erwerben, es wolle nur Sühne und Strafe für das todeswürdige Verbrechen und endlich Ruhe und Sicherheit für die Zukunft vor weiteren tückischen Anschlägen erreichen! Das Schicksal nahm seinen Lauf — Rußland mobilisierte nicht nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch gegen Deutschland, daneben rüstete auch Frankreich und Deutschland sah sich dadurch gezwungen auch Ernst zu machen, der großen Gefahr, die ihm, wie es wohl wußte, über Belgien drohte, zuvorzukommen.

Nicht mit einem Schlage sind wir in die Wirren eines Weltkrieges

Digitized by Google

hineingerissen worden. Zuerst war nur mit einem Kriege Österreich-Ungarns gegen Serbien zu rechnen gewesen, der, wenn man auch vielleicht damals die Zähigkeit und den Mut des Serbenvolkes unterschätzt hat, doch Gewähr für eine nicht allzulange Dauer und einem günstigen Ausgang bot. Als dann Rußland und Frankreich mobilisierten und damit Deutschland und den Donaustaat zur Abwehr zwangen, glaubte man sicher annehmen zu können, daß damit die Zahl der Gegner erschöpft sei, und der blitzschnelle Entschluß Deutschlands, ihnen in Belgien zuvorzukommen, hatte das Befreiende der rettenden Tat. Mit der Gegnerschaft dieser beiden Mächte, Rußland und Frankreich, hatte man ja längst, wie mit etwas Selbstverständlichem, gerechnet. Ganz unverständlich blieb aber dem deutschen Sinne das Eingreifen Englands. Diese Ungeheuerlichkeit lähmte nicht etwa den Mut und die Zuversicht der Bundesgenossen, aber das Vertrauen in menschliche Voraussicht, auf politische Anständigkeit brach zusammen. Nach dieser ungeheuerlichen Erfahrung hatte man nur ein mitleidiges Achselzucken, als Italien sich um die Erfüllung seiner Bundespflichten herumdrückte.

In jenen Tagen, in deren schwindelnd schnelle Entwicklung man hoffend und wünschend, zuerst unsicher, dann mit größerer Selbstbesinnung groß und stark hinaustrat, blieb unleugbar der englische Angriff die schwerste Erfahrung, die drum auch so furchtbare Erbitterung ausgelöst hat. Wahrlich Kaiser Wilhelm hatte recht, wenn er seinen Adjutanten dem englischen Botschafter in Berlin zugleich mit der Entschuldigung für die Straßenexzesse vor der englischen Botschaft sagen ließ: „Der Kaiser hat mich beauftragt, Euer Exzellenz sein Bedauern über die Geschehnisse der letzten Nacht auszudrücken, aber gleichzeitig Ihnen zu erklären, daß Sie aus diesen Geschehnissen eine Vorstellung von den Gefühlen seines Volkes über das Vorgehen Großbritanniens gegen seinen alten Verbündeten von Waterloo gewinnen werden"!

Als endlich der Auftakt der diplomatischen Komödie zu Ende war, und das Schwert die Entscheidung zu fällen hatte, da ging durch unsere verbündete Welt ein Aufatmen, es war wie eine Befreiung von jahrzehntelangem Drucke. Thors Hammer war in das feindliche Gewölk hineingefahren, ein reinigendes Gewitter durchtobte die Luft; ein Gewitter, das bis zum heutigen Tage nicht zum Schweigen gekommen ist, das uns aber in nicht allzuweiter Ferne die Umrisse des Göttertempels zeigt, in dem wir Frieden feiern können. Dann erst soll wahrhaft die Einweihung des Haager Friedenspalastes durch die siegreichen Verbündeten geschehen und der Welt gezeigt werden, wie man durch Kampf und Sieg zum Frieden kommen müsse. Das walte Gott!

Digitized by Google

Geschichte und öffentliches Leben

Von Friedrich Meinecke

Eine neue geschichtliche Epoche begann für die Welt und voran für das deutsche Volk mit dem 1. August 1914. Wir sagten es uns schon an jenem Tage, erhoben und erschüttert zugleich von dem Schicksal, das über uns kam. Immer hatten wir es kommen und sich vorbereiten sehen, und doch waren die überwiegenden Tendenzen unseres geistigen und politischen Lebens nicht eigentlich auf diesen Punkt gerichtet. Sie ergossen sich in breiter Fülle, sie gingen auseinander und gegeneinander, indem jede Kraft darauf aus war, sich selbst zu behaupten und durchzusetzen. Bald konnte man meinen, daß das Leben des deutschen Volkes heillos verworren und getrübt sei, bald sich seines wogenden und bunten Reichtums erfreuen. Das eine aber war sicher, daß inmitten alles Schaffensdranges dem Gesamtleben unserer Nation das Bewußtsein großer beherrschender und zwingender Ideen fehlte. Es fehlte uns nicht an lebendigen Idealen und an schöpferischem Glauben überhaupt. Aber wer ihn hatte, mußte sich darauf beschränken, seinen Weg durch enge Gassen inmitten einer durcheinander drängenden Menge und mit versperrtem Ausblick ins Weite zu nehmen.

Der Krieg hat die Wege geweitet, die drängenden Massen in einträchtig wallende Scharen geordnet und auf große und mächtige Ziele von unbedingtem und verpflichtendem Werte gerichtet. In den Dienst des obersten, allbeherrschenden Zieles, den Bestand und die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verteidigen und freien Atemraum für unsere Volkswirtschaft zu erkämpfen, trat man ein mit dem Entschlusse, nicht nur Gut und Blut dafür zu opfern, sondern auch alle geistigen Lebensziele, die man bisher zersplittert und zersplitternd verfolgt hatte, in einen inneren Zusammenhang mit ihm zu bringen. Man organisierte nicht nur den Kriegsbedarf und die Wirtschaft, sondern begann es auch mit den eigenen Gedanken und Lebenstendenzen zu tun. Man *begann* es nur eben; denn die Aufgabe, auch auf diesem Gebiete innere Einheit

Digitized by Google

und Klarheit zu schaffen, drängte sich zwar unabweisbar auf, aber war unvergleichlich schwerer und langsamer nur zu lösen. Wir hatten uns in den Zeiten vor dem Kriege in unserem Berufsleben, in unseren politischen Interessen und Wünschen, in unseren Welt- und Lebensanschauungen derart differenziert, daß der eine oft kaum noch die Denk- und Empfindungsweise des anderen verstand. Waren wir überhaupt noch ein Volk mit einem einheitlichen Nationalcharakter? Diese Frage, die man in den Zeiten vor dem Kriege zweifelnd hätte aufwerfen können, ist ja durch den Krieg überwältigend und alle Zweifel niederschlagend beantwortet worden. Wir sind es, sind uns dessen durch eigenes Erlebnis und durch den einmütigen Haß der Feinde gegen unsere Sonderart wieder bewußt geworden. Sie dichten uns sogar, um uns mit Grund mißachten zu können, eine grobe und gemeine, herdentriebmäßige Einförmigkeit an, die nur eine Karikatur gewisser Wesenszüge und Einrichtungen unseres Lebens ist. Nicht zur Monotonie, sondern zur Harmonie streben wir, wenn wir, wie wir sagten, auch die Welt unserer Gedanken und Ideale zu organisieren und in die auseinanderstrebenden Wege der einzelnen Verbindungsstrecken und Brücken hineinzubauen versuchen.

Wir müssen es tun, weil schon das eigene Bedürfnis eines selbständigen geistigen Lebens es so verlangt. So hoch es auch den Wert der Persönlichkeit und ihrer freien sittlich-geistigen Entfaltung schätzt, so erschöpft es doch in ihr seine Aufgabe nicht. Nur in der Gemeinschaft vollendet sich das Individuum, und aus der Wechselwirkung zwischen ihm und ihr entspringt alle echte und große Kultur. Und insbesondere gilt dies von der Wechselwirkung, die zwischen dem einzelnen und der Volks- und Staatsgemeinschaft besteht. Sie zu heller und freudiger Bewußtheit zu erheben, die Schranken, die sie hindern könnten, hinwegzuräumen, heißt ein höheres und stärkeres Leben in beiden erwecken, heißt organisieren im höchsten Sinne.

Und wir müssen es ferner tun, weil das Bedürfnis der Volks- und Staatsgemeinschaft es jetzt gebieterischer wie je verlangt. Wir haben, wie der Reiter vom Bodensee, den vollen Umfang der Gefahren, die ihr drohten, erst überschaut, nachdem wir sie überwunden hatten durch den Heroismus unserer kämpfenden Heere. Aber neue Gefahren steigen aus den überwundenen sogleich auf. Die Weltgegnerschaft gegen uns pflanzt sich von den Schlachtfeldern fort auf Wirtschaft und Kultur, und unsere politische Lage wird, trotz der neuen Bollwerke, die wir gewinnen werden, immer von Stürmen bedroht bleiben. Wir werden, um ihnen gewachsen zu bleiben, enger zusammengedrängt als bisher leben müssen. Die Gebote unserer äußeren Weltlage werden in noch höherem Grade zu

Gesetzen für unser inneres Dasein werden. Wir werden uns bewußter und bereitwilliger miteinander einzuleben haben und die Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit des Parteigeistes allenthalben, wo wir ihm begegnen, dämpfen müssen, damit in den großen und entscheidenden Lebensfragen der Nation in jedem Augenblicke ihre geschlossene Kraft hervorspringen könne.

Den Parteigeist innerhalb der Nation dämpfen, heißt nicht etwa, die Parteien selbst entnerven. Als Ausdruck lebendiger gesellschaftlicher und geistiger Kräfte der Nation sind sie nicht nur berechtigte, sondern auch notwendige Organe des Volks- und Staatslebens, Vermittler zwischen Staat nud Gesellschaft, die freilich nur durch Selbstzucht und Maßhalten ihre Aufgabe für beide lösen können. Zwei Hauptforderungen muß man an sie richten. Einmal, daß sie sich jederzeit verantwortlich auch für das Staatsganze mit fühlen; und dann, daß sie das relative Recht, den positiven Lebensgrund auch der gegnerischen Parteien jederzeit anzuerkennen sich bemühen. Beide Forderungen sind nur zu erfüllen durch den, der die Kunst des historischen und politischen Verstehens gelernt hat. So greift hier die Aufgabe der Geschichtswissenschaft und überhaupt der geschichtlichen Geisteswissenschaften für das öffentliche Leben ein. Nicht in erster Linie ihr Wissen, sondern ihre Kunst des Verstehens, wie sie sich bei uns ausgebildet hat in einer mehr als hundertjährigen Übung, hat sie ihm zu bieten. Sie ist nur erreichbar für den, der eine tief menschliche Gesinnung in sich pflegt, dem nichts Menschliches fremd bleibt, der sich einzufühlen vermag auch in die Gedankenwelt seines Feindes. Die reine wissenschaftliche Historie will und muß auf diesem Wege noch weiter gehen, als der handelnde Staatsmann und Staatsbürger. Denn es ist ihr Ehrgeiz, sich zum reinsten Spiegel der menschlichen Dinge zu klären und die eigenen Wünsche dabei zum Schweigen zu bringen. Die Aufgabe des Staatsmannes und Staatsbürgers dagegen ist, diese Dinge zu gestalten nach bestimmten Wünschen und Willensentschlüssen. Das rein historische Denken sieht, wenn es vor praktische Aufgaben gestellt wird, vielerlei ihm gleichberechtigt scheinende Wege des Handelns vor sich und wird deshalb leicht von der Fülle der Gesichte erdrückt, von des Gedankens Bläße angekränkelt. Der handelnde Mensch dagegen muß mit rascher Entschlußkraft sich für einen unter vielen Wegen entscheiden und ihn ohne Schwanken zu Ende gehen. Und doch muß auch sein Wollen und Entschließen fortwährend durch Denken und Betrachten geleitet werden. Auch er also bedarf jenes Spiegels, den das historische Denken und Verstehen ihm bieten kann. Der geniale Staatsmann vermag, wie das Beispiel Bismarcks zeigte, ihn auch ohne bewußte Anleitung zu

Digitized by Google

handhaben, und ein dauerndes Tragen staatlicher Verantwortung kann ebenfalls zu einer leidenschaftslosen und ruhigen Würdigung menschlicher Lebensverhältnisse und auseinanderstrebender Parteiungen erziehen. Es ist zu hoffen, daß im neuen Deutschland möglichst viele Volksgenossen durch diese Schule gehen und durch verantwortliche Leistungen für Staat und Gemeinde in das Verständnis der großen Gesamtinteressen wie der reichen Verzweigungen des Nationallebens hineinwachsen. Soll aber, wie wir es uns wünschen, das politische Leben des neuen Deutschlands, sein nach außen gekehrtes wie sein nach innen sich wendendes, auf der Grundlage einer freien menschlichen Bildung wachsen, sollen Staat und Kultur in ein innerliches Verhältnis zueinander treten, so muß das, was wir als die Blüte der deutschen Geisteswissenschaften ansehen, der weltweite und aufgeschlossene Sinn für die Vielgestaltigkeit und den unerschöpflichen Reichtum der geschichtlichen Menschheit, auch das politische Denken und Handeln unserer Staatsmänner und Staatsbürger befruchten.

Mannigfach sind die Mittel, dies zu erreichen. Mehr noch als das Wort des Buches wirkt der lebendige Umgang und Austausch von Person zu Person, wo die Stärken und Schwächen des handelnden wie des betrachtenden Menschen unmittelbar aufeinander treffen und von einander lernen können. In den Zeiten vor dem Kriege bestand zwischen dem öffentlichen Leben und den Geisteswissenschaften kein ganz gesundes und vertrauensvolles Verhältnis. Der Praktiker warf dem Gelehrten Absonderung und Weltfremdheit vor, der Gelehrte dem Praktiker Unverständnis für feinere ideelle Werte und Zusammenhänge. Oder es erschienen dem Manne der schaffenden Arbeit die Früchte unserer geschichtlichen Betrachtungsweise nur als ein schöner Schmuck des Daseins, als eine ästhetische Ausfüllung für die Mußestunden.

Praktiker dieses Schlages werden nie ganz verschwinden. Aber sie werden sich in der neuen Zeit, der wir entgegengehen, gefallen lassen müssen, daß man sie als rückständig und beschränkt, daß man sie als *schlechte* Praktiker ansehen wird, und daß nur der als guter Praktiker gelten wird, dessen Hand nicht nur fest, sondern auch feinfühlig ist. Denn die vielen schweren Probleme der inneren und äußeren Politik, die uns der Friedensschluß und die ihm folgende Friedenszeit stellen werden, sind von der Art, daß sie nimmermehr allein durch Routine oder durch grobe Kraft zu lösen sind. Routine und Kraftmeierei haben es beide an sich, daß sie nur den Bezirk der eigenen kleinen Persönlichkeit kennen und, die eine aus geistiger Trägheit, die andere aus roher Überhebung stumpf und blind werden gegen alles übrige Eigenleben in der Welt. Und doch ist das deutsche Volk im Verlauf seiner Geschichte noch niemals gleichzeitig vor

Digitized by Google

eine ſolche Fülle von Problemen, die aus dem geſchichtlichen Eigenleben der übrigen Welt entſpringen, geſtellt worden. Die mitteleuropäiſche, die polniſche, die belgiſche Frage, die Art der Verknüpfung deutſcher und türkiſcher Intereſſen, das Verhältnis zu den Balkanſtaaten, die Freiheit der Meere, die Abwehr des Kulturkrieges, den die romaniſchen und angelſächſiſchen Nationen uns erklärt haben, — nirgends ſehen wir runde und einfache Löſungen möglich, überall gilt es, mit Kraft und Geſchmeidigkeit, mit einfühlendem Verſtändnis und feſtem Entſchluſſe zugleich neue Wege zu finden, die zum Erreichbaren und Möglichen, recht oft auch nur zum Erträglichen uns führen müſſen. Nur der innigſte Bund von Praxis und Wiſſenſchaft kann das leiſten, und überall ſind wir faſt ausſchließlich auf unſer eigenes Können angewieſen und haben von der Hilfe fremder Völker herzlich wenig zu erwarten. Eine der größten Prüfungszeiten für unſere geiſtige und politiſche Begabung ſteht uns bevor. Prägen wir uns nochmals ein, daß unſer öffentliches Leben der intenſivſten Befruchtung durch geſchichtliche Denkweiſe heute bedarf.

Digitized by Google

Mobilmachung

Digitized by Google

Seit ich am Sonntag, dem 2. August, dem 1. Mobilmachungstage, gegen fünf Uhr nachmittags aus der Schweiz kommend, den Boden meines Vaterlandes wieder betreten habe, ist der Stolz auf mein Volk Tag für Tag mächtig gewachsen. Diese Ruhe und Ordnung, diese Selbstverständlichkeit, daß jeder für das Vaterland eintreten müsse bis zum letzten Blutstropfen, die stolze Gehobenheit aller bei diesem Gedanken, die Abwesenheit jeder Extravakanz und jedes komödiantenhaften Zugs, der gefaßte Ernst, der stille Ausdruck unbesiegbaren Mutes und des festen Willens zum Siege „und wenn die Welt voll Teufel wär", — dies zu sehen, war eine erhabene Freude, wie ich sie seit den unvergeßlichen Tagen von 1870 nie mehr erlebt habe.

Ich vergleich die Zeiten! Entsprechend der so kolossal gesteigerten Aufgabe fand ich die Stimmung viel einheitlicher, mächtiger, großartiger und durfte mir stolz gestehen: „Mein Volk, wie bist du seit damals gewachsen!"

Karl Binding.

Digitized by Google

„Ich kenne keine Parteien mehr“

Der Kaiser spricht zum Volk

Aus tiefstem Herzen danke Ich Euch für den Ausdruck Eurer Liebe, Eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne Ich in Meinem Volke keine Parteien mehr, es gibt unter uns nur noch Deutsche! Und welche Parteien im Laufe des Meinungskampfes sich auch gegen Mich gewendet haben sollten: Ich verzeihe ihnen allen. Es handelt sich jetzt für uns nur darum, daß wir alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird dem deutschen Schwerte Gott zum Siege verhelfen.

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Segen führen werden, bis wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern. Den Gegnern aber werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich Euch Gott. Jetzt gehet in die Kirche und kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.“

Ansprache des Reichskanzlers

„In ernster Stunde sind Sie, um Ihren vaterländischen Empfindungen Ausdruck zu geben, vor das Haus Bismarcks gekommen, Bismarcks, der uns mit Kaiser Wilhelm dem Großen und dem Feldmarschall Moltke das Deutsche Reich geschmiedet hat. Wir wollten in dem Reiche, das wir in 44jähriger Friedensarbeit ausgebaut haben, auch ferner in Frieden leben. Das ganze Wirken unseres Kaisers war der Erhaltung des Friedens gewidmet. Bis in die letzten Stunden hat er für den Frieden Europas gewirkt, und er wirkt noch für ihn. Sollte all sein Bemühen vergeblich sein, sollte uns das Schwert in die Hand gezwungen werden, so werden wir ins Feld ziehen mit gutem Gewissen und dem Bewußtsein, daß nicht wir den Krieg gewollt haben. Wir werden dann den

Digitized by Google

Kampf um unsere Existenz und unsere nationale Ehre mit Einsetzung des letzten Blutstropfens führen. Im Ernste dieser Stunde erinnere ich Sie an das Wort, das einst Prinz Friedrich Karl den Brandenburgern zurief:

Laßt Euere Herzen schlagen zu Gott
und Euere Fäuste auf den Feind!"

Der Mobilmachungsbefehl

Berlin, 1. August, 5^{15} nachmittags. Der Kaiser ordnet die Mobilmachung der gesamten deutschen Streitkräfte durch folgenden Erlaß an:

Wir bestimmen hiermit:

Das Deutsche Heer und die Kaiserliche Marine sind nach Maßgabe des Mobilmachungsplanes für das Deutsche Heer und die Kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen. Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt.

Wilhelm I. R.
von Bethmann Hollweg.

Die Thronrede vom 4. August

„Geehrte Herren!

In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reichs gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige

Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundschaftlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren!

Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht

Mein Ruf,

mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer

Digitized by Google

geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist Mein inniger Wunsch.

Sie haben gelesen, meine Herren, was Ich zu Meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche (stürmisches Bravo!); und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben."

Die Rede des Reichskanzlers im Reichstag vom 4. August

Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Seit wir uns das Deutsche Reich und Ansehen in der Welt erkämpften, haben wir 44 Jahre lang in Frieden gelebt und den Frieden Europas geschirmt. In friedlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und darum beneidet. Mit zäher Geduld haben wir es ertragen, wie unter dem Vorwande, daß Deutschland kriegslüstern sei, in Ost und West Feindschaften genährt und Fesseln gegen uns geschmiedet wurden. Der Wind, der da gesäet wurde, geht jetzt als Sturm auf. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben, und wie ein unausgesprochenes Gelübde ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: nur zur Verteidigung einer gerechten Sache soll unser Schwert aus der Scheide fliegen. Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist erschienen — gegen unseren Willen, gegen unser redliches Bemühen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. Wir stehen in einem erzwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich.

Meine Herren, eine Reihe von Schriftstücken, zusammengestellt in dem Drang der sich überstürzenden Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen.

Vom ersten Augenblick des *österreichisch-serbischen Konflikts* an erklären und wirken wir dahin, daß dieser Handel auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Kabinette, insonderheit auch England, vertreten denselben Standpunkt. Nur *Rußland* erklärt, daß es bei der Austragung dieses Konfliktes mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr europäischer Verwicklung ihr drohendes Haupt. Sobald die ersten bestimmten Nachrichten über militärische Rüstungen in Rußland vorliegen, lassen wir in Petersburg freundschaft-

Digitized by Google

lich aber nachdrücklich erklären, daß kriegerische Maßnahmen gegen Österreich uns an der Seite unseres Bundesgenossen finden würden, und daß militärische Vorbereitungen gegen uns selbst uns zu Gegenmaßregeln zwingen würden, Mobilmachung aber sei nahe dem Kriege. Rußland beteuert uns in feierlicher Weise seinen Friedenswunsch, und daß es keine militärischen Vorbereitungen gegen uns treffe. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, wobei es von uns warm unterstützt wird. Am 28. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Österreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großserbischen Umtriebe zu wehren, die seine Existenz zu unterhöhlen drohten. Der Kaiser weist den Zaren auf die solidarischen monarchischen Interessen gegenüber der Freveltat von Serajewo hin. Er bittet ihn, ihn persönlich zu unterstützen, um den Gegensatz zwischen Wien und Petersburg auszugleichen. Ungefähr zu derselben Stunde und vor Empfang dieses Telegramms bittet der Zar seinerseits den Kaiser um seine Hilfe, er möge doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlerrolle. Aber kaum ist die von ihm angeordnete Aktion im Gange, so mobilisiert Rußland alle seine gegen Österreich-Ungarn gerichteten Streitkräfte. Österreich-Ungarn selbst aber hatte nur seine Armeekorps, die unmittelbar gegen Serbien gerichtet sind, mobilisiert. Gegen Norden zu nur zwei Armeekorps und fern von der russischen Grenze.

Der Kaiser weist sofort den Zaren darauf hin, daß durch diese Mobilmachung der russischen Streitkräfte gegen Österreich die Vermittlerrolle, die er auf Bitten des Zaren übernommen hatte, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem setzten wir in Wien unsere Vermittlungsaktion fort, und zwar in Formen, welche bis in das Äußerste dessen gehen, was mit unserem Bundesverhältnis noch verträglich war. Während der Zeit erneuert Rußland spontan seine Versicherungen, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe.

Es kommt der 31. Juli. In Wien soll die Entscheidung fallen. Wir haben es bereits durch unsere Vorstellungen erreicht, daß Wien in dem eine Zeitlang nicht mehr im Gange befindlichen direkten Verkehr die Aussprache mit Petersburg wieder aufgenommen hat. Aber noch bevor die letzte Entscheidung in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Rußland seine gesamte Wehrmacht, also auch gegen uns mobil gemacht hat. Die russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was Mobilmachung an unserer Grenze bedeutet, notifiziert uns diese Mobilmachung nicht, gibt uns zu ihr auch keinerlei erklärenden Aufschluß. Erst am Nachmittag des 31. trifft ein Telegramm des Zaren

Digitized by Google

beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine provokatorische Haltung gegen uns einnehmen werde. Aber die Mobilmachung an unserer Grenze ist schon seit der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange. Während wir auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen, fast ganz offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch nicht, aber trifft doch, wie es zugibt, militärische Vorbereitungen.

Und wir? — Wir hatten absichtlich bis dahin keinen Reservemann einberufen, dem europäischen Frieden zuliebe! Sollten wir jetzt weiter geduldig warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingekeilt sind, den Zeitpunkt zum Losschlagen wählten? Dieser Gefahr Deutschland auszusetzen, wäre ein Verbrechen gewesen! Darum fordern wir noch am 31. Juli von Rußland die Demobilisierung, als einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden retten könnte. Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg erhält ferner den Auftrag, der russischen Regierung zu erklären, daß wir im Falle der Ablehnung unserer Forderung den Kriegszustand als eingetreten betrachten müßten.

Der Kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt. Wie Rußland auf unsere Forderung der Demobilisierung geantwortet hat, wissen wir heute noch nicht. Telegraphische Meldungen darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelte.

So sah sich, als die gestellte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags 5 Uhr, genötigt, unsere Wehrmacht mobil zu machen.

Zugleich mußten wir uns versichern, wie sich Frankreich stellen würde. Auf unsere bestimmte Frage, ob es sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. Das war eine ausweichende Antwort auf unsere Frage, wenn nicht eine Verneinung unserer Frage.

Trotzdem gab der Kaiser den Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt, bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde, wie wir, mobil machte, erklärte uns, es werde eine Zone von 10 Kilometern an der Grenze respektieren. Und was geschah in Wirklichkeit? Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, auf reichsländisches Gebiet eingebrochene französische Kompagnien! Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, den Frieden gebrochen und uns tatsächlich angegriffen.

Digitized by Google

Meine Herren, wir sind jetzt in der Notwehr; und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange der Gegner sie respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereit stand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht! Ein französischer Einfall in unsere Flanke am unteren Rhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht — ich spreche offen —, das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut!

Meine Herren, wir stehen Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn.

Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhaus abgegeben hat, den Standpunkt klargestellt, den die englische Regierung einnimmt. Wir haben der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen wird, und daß wir die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit vor aller Welt, und ich kann hinzusetzen, daß, solange England neutral bleibt, wir auch bereit wären, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelsschiffahrt vorzunehmen.

Meine Herren, so weit die Hergänge. Ich wiederhole das Wort des Kaisers: „Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf!“ Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die 50 Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit, — hinter ihr das ganze deutsche Volk! (Andauernder lebhafter Beifall und Händeklatschen auf allen Seiten des Hauses und auf den Tribünen.) — Das ganze deutsche Volk (zu den Soz.) einig bis auf den letzten Mann!

Digitized by Google

Die Aufrufe des Kaiserpaares

An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber unsere Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West und von jenseit der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir mit entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren sind.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterland!

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit unseren Vätern war!

Berlin, 6. August 1914. Wilhelm.

An die deutschen Frauen!

Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampfe ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt.

Wer die Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blut einzustehen für das Vaterland.

Der Kampf aber wird ein ungeheurer, und die Wunden werden unzählig sein, die zu schließen sind. Darum rufe Ich euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leichter zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille be-

Digitized by Google

steht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerke, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.

Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist.

Berlin, 6. August 1914. Auguste Viktoria.

Digitized by Google

Mobilmachung in Deutschland

Aus den Erinnerungen eines elsässischen Soldaten

Von Oskar Wöhrle

Ich, der Seidenfärber Karl Hunziker aus dem Kanton Hüningen im Oberelsaß, schreibe dies nieder als ein Gedenken für mich und zur Kurzweil und Verheiterung in elenden Stunden.

Wer das Büchlein findet, kann's behalten und braucht's an keine Adresse zu schicken; denn ich habe keine Frau und keine Kinder, keine Brüder und keine Schwestern, die um mich heulen müssen, wenn es mir gottsackrig geht, und mein Vater und meine Mutter sind schon lange tot.

Es mag kommen, wie's will! Alles Leben ist zum aushalten. Ich wünsche nur eines: nicht als Krüppel zurückkommen, lieber gleich hin sein!

*

Das also ist Krieg.

Die Glocke läutet in der Färberei. Der Meister kommt und sagt, wir sollen den Dampf abstellen und die Seide aus den Bädern nehmen und ausäuren. Wer wolle, könne nach Hause gehen, die Mobilmachung sei ausgerufen.

Wir chloren die Hände ab, ziehen Kittel und Krawatte an und verlassen langsam den Färbraum. Nur die Alten und die Lehrlinge bleiben und bringen die Geschirre und die Schöpfkellen in Ordnung.

Auf dem Innenhof der Fabrik stehen die Appreturarbeiterinnen, Mädchen und Frauen. Weil Sonnabend ist, haben sie schon um vier Uhr Feierabend gemacht, sind aber nicht nach Hause gegangen, sondern warteten auf die Männer.

Unterm Tore steht der dicke Portier, ruft wie immer die Namen ab und verteilt die Lohndüten. Früher mochte ihn keiner von uns leiden, weil er ein Minutenspalter und Aufpasser war. Aber jetzt schüttelt ihm jeder die Hand und sagt: Leb wohl, aufs Wiedersehen!

Auf dem kleinen Marktplatz ist fast kein Durchkommen mehr. Die Leute stehen zu dicken Klumpen geballt wie sonst nur bei Brand und

Digitized by Google

Mord und wollen nicht weichen. Immer neue Menschenmassen kommen. Die Fabriken der ganzen Gegend feiern.

Ein Fuhrmann will seinen Bierwagen mit Gewalt durchzwängen. Aber die Leute wanken und weichen nicht. Der Fuhrmann schimpft und schlägt denen, die ihm zunächst stehen, mit der Geißel auf die Köpfe. Die lassen sich's nicht gefallen, sondern holen den Biermenschen vom Bock herunter und verwamsen ihn. Der Fuhrmann läßt Roß und Wagen im Stich und hinkt mit blutigen Backen und geschwollenen Augsdeckeln zur nächsten Polizeiwache. Der Krieg hat sein erstes Opfer gefordert.

Der alte Lehrer kommt aus dem Schulhaus. Oben auf der Treppe bleibt er einen Augenblick stehen und putzt die Brillengläser. Er hantiert dabei langsam und bedächtig, wie es die Art alter Leute ist.

*

Die Nacht hat das Gift des Augenblicks getrunken und ist so unruhig wie die Menschen. Das Gelärm auf Gassen und Straßen will nicht aufhören. Die Leute jagen und hasten, laufen sich schier die Füße ab, Betrunkene gröhlen, dazwischen schallen laute Kommandostimmen und Lieder ausziehender Soldaten. Schutzleute patrouillieren auf und ab. Dem äußeren Ansehen nach könnte es lustige Kirmeß sein. Nur die Fahnen fehlen. Sehr spät erst schlafe ich ein.

Gegen Morgen erlebe ich einen sonderbaren Traum. Ich stehe auf einem hohen Felsen und schaue ins brausende Meer hinab. Das Rauschen, Brauschen und Plauschen wird stärker und stärker, zuletzt sogar drohend. Ich bekomme Angst; denn ich glaube, ich falle ins Meer und ertränke. Kalter Schweiß fließt mir von Stirn und Rücken. Vor lauter Angst erwache ich. Der Traum ist fort, das Rauschen aber bleibt.

Es leidet mich nicht länger im Bett. Ich stehe auf und trete ans Fenster. Richtig, da steht ein feiner, schlanker Schatten am Himmel, ein Zeppelin, und fährt in voller Fahrt der Grenze zu. Der deutsche Vogel hat's eilig. Rasch wird es Tag.

*

O Sonntag, deine Glocken läuten, deine Winde gehen, deine Sonne scheint in die friedlich fließenden, hellen, duftigen Wolken, deine Vögel singen in tausendlei Stimmen, deine Blumen und Früchte blühen in tausendlei Farben; aber kein Herze freut sich. Gerade die frohe, verschwenderische Pracht, die sich um nichts Menschliches kümmert, bedrückt.

Auf der Straße treffe ich einen Arbeitskollegen. Er lädt mich ein, mit ihm zu kommen. Seine Frau stellt zum Abschied zwei Gläser guten

Digitized by Google

Weins hin, eine große Ehre für unsereins. Der Morgen ist schön und köstlich wie noch keiner. Schräg scheint die Sonne durchs Fenster. Sie bricht sich in den Gläsern, die halbausgetrunken auf dem Tische stehen, und zeichnet auf dem weißleinenen Tischtuche große, dunkelgelbe, glänzende Flecke.

Der Arbeitskamerad sagt: „Karl, du wirst Glück haben! Die Flecken da sehen aus wie eine Hampfel Goldstücke!"

Seine Frau fällt ihm ins Wort: „Nein, du hast Unrecht: Die Flecken da sehen nicht wie Gold aus, eher wie Blut."

Ich sage gar nichts, sondern denke vor mich hin: das sieht nicht wie Gold und auch nicht wie Blut, das sieht so warm, lebendig und gütig aus wie zwei Augen, die ich einst kannte. Freilich, das ist schon lange her. Jetzt ist Krieg. Man hat nicht Zeit, der Liebe zu denken.

*

Irgendwo schreit der Kuckuck einer Uhr. Ich greife unwillkürlich nach der meinen: in einer Stunde soll der Abschied sein. O wunderliches Leid- und Schmerzgefühl: Ein letztes Mal gehe ich im Zimmer umher und forsche alle Winkel aus. Zwei Jahre habe ich hier verlebt, zwei Jahre eines armen und doch so reichen Lebens. Ich beschaue die Vorhänge so genau, als ob ich sie zum erstenmal sähe. Ich mustere die bunten Zeichnungen der Tapeten, obwohl ich jeden Punkt und jeden Strich darin aus der Erinnerung kenne. Mit den Händen streichle ich über den gehobelten Tisch hin, als gälte es, von einem alten, lieben Kameraden Abschied zu nehmen. Die Bilder an der Wand bekommen Leben. Augen der Liebe schauen mich an. Die alten Freundschaften wachen auf und tragen mich in die entferntesten Winkel der Vergangenheit. Ich komme ins Träumen. Eine leise Stimme ruft mich. Ich wende den Kopf. In breiten, übereinander geschichteten Reihen stehen meine Bücher da, gut ausgerichtet wie eine Kompagnie Soldaten. Aber das sind keine Soldaten, wie sie das Auge eines Hauptmanns gern ansieht, das ist eine Versammlung von Aufrührern. Ich höre genau, wie sie wispern und flüstern: „Bleibe daheim! Was scheren dich die verdammten Händel der Welt?"

Und ein schmalbrüstiger Wicht drängt sich vor, mit erbärmlich dünnem, längst verrosteten Draht geheftet, und schreit mit seiner eindringlichen Bücherstimme:

„Reiß aus, Hunziker Karl, reiß aus, desertier! Die Grenze ist nur zwei Kilometer weit, desertier, desertier! Geh in die Schweiz hinein

und mach dein Glück! Laß dir nicht für nichts und wieder nichts deine geraden Knochen zusammenschießen!"

Der dünne Wicht hört mit seinem Schreien nicht auf, und die Wälzer mischen sich beistimmend ein, die Stimmen kaltwägender Vernunft. Aber mein Blick geht hinaus vor's Fenster. Da steht in fester Breite ein grüner Apfelbaum, und die grünen Äpfel hängen daran und vertrauen der Sonne, daß sie sie reif macht. Und weiter hinaus stehen die Gärten, und dahinter dehnt sich Feld an Feld, fruchtbar und gottgesegnet. Halme stehen ohne Zahl, der Wind weht mit lindem Atem darüber, und man würde glauben, es sei ein schäumendes Meer, wenn nicht der Rhein mit seinen hellen, munteren Wassern daneben flösse. Ja, das ist deutsches Land, ja, das ist Deutschland, das Herz der Welt! Hell liegt das Leben. Verliebte Sommerwolken ziehen.

Die Bücher sind stumm geworden . . .

Noch zehn Minuten. Die Hausfrau streicht um mich herum wie die Katze um den Korb, wenn ihre Jungen drin liegen.

Sie hat irgendetwas auf dem Herzen, ich merke es. Aber es dauert schrecklich lange, bis sie den Anlauf zur Sprache nimmt. Schließlich sagt sie:

„Herr Hunziker, ich hab' Ihnen zum Abschied ein Päckchen eingepackt. Sie werden mir doch die Freude machen und es mitnehmen?"

Ich sage nicht ja und nicht nein, sondern geh' erst hinunter in die Küche und beschaue mir das „Päckchen". Es entpuppt sich als ein umfangreicher Korb mit Eß- und Trinkvorräten für mindestens zwei Wochen. Auch ein halbes Dutzend dickwollener Hemden ist drin, die richtige Ausrüstung für den Hochsommer. Das alles soll ich mitnehmen.

Ich sage: „Liebe Frau Brändle! Das geht unter keinen Umständen! Ich weiß ja gar nicht, wohin mit allem. Große Pakete dürfen wir sowieso nicht schleppen, das ist unnütze Last. Gott weiß, wo wir hinkommen!"

Frau Brändle bleibt hartnäckig. Sie brändelt und zündelt und läßt sich nicht abschütteln. Sie gibt nicht luck und sagt:

„Wenn's ein großes nicht tut, so tut's bestimmt ein kleines!"

So wickelt sie mich mit Worten rundum ein wie eine Spinne eine gefangene Fliege mit Netzfäden und ruht nicht eher, als bis ich mir das Päckchen glücklich habe aufschwätzen lassen.

So sind die Weiber!

*

Digitized by Google

Der Tram, der zum Bahnhof führt, ist gesteckt voll. Keine Lustigkeit will aufkommen. Das große Unbekannte, das man rauschen hört, das schwere Erlebnis, dem man entgegengeht, bedrückt einem das Herz.

Die Frauen, die im Tram neben ihren Männern sitzen, haben Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Sie schlucken und drucken verdächtig. Zwei Mädchen daneben aber weinen und schluchzen laut hinaus, unbekümmert um die Leute. Sie sind beide noch jung. Sie haben das heilige Vorrecht der Jugend, ihren Schmerz zeigen zu dürfen. Sie werden die Masken noch früh genug aufsetzen müssen im Wirbeltanz des Lebens.

Die Männer unterhalten sich. Sie sprechen leise, mit halber Stimme, als ob ein Toter im Sarge läge.

*

Auf dem Bahnhof treffe ich eine Menge Arbeitskameraden, den Winkler Anton, den Zageler Emil, den Wiebert Heinrich, den Laubele und den Nierenfett.

Nach dem ersten Händeschütteln geht's in die Wirtschaft. Zageler Emil läßt eine Lage Wein auffahren. Laubele schwingt die zweite Bouteille und schreit:

„Auf fröhlich Wiedersehen bei den Soldaten!"

Mit einem großen Schluck trinken wir die Gläser leer. Es ist ein guter, ein vorzüglicher Wein, Neunzehnhundertelfer!

*

Von Basel her fährt der Zug ein. Er schleppt den weißgrauen Rauch lustig wie ein Fähnlein hinter sich her. Die Schienen kommen ins Brausen. Ängstlich flattern die Spatzen weg, die zankend Atzung zwischen den Schwellen suchten.

Der Zug hält. Die Schaffner reißen die Wagentüren auf und mahnen in einem fort: Einsteigen! Einsteigen! Pfiffe schrillen. Noch ein Handdruck, noch ein letzter Schmatz!

Die Lokomotive faucht und stößt Dampf aus, die Räder drehen sich knirschend, die lange Wagenreihe kommt ins Rollen. Die Männer, die auf dem Bahnsteige stehen, nehmen die Hüte ab. Die Frauen und Mädchen fallen einander um den Hals und weinen. Nur die Kinder sind lustig und unbekümmert. Nach Kinderart winken sie aufgeregt mit ihren bunten Tüchern.

Wir lassen die Wagenfenster herunterschnättern, strecken gleich zehn Köpfe zu einem Loche hinaus und erwidern die Grüße. Das Winken

Digitized by Google

will kein Ende nehmen. Wo die Sprache versagt, setzen die Gebärden ein. Wir schauen zurück, bis uns das Wasser in die Augen kommt.

Bei der Straßenbrücke steht der Bahnwärter Dischler. Er schwenkt sein wachstuchenes Fähnlein und ruft: „Glückliche Reise, Landsleut'! Kommt alle gesund wieder!"

Die letzten Häuser schwinden. Bald ist auch der Gottesacker vorbei, die Bahngrenze.

Gottlob, nun ist die erste und härteste Schlacht geschlagen, die Abschiedsschlacht!

Mobilmachung in Öſterreich

Von Hermann Bahr

Die öſterreichiſche Mobilmachung war eine Offenbarung! Man wird ſagen: das war die deutſche auch. Gewiß! Und doch iſt ein weſentlicher Unterſchied. Der Deutſche hat in der Mobilmachung erlebt, was er im Voraus ſchon immer erwartet hatte: es traf alles ein, wie es angekündigt war, in jener unvergeßlichen Rede Bismarcks ſchon, Wort für Wort; die Überraſchung war gerade dieſe faſt pedantiſch genaue Erfüllung der Anſage durch die Wirklichkeit; gerade darin offenbarte ſich des deutſchen Weſens tiefſter Sinn. Aber, was wir Öſterreicher in unſerer Mobilmachung erlebten, das hatten wir niemals zu hoffen gewagt, wir erkannten einander nicht wieder, wir waren über Nacht alle verwandelt, aber nein, wir waren nur endlich einmal w i r geworden, wir ſelbſt, wie wir wirklich ſind, unſer eigenes Geheimnis wurde jetzt uns ſelber offenbar, wir erblickten nach ſo vielen Jahren wieder einmal uns ſelbſt; davor gingen uns die Augen über vor Freude! Es war ein Erlebnis, von dem ein Volk dann wieder ein paar hundert Jahre lang zehren kann. Das empfanden alle. Und konnten ſichs noch gar nicht gleich erklären und wußten erſt gar nicht, was denn mit uns geſchehen war, und konnten doch nicht mehr daran zweifeln: Öſterreich war wieder da, das lange verborgen gebliebene, im Tagesſchwatz halb vergeſſene, das wirkliche Öſterreich!

Jetzt, nach anderthalb Kriegsjahren, wo die Friedenszeit ſo unendlich weit hinter uns zu liegen ſcheint, kann der Öſterreicher, wenn er manchmal zurück denkt, ja ſelber kaum mehr begreifen, wie er vor dem Kriege war. Ihm ſteckt eine böſe Luſt im Blut, ſich vor ſich ſelber gern ſchlechter zu machen, als er iſt, einer wetteifert darin mit dem anderen, bis es alle ſchließlich ſelbſt glauben, und faſt finden ſie das noch intereſſant! Im Grunde kommt dieſe üble Neigung wohl daher, daß wir gar nicht zur Selbſtbetrachtung geboren ſind, ſondern zum Handeln, aber in den langen Jahren, da uns die Tat verſagt geblieben war, hatte ſich alle überſchüſſige, unverwendete Kraft aufs Räſonnieren geworfen, ſo waren

Digitized by Google

wir diese berühmten „Raunzer" geworden, im Grunde doch nur aus unerwiderter Liebe zur Tat. Und da es „draußen" nichts mehr für uns zu tun gab, schlug sich diese Tatenlust ins Innere; und da kein großes gemeinsames Ziel uns vereinigte, zielten wir, zur Kraftübung, untereinander ein Volk aufs andere, ein Stand auf den anderen, eine Partei auf die andere. Wenn wir heute zurückdenken, klingt's uns selber gespenstisch unglaublich, daß wir wirklich einmal so gewesen sein sollen, noch vor anderthalb Jahren! Und wir wissen, daß wir niemals mehr so sein werden wie damals, niemals mehr so werden können! Wissen, daß dies alles, der Völkerhaß, der Rassenstreit, das Mißtrauen aller gegen alle, eingesargt und begraben, vergraben ist für alle Zeit, weil unsere Völker ja jetzt einander kennen gelernt haben, einander und Österreich.

Und das war es, was damals, in der ersten Stunde der Mobilmachung schon jeder empfand, jeder Einzelne und jedes Volk: wir gehören zusammen, und was immer der eine zuweilen im Zorn gegen den anderen haben mag, das läßt uns nur desto stärker empfinden, wie fest wir zusammengehören, und wenn wir das vergessen hatten, jetzt wissen wir's wieder, die Not hat's uns gelehrt, in der Gefahr haben wir's erkannt und fortan werden wir's immer wissen und fortan können wir's nie mehr vergessen; und darum ist diese Not für uns gar keine Not, denn diese Gefahr hat uns erst in Sicherheit gebracht, in ihr sind wir Österreichs erst gewiß geworden, und Österreich unser, und wenn wir aus diesem Krieg auch sonst nichts heimbrächten als dieses Glücksgefühl, einander gefunden zu haben zur freien Eintracht, das wäre mit allen seinen Schrecken und blutigen Opfern nicht zu teuer erkauft — in dieser Vorempfindung war damals schon, von der ersten Stunde der Mobilmachung an, ganz Österreich eins! Und in allen österreichischen Sprachen dankten österreichische Herzen Gott!

Und auf allen österreichischen Lippen saß derselbe Name: Franz Ferdinand. Und immer kehrt der teure Name seitdem wieder, kein Tag vergeht, der nicht sein gedenkt. Jetzt verstehen wir ihn erst, seit seinem Tod lebt er erst! Nun dürfen wir es ja eingestehen: wir sind seiner unwert gewesen, sind seiner die längste Zeit unwert geblieben. Er war sein Leben lang unbeliebt, er war uns fast unheimlich. Er war der Ernst, die Sachlichkeit, das Gewissen; das alles fand man damals eher unösterreichisch. Er lag auf dem Lande wie eine Drohung. Wir lassen uns so gern Zeit, er war die Ungeduld selbst. Morgen ist auch noch ein Tag, pflegen wir zu sagen; er, vielleicht im Vorgefühl seines Schicksals, wollte davon nichts wissen. Wir waren gewohnt, selbst das Schwerste

Digitized by Google

mit einer angenehmen Leichtigkeit zu behandeln, er nahm auch das Geringste noch schwer. In unserem heiteren Land blieb dieser tragische Mann unbekannt. Wir wußten nicht, daß er mehr als alle wußte, daß er voraus wußte. Wir lebten im Augenblick, er der Zukunft. Daß wir noch eine haben, noch einer Zukunft fähig sind, verdanken wir ihm, jetzt wissen wir's. Dieser tief einsame, scheu gewordene Mann, dieser Fremde, dieser so gar nicht „gemütliche" Sonderling, der wie ein Gewitter an unserem Horizont stand, hat allein die Pflicht seiner ganzen Generation erfüllt. Erst in der Mobilisierung erfuhren wir, was durch ihn geschehen war: Österreich war gerüstet! Wir verdanken es diesem einzigen Mann.

Die österreichische Mobilisierung war der Triumph des toten Franz Ferdinand. Der hat in furchtbaren Jahren uns durch seinen unbeugsamen Willen unsere Wehrkraft abgetrotzt, aufgedrängt. Und wenn uns dieser Krieg ein neues, starkes Österreich erbringt, wird es das Österreich des toten Franz Ferdinand sein.

Digitized by Google

Auf dem Marsch gegen den Feind

Von Fritz Klatt

Zu übersonnter Stunde zogen wir von Staub umhüllt den sandigen Weg entlang, Hügel auf und ab. Artillerie, von Zeit zu Zeit vorbeijagend, schüttete undurchsichtige Ballen von Staub auf unsere schweißtriefenden Gesichter. Diese waren ganz schwarz geworden; wenn die müde gesenkten Köpfe sich einmal aufrichteten, glänzten die Augen weiß aus dunkler Fläche.

Aus der letzten zerstörten Ortschaft hatten die durchziehenden Truppen im Vorbeimarsch das letzte Lebendige mit sich gerissen, Hunde, welche dort heulend und hungernd gelegen hatten. Sie rannten nun bettelnd und schweifwedelnd um die Menschen. Sie witterten hier ihre letzte Rettung aus der nahen Todesnot. Vergeblich! Schon waren auf dem stundenlangen Marsch seit jener letzten Rast im Dorf viele von den Tieren zurückgeblieben. Sie hatten sich in letzter Kraft um den immer gleichen Tritten zu entgehen, seitwärts in den Graben geworfen und blieben dort sich überschlagend liegen, von den Schuttmassen des Staubes sofort bedeckt, meist ohne sich mehr viel zu regen.

Das ging noch mehrere Stunden so; schließlich war nur noch einer übrig geblieben. Es war ein Bulldogg. Kurz mit breitem Bug und dickem Kopf. Weißer Schaum floß aus den Winkeln seines Maules. Die breite, rote Zunge hing so tief herab, daß sie in dem Staub der Straße zu schleifen schien. Es war ein häßlicher Anblick. Darum bekam der Hund auch Fußtritte von den müden Soldaten, sobald er ein wenig sich versäumte und den ersten der Marschierenden zu nahe kam. Winselnd legte er dann seinen dicken Kopf herum und sah mit seinen kleinen Augen auf zu dem, der ihn getreten hatte und hinkte schnell etwas voraus. Immerhin hielt er allein es doch aus bis zu dem nächsten Halt, das an der glutenden Dürre des Straßenrandes gemacht wurde. Zwischen den im Staub liegenden Menschen saß der Hund. Wo ein Tornister aufgemacht wurde, stürzte er hin und blieb mit einigen Schritt Abstand stehen, bescheiden und gierig zugleich. Seine Augen waren wie kleine

Digitized by Google

Flammen, die geradewegs in das Herz der hungrigen Soldaten loderten, so daß sie das wenige Brot, was sie noch hatten, nur in Unruhe und unter ständiger Verfluchung des gierigen Tieres essen konnten. Die letzten fünf Minuten der Rast lagen alle wie tot in der Mittagsglut ausgestreckt und schnarchten mit gequälten Gesichtern oder hatten doch alle Glieder von sich gestreckt. Auch der Hund lag still da, mit halbgeschlossenen Augen blinzelnd. Er glaubte offenbar die Menschen würden nun hierbleiben. Als aber der Aufruhr des Abmarschkommandos in die liegenden Soldaten fuhr, sah man wie sein dicker Leib zusammenschrumpfte, wie eine Ballonhülle, der das Gas entweicht. Er rannte zwar dann noch eine Weile den Marschierenden voran, aber man sah, daß es nicht mehr lange dauern konnte. Es war nur noch ausrollende Bewegung ohne Leben. Manchmal schwankte sein Leib wie im Traum nach der einen Seite und nur mit Mühe richteten ihn die geschwind bewegten Füße wieder in gerade Haltung.

Ein halbausgetrocknetes sumpfiges Wasser lag seitlich vom Wege, das erste Wasser seit Stunden. Blut- und weiße Schaumstreifen waren rings an das kreisrunde Ufer des Tümpels angetrieben. Teilweis in den sumpfigen Boden eingesunken war ein mächtiger Pferdeleichnam zu sehen, schon mit der regenbogig schillernden Haut des Todes bespannt.

Es gab ein kurzes Aufflackern in den Augen des Hundes und ein Ringeln in der fleischroten Zunge. Er drehte sich einmal winselnd im Kreise herum, dann aber sauste er wie ein Strich hinunter und war auch sogleich in dem Wasser umgekippt, dicht neben dem toten Pferde.

Ich sah mich noch einmal flüchtig um, ob der Hund nun auch tot sei. Aber schon war da nichts mehr als eine dicke Staubwand.

Digitized by Google

Bei Kriegsausbruch in Serajewo

Von Max Fischer

Hunderte von Menschen knäulen sich in einer Gasse. Greise und junge Mädchen, Männer und Kinder. Man schiebt den daneben Stehenden auf die Seite; zuweilen bricht man in einen Schrei aus, der abgebrochen und unartikuliert ist. Vor dem Hause in der Mitte der Gasse hebt sich in großen Lettern die Aufschrift ab: „Bosnische Post". Dorthin drängt die Menge. Ich stehe mit meinem Begleiter, einem Serajewoer Kaufmann, wenige Schritte von der Eingangstüre. Wir fühlen uns beengt und eingekeilt von Menschen, die formlos anstürmen. Dennoch harren wir aus. Wir wissen, daß aus diesem Hause die Nachricht zu uns kommen wird, die entscheidend ist. In jedem Augenblick muß aus Belgrad die Antwort auf die österreichische Note gedrahtet werden. Wir zittern danach, diese Dinge unverzüglich zu erfahren, wir fühlen, daß wir am Beginne weltgeschichtlicher Umwandlungen stehen.

Überwältigend und mit unaufhaltsamer Wucht waren die Ereignisse über mich hergefallen. Ich dachte daran, wie nach einer Nacht in den Lagunen Venedigs und einer Fahrt durch das ungetrübte Blau des Adriameeres Mostars verwirrende Buntheit mich überflutet hatte. Dann war jene einzig schöne Wanderung durch die wilden Felsenschlüchte des Narentatales gefolgt. In Sjenica, einem armseligen Bergdorf, dessen nur die detaillierteften Spezialkarten Erwähnung tun, hatte mich der Gendarm, stutzend ob des serbischen Stempels unter meinem Paßvisum, als Spion verdächtigt und in Haft behalten.

Und nun bin ich also hier in Serajewo, wo vor vier Wochen der österreichische Thronfolger den serbischen Attentätern zum Opfer fiel; lebe in einer Atmosphäre, die noch ganz von der Erregung jener Tage erfüllt ist; einer Stadt, in der an allen Straßenecken aufreizende Kundmachungen über die Standrechtbestimmungen angeheftet sind; in der gedämpfte Stille herrscht und giftiges Mißtrauen den Einzelnen aus seiner Gemeinschaft entbröckeln läßt. Und indem ich hier mitten unter den Zusammengeballten und doch innerlich Isolierten mit atemloser Spannung

Digitized by Google

den Ereignissen entgegensehe, wird mir bewußt, wie viel an Erregung, Gehässigkeit und Angst in diesen Menschen aufgespeichert ist.

Ein Auto gibt einen schrillen Ton. An der Ecke des Korsos und der Cukovicgasse hält es an. Ein Mann entsteigt ihm. Bürgerliche Würde und Wichtigkeit seiner Mission auf dem fettig glänzenden Antlitz. Ehrerbietung bildet ihm eine Gasse. Schon steht er vor dem Haus. Laut trifft sein Ruf: „Die Extrablätter dürfen ausgegeben werden." Am Parterrefenster erscheint ein Mädchen mit einem Haufen großbedruckter Blätter. Die Menge bricht auf sie ein. Man reißt ihr die Blätter aus der Hand; man prügelt sich darum, sie eine halbe Minute früher in Händen zu haben; die Ungeduld eines, der erregt zupackt, reißt ein Dutzend Blätter mitten entzwei. Der Zwischenfall wirkt entladend, ja erheiternd. Aus dem Hintergrund meckert eine monotone Stimme: „Al je to previjanac!" (Was für ein schlauer Fuchs!) Das Mädchen kichert. Aber schon entreißt man ihr wieder Blatt auf Blatt.

Mein Begleiter war einer der vordersten. Er reicht mir ein Blatt hin:

„6. Extraausgabe der ‚Bosnischen Post'.

Belgrad, 25. Juli.

Die Antwort Serbiens ungenügend.
Baron Giesl reist von Belgrad ab."

Ich falte das Blatt zusammen und breche mir Bahn, dem Korso zu. Mein Begleiter folgt mir. Wir sind beide zu erregt, um sprechen zu können. Auf einmal tönt hinter uns eine nervöse Stimme: „Es gibt Krieg!" schreit sie, „Krieg!" „Krieg!" Die Worte widerhallen dumpf in der Menge. Man fühlt sich in einem Zustand sinnloser Erregung; man wird bewußt, daß der gewohnte Gang der Dinge unterbrochen, daß Unwirklichkeit zur Wirklichkeit geworden ist.

Wir stehen auf dem Korso, schlendern ostwärts nach den Basaren. Noch sitzen die Handwerker mit gekreuzten Beinen in ihren Buden und warten auf Käufer. Eine fatalistische Ruhe beherrscht alle diese buntgekleideten Männer, die aus einer langen Pfeife gemächlich rauchen. Nur aus einigen Läden ertönen laute, hastige Worte; man merkt daran, daß sie Spaniolen gehören.

Wir stehen vor der Husrev-Beg-Moschee. An dem Brunnen unter der uralten Linde nehmen Muselmänner in gleichgültiger Ruhe ihre religiösen Waschungen vor. Vor uns glänzen die Lichte eines Minaretts in dem dämmernden Abend. Oben steht eine lebhaft gestikulierende Gestalt. Immer schriller und eindringlicher tönt ihr Rufen durch das Dunkel:

Digitized by Google

„Hu! Hu! Allah akbar!" (Er! Er! Allah ist der größte!) Noch lange gellt uns das langgezogene „Hu! Hu!" schaurig in die Ohren.

„Verwicklungen von ungeahnter Tragweite können entstehen", bricht plötzlich mein Begleiter los, während wir uns wieder in den engen Gassen der Bazare befinden; „ich glaube nicht, daß Rußland neutral bleiben wird. Ein europäischer Krieg von unerhörten Dimensionen . . ." Er wird unterbrochen durch einen Türken, der aus seinem spärlich beleuchteten Laden heraustritt und uns für 12 Heller eine Zuckermelone anbietet. Mein Begleiter ist durch den unerhörten Gleichmut des Orientalen peinlich gereizt: „Mensch", schreit er ihn an, „wissen Sie denn nicht, daß in diesen Stunden die Würfel gefallen sind? Daß wir vor dem Ausbruche eines Weltkrieges stehen? Daß Lebensmittelteuerungen, Hungersnöte, Lähmungen des ganzen Handels uns bevorstehen?" — „Allah ist groß!" entgegnet gelassen der Türke, indes er die Melone schüttelt und prüfend an sein Ohr hält, „Allah ist groß! Er ist der Erhalter der Quellen des Erwerbes!"

Schon schreiten wir wieder auf dem Korso. Mitten zwischen bewegten Gruppen. Deutsche und kroatische Worte klingen vernehmlich, aber ohne greifbare Zusammenhänge. Man fühlt nur: ein Unerhörtes hat alle diese Menschen aus ihrer Bahn gerissen. Keiner würde die Ruhe haben, schon schlafen zu können. Viel Leidenschaft und Stoßkraft liegt ungelöst in diesen Menschen. Wenn jemand käme, sie zu organisieren, ihre dumpfe Erregtheit in eine bestimmte Richtung zu lenken, man würde sie zu Taten fortreißen können . . . Vor dem Café Central staut sich die Menge. Innen und an den Tischen auf der Straße sitzen in lebhaften Gesprächen die upper ten: höhere Militärs, die Konsuln, Kaufleute, Fremde. Mit großer Mühe erobern wir noch einen Platz.

Ein Geschäftsfreund meines Begleiters hat sich zu uns gesetzt. Man hat uns nicht vorgestellt. Alle bürgerliche Konventionalität ist aufgehoben. Aber schon sind wir im lebhaften Gespräch. Mein neuer Bekannter schleudert flammende Worte gegen die Serben. Sie seien eine indolente Rasse, — predigt er — falsch, feige, verschlagen; eine Bande von Meuchelmördern.

Aus der Furcht, von einem Massengefühl überwältigt zu werden, stemmt sich mein Gerechtigkeitsgefühl des Historikers ihm entgegen. Sage, daß die Serben ein aus der Dumpfheit zum Bewußtsein erwachendes Volk seien, voll strotzenden Lebensgefühles, das nach Auswirkung und Anerkennung dürste. Daß die barbarische Brutalität slawischer Urkraft vielleicht der Todfeind der Zivilisation der feinnervigen Germanenvölker sei. Ich betone schließlich, daß die österreichische Regierung bei allem

Digitized by Google

Vortrefflichen, das sie in der Kolonisation Bosniens und der Herzegovina geleistet hat, die revolutionäre Stimmung der jungen Serben selbst verschuldet habe durch Vernachlässigung des serbischen Bildungswesens, durch die sie die serbischen Hochschüler und orthodoxen Pfarramtskandidaten in Belgrader oder gar russische Bildungsanstalten dränge, von wo sie mit antiösterreichischer Gesinnung in die Heimat zurückkehrten.

Es gehört wirklich die ganze Unbeholfenheit eines jungen deutschen Gelehrten dazu, um solche Dinge in einem so deplazierten Augenblick zu sagen. Von dem lebendigen Serbenhaß dieser Männer führt keine Brücke zu meinen theoretischen Erwägungen. Wir sprechen aneinander vorbei und finden uns erst wieder, sobald wir die Haltung Rußlands zu diesen Vorgängen erwägen.

Dick und wohlgefällig sich streichelnd, geht der Redakteur der „Bosnischen Post" vor unserem Tische vorbei. Wenn ein expressionistischer Maler auf die Idee verfiele, die „öffentliche Meinung" darzustellen, er könnte dies schwerlich besser tun, als durch ein Porträt dieses Mannes. Er, der heute vom Gang der Ereignisse aus der behäbigen Ruhe eines Kleinstadtredakteurs Aufgepeitschte, fühlt sich als geschichtstragende Persönlichkeit, als Träger einer Welle, von der er in Wahrheit getragen wird. „Wann erscheint das 7. Extrablatt?" fragt ihn, mit leichtem Anflug von Ironie, irgendein Bekannter über drei Tische hinüber. „In fünf Minuten" erwidert mit gewichtigem Ernst der Gefragte und versendet nach allen Seiten leutselige Grüße.

In der Tat, wenige Minuten später halten wir die 7. Extraausgabe in Händen. Sie meldet uns die Mobilisierung in Serbien. Wieder bringt sie uns allen zum Bewußtsein, welche Ereignisse von weittragender Realität sich ausgewirkt haben und auswirken, während wir uns untätig und leidend unter die Wucht der Tatsachen ducken müssen. Damit mengt sich bei vielen eine innere Befriedigung über den tatsächlichen Verlauf der Dinge. An einem Tisch, hart an der Straßenecke, sagt jemand mit lauter, auffallend norddeutscher Stimme, es sei erfreulich, daß die ablehnende Haltung Serbiens es den Österreichern ermögliche, für die Ermordung ihres Thronfolgers an den serbischen Hunden die verdiente Rache zu üben. Rings umher tönt lärmende Zustimmung; dazwischen murrt von irgendwo gedämpfter Widerspruch, der sich nicht zu Worte wagt. Die Erregung schwillt an. Die Stühle leeren sich innerhalb eines Augenblicks; auf der Straße bilden sich erregte, wild gestikulierende Gruppen.

Aber schon eilen Gendarme im Sturmschritt heran. Gehen auf die einzelnen Gruppen los; fordern sie auf, auseinander zu gehen. Das Publikum ist viel zu erregt, um ihrer zu achten. Man empfindet sie wie eine

Digitized by Google

alltägliche Macht, die heute, wo alle Wirklichkeiten sich aufheben, keine Berechtigung hat. Ein schmaler gutgekleideter Mann geht hastig auf und ab und schreit mit gellend nervöser Stimme: „Man gehe auseinander! Sonst werde ich von dem Standrecht Gebrauch machen!" — Ich weiß nicht, ob dieser Mann der Stadtkommandant ist oder vielleicht ein Betrunkener. Jedenfalls schenkt ihm niemand Beachtung. Man empfindet das Standrecht als eine Sensation von vorgestern, die unter der Wucht der neuen Sensation gleichgültig wird.

Die Unterhaltungen werden allmählich gedämpfter; die Lage wird immer schwerer empfunden. Gendarmerie veranlaßt um elf Uhr die Schließung des Cafés. Der Kellner kommt an die Tische und verlangt Zahlung; man steht auf und zerstreut sich widerwillig. Ein neues Gendarmerieaufgebot erscheint, um die letzten Gruppen von dem Platze zu drängen. Diesmal ist es erfolgreicher; man ist geringer an Zahl, hat sich ausgesprochen; viele gehen in ihre Wohnungen.

In dem Vereinsgarten sitzen noch Offiziere und Beamte; eine Kapelle spielt den Prinz Eugen-Marsch; die Gäste singen begeistert mit. Ich gehe auf das Postamt; ich will ein Telegramm aufgeben. Vor dem Schalter steht ein italienischer Reporter und flucht, daß man seine Drahtnachricht über die Vorgänge in der Stadt nicht annehmen will. Es ist strenge Zensur. Ein deutscher Kaufmann erhält gleichfalls sein Telegramm zurück, weil es in Geheimsprache abgefaßt ist. Stimmen schwirren wild durcheinander. Durch das Getöse schreit der Telegraphenbeamte: „Mein Herr! Ich bekomme noch zwei Heller für das Formular!" — Auch mein Telegramm wird abgelehnt, weil darin der Passus vorkommt, „Im Kriegsfalle". Ich reklamiere bei dem Oberinspektor. Vergeblich.

Vor dem Militärkasino staut sich eine Menge. Schreit wild durcheinander; erregt sich in heftigen Gebärden. Es ist unmöglich irgendein zusammenhängendes Wort aus diesem nervösen Chaos zu vernehmen. Morgen wird man vielleicht sagen, es sei eine patriotische Kundgebung gewesen. Jetzt ist da nichts von Patriotismus, nichts von antiserbischer Stimmung, nichts von einer irgendwie gearteten Tendenz; es ist nur schwirrende Nervosität, verhaltene Angst, Fassungs- und Haltlosigkeit, die sich in sinnlosen Worten und abgerissenen Schreien diesem Menschenknäuel entwindet. Irgendwoher tönt ein Schuß. Er erzeugt in diesen zusammengepreßten Menschen eine unheimliche Stille, die keiner zu brechen wagt. So können nur Hunderte schweigen.

Endlich wird der Widerstand gebrochen. Irgendwoher tönt ein gellender Angstschrei. Eine andere Stimme schallt aus dem Dunkel: „Nieder mit den Serben!" Die Umstehenden werden aus ihrem Trancezustand in

Digitized by Google

fassungslose Ergriffenheit fortgerissen und rufen unter unwiderstehlicher Suggestion: „Nieder mit den Serben!" Wie von Wölfen ein Heulen.

Eine Militärpatrouille kommt angerückt mit aufgepflanzten Bajonetten. Keilt sich mitten in den Menschenknäuel ein; treibt ihn auseinander. Man ist viel zu taumelnd und willenlos, um an irgendeinen Widerstand zu denken. Man duckt sich unter dem Horror der blanken Waffen.

Trotz meiner Erregung gehe ich in meine Wohnung, lege mich halb angekleidet auf mein Bett, bereit, sobald irgendein Lärm ertönt, sofort auf den Schauplatz des Tumultes zu eilen. Aber alles bleibt ruhig.

Gegen halb drei weckt mich plötzlich ein lauter Knall. Wie von einem Kanonenschuß. Ich stehe auf; stürze an das Fenster; schaue auf die schwach beleuchtete Straße hinab. Nichts Besonderes fällt mir auf. Rasch kleide ich mich an, eile auf die Straße, suche zu erfragen, was vorgefallen ist. Im ersten Morgendämmer zerfallen schon die gelben Lichter der Laternen. Wie Schatten weichen die Häuser den Blicken aus. Das Gefühl von rieselndem Nebeltau ist in der Luft. Die Straßenzüge um das Hotel „Europe" sind abgesperrt. Ein Gendarm sagt mir mürrisch, daß es dort heute nacht zu antiserbischen Demonstrationen gekommen sei. An einer Straßenecke ruft mir ein Kutscher von seinem Bock die Nachricht zu, daß man alle Mitglieder der Oppositionspartei gefangen genommen habe. Er hat selbst mit angesehen, wie sie abgeführt wurden.

Grau steigt der Tag auf. Das Serajewo vom 26. Juli gleicht einer belagerten Stadt. An allen Straßenkreuzungen stehen Wachabteilungen. Deutsche und kroatische Bevölkerung schleicht müde und apathisch dahin. Kein Serbe wagt sich auf die Straße.

Ein Bekannter tritt auf mich zu und sagt mir, daß von morgen ab der Zugverkehr allein für Truppentransporte vorbehalten sei. Wenn ich nicht hier in unfreiwilliger Verbannung wochenlang bleiben wolle, müsse ich abreisen, schleunigst.

So treffe ich denn meine Vorbereitungen und trete die wichtigsten Abschiedsbesuche an. Auf dem Wege treffe ich ein paar Bekannte, die zum Heer einberufen sind.

Bei meinem Abschied von dem Chef des Pressebureaus frage ich ihn, ob er glaube, daß es vielleicht zu serbischen Aufständen in Bosnien kommen könne? Herr Knaflic wehrt mit einem Lächeln ab. Überhaupt neigt er dazu, die Lage leicht darzustellen und vertröstet mich auf ein baldiges Wiedersehen in ruhigeren Zeiten. Ein herzlicher Händedruck und ich eile die Treppe hinunter.

Und haste wieder durch endlose Straßenzüge! Unzählige Zwei-

Digitized by Google

spänner fahren nach dem Bahnhof. Viele Familien eilen aus der Stadt. Offiziere schicken ihre Frauen und Kinder nach Wien oder Pest. Einheimische packen ihr Bündel zusammen; kaufen Vorräte für die kommende Zeit. Schon beginnen die ersten Vorzeichen einer Lebensmittelteuerung.

Ich eile auf das Rathaus, um beim Regierungskommissär meine Abreise anzumelden. Eine Fülle von Menschen sammelt sich vor seinem Zimmer. Ständig werden Verhaftete an uns vorbeigeführt. Vor mir drängt sich eine Kabarettruppe, die abreisen will. Sie wirkt unsäglich unangenehm in dieser Zeit.

Endlich habe ich eine Reiserlaubnis und stürze ins Freie. Die Unruhe in den Straßen nimmt zu; eilig ziehen Einberufene vom Bahnhof in die Kaserne; andere von der Stadt zu den Zügen.

Ich fahre nach dem Bahnhof. Ein Teil der Straßen ist abgesperrt; wir müssen unsinnige Umwege machen. Der Billetschalter ist von einer ungeheuren Menge bestürmt. Der ganze Bahnhof ist militärisch besetzt. Ich breche mir mit meinen Koffer Bahn durch die flutenden Massen; erringe noch irgend einen armseligen Platz in dem überfüllten Zuge. Stimmen schwirren durcheinander; Weiber heulen; Männer küssen sich zum Abschied.

Es sind noch zehn Minuten zur Abfahrt des Zuges. Ich schreite auf dem Perron auf und ab. Ein alter Mann mit tiefen dunklen Augen fällt mir auf. Irgendwie kommen wir ins Gespräch.

Er sagt mit Prophetenstimme: „Es wird einen fürchterlichen Krieg geben, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Alle Völker werden sich morden. . . Alles Bestehende wird untergehen."

Ich drücke ihm die Hand und sage: „Vielleicht haben Sie recht, Alter! Aber könnte nicht dieses erbitterte Kämpfen und Ringen auch erlösend und reinigend wirken? Schlacken ausbrennen? Menschen heiligend?

Digitized by Google

Die Kämpfe

Digitized by Google

Die Kämpfe

Von Philipp Witkop

Im Westen

Wir reiten von Wäldern und Schluchten verborgen,
Wir traben hinein in den dämmernden Morgen,
Deutschland, Deutschland!
Es wiehert und stampft der Scheck und der Schimmel
Es klappert und trappelt der Hufe Gewimmel,
Rot leuchtet der Himmel.
Und deute die blutige Röte Verderben,
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland! Rudolf Alexander Schröder.

Die Eroberung Lüttichs

Die deutschen Truppen drangen stürmisch vor. Es gab für sie kein Hindernis, kein Zurück. Vorwärts, nur vorwärts war die Parole. Die Offiziere waren immer weit voran, und die Mannschaften wetteiferten, die Offiziere im Mut womöglich noch zu übertrumpfen. Der Geist war vorzüglich. Als sich eine Reservekolonne zum Sturm anschickte, hörte ich, wie ein Oberleutnant zu den Seinen sagte: „Leute, wer den ersten lebendigen Belgier fängt, darf sich von ihm die Stiefel putzen lassen." Alle lachten, die ganze Kompagnie lachte, und mit Lachen ging's in den Kugelregen hinein.

Am Freitag, den 7. August, morgens gegen 9 Uhr war Lüttich vollständig in unseren Händen, abgesehen von einigen Forts im Westen. Das war ein stiller und lauter Jubel, als die Kunde vom völligen Sieg durch die Reihen der Deutschen ging. Einer sagte es dem andern, freudig, erbebend. Die Verwundeten richteten sich auf, winkten einander zu und strahlten vor Freude. Die Sterbenden hoben die Hände und versuchten, auf irgendeine Weise bemerkbar zu machen, daß auch sie sich freuten.

Digitized by Google

In den Vogesen

9. August 1914.

Am Sonntag, morgens ½3, Alarm. Gegen 3 Uhr marschierten wir schon dem Feinde entgegen. Als es hell wurde, fuhr der Generalstab in Autos an uns vorbei. Es wurde ernst. Ein Sonntag war der 9., im ganzen Sommer war so kein Sonnentag.

Herrlich war der Marsch durch Ober-Elsaß. Rechts wie eine Mauer die Vogesen, gekrönt von Ruinen. Ein großer Garten! Die vielen geschichtlichen Erinnerungen! Hier schlugen sich Cäsar, Arioviſt, hier tobte die zweite Alemannenschlacht. Dort oben an dem Passe spielt der Waffengang zwischen Walter von Aquitanien und Hagen, Gunther, Ortwin von Metz und Volker von Alzey. — Wer kann die Erinnerungen alle aufzählen! Es war ein großes Erlebnis für mich. Überall Glockenklang, es war ja Sonntag. Gegen 11 Uhr, als wir keuchend in dem Sonnenbrand eine steile Anhöhe (Weinberge) hinaufmarschierten, klang's vom jenseitigen Abhang kurz, bestimmt abgerundet. Der erste Kanonenschuß auf unserer Seite. Es wurde Artillerie vorgezogen, ohne Hast. Alles machte den Eindruck wie im Manöver. Ein vorüberreitender Kanonier läßt sich Feuer geben und brennt seine Pfeife an. Überhaupt der Gefechtsbefehl. Man hört nichts von kompliziertem Anmarsch, welche Dörfer der Feind besetzt hat und dergleichen Zauber, was man zunächst doch nicht behält. „Wir kommen von da, der Feind aus der Richtung (mit Handbewegungen), seine Stärke nicht bekannt — auch ganz egal. Um die und die Zeit treffen wir voraussichtlich auf ihn. Er wird zurückgeworfen. Heute abend stehen wir da und da." — Programm. — Der Laie hält's beinahe für Spott. Wer Gelegenheit hatte, unsere Mobilmachung mal ein bißchen genauer zu beobachten, überhaupt sieht, wie so ein Anmarsch sich uhrwerkartig einfädelt, der sieht darin keine Prahlerei. Er bekommt die Zuversicht: Es wird so sein, das ist das mindeste, was wir heute leisten werden.

Die Bayern bei Saarburg

23. August 1914.

Auf der ganzen Linie von Metz bis zu den Vogesen ist alles im Vormarsch. Überall werden die Franzosen geworfen. Die „Leiber" wieder allen voran. Was die Leute leisten, ist horrend. Leute mit durchschossenen Lungen, die kaum sprechen konnten, fragten, wann sie denn wieder an die Front kommen könnten. Ein Hauptmann, dem durch einen Streifschuß das linke Ohrläppchen weggerissen und die ganze Backe aufgerissen wurde, so daß man einen Finger hineinlegen konnte, erteilte nach

Digitized by Google

der Verletzung erst ruhig seine Befehle, steckte sich dann eine Zigarre an und ging darauf erst zurück, um sich verbinden zu lassen.

Der Kaiser an die Herzogin von Braunschweig

21. August.

Gott der Herr hat unsere braven Truppen gesegnet und den Sieg verliehen. Mögen alle bei uns daheim ihm auf den Knieen ihre Dankgebete darbringen, möge er auch ferner mit uns sein und unserem ganzen deutschen Volke.

Dein treuer Vater Wilhelm.

Ein Reichstagsmitglied

Mannheim, 23. August 1914.

Liebe Freundin!

Meinen freien Sonntagmittag verbringe ich am Schreibtisch in meiner Wohnung. Ich bin in der Kaserne einquartiert und schlafe auf dem harten Feldbett wie mein Stammvater Jakob „zu Häupten den Stein", traumlos von 10 bis 5 und manchen Morgen auch bis 4 Uhr; der Trompeter weckt mich. Die Strapazen der Felddienstübung und des Marsches ertrage ich mühelos. Ich bin froh darüber: das Blut für das Vaterland fließen zu lassen ist nicht schwer und umgeben von Romantik und Heldentum. Ein viel größeres Opfer ist es, täglich den Schweiß unter dem Druck des Tornisters zu vergießen und stündlich auf tausend Selbstverständlichkeiten von Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu verzichten, an die man jetzt wie an ein weit zurückliegendes schönes Land denkt. Aber der Körper ist wirklich der Knecht der Seele. Der feste Vorsatz, sich einzuordnen und auch in kleinen und kleinlichen Pflichten das große Ziel nicht aus dem Bewußtsein zu verlieren, hilft über alle Hemmnisse hinweg. Wann wir hier abmarschieren, weiß ich noch nicht! Wir warten täglich auf den Ruf vom Regiment Nr. 110, das die letzten Kämpfe bei Mülhausen und Metz mitgemacht hat, und dessen Lücken wir ausfüllen sollen. Ich stehe in der Front wie jeder andere, ich werde von allen (Mannschaften wie Offizieren) mit größter Rücksicht (protzig ausgedrückt: Ehrerbietung!) behandelt. Aber ich weiß nicht, ob auch die französischen Kugeln meine parlamentarische Immunität achten. Ich habe den sehnlichen Wunsch, den Krieg zu überleben und dann am Innenbau des Reiches mitzuschaffen. Aber jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz in der Linie in Reih und Glied, und ich gehe wie alle anderen freudig und

siegessicher. Der Gedanke an meine Eltern ist schmerzlich, Sie wissen, wie sehr ich an ihnen hänge. Aber ich habe schon mehr als einmal in entscheidenden Augenblicken meines Lebens ihnen wehtun müssen, und ich kann es nicht bereuen. Als ich vor 11 Jahren mich öffentlich zur sozialdemokratischen Partei bekannte und damit manche Brücken hinter mir abbrach, zerstörte ich sicherlich manche Hoffnungen meiner guten, braven Eltern, — aber ich mußte mir mein eigenes Leben zimmern, und jetzt geht es ja um mehr! Nicht um die bürgerliche Existenz, sondern vielleicht um das Leben. Das Huttenlied wird die Jahrhunderte hindurch immer wieder erlebt:

Ob auch die liebe Mutter weint,
Daß ich das Ding hab' fangen an,
Ich hab's gewagt.

Die unerschöpfliche Güte und Liebe der beiden wird ihnen und mir über dies innere Hemmnis hinweghelfen.

Jetzt amol — b'hüt di Gott!

Ihr treu ergebener
Ludwig Frank †.

Ein Dichter

Sivry, 26. August 1914.

Von den letzten Tagen kann ich keine Einzelheiten schreiben, denn ich bin so müde, und alles drängt sich durcheinander. Jeden Tag große Patrouillen geritten; im Dunklen ins Quartier ohne Bett, alle Dörfer brennen, alles ist zerschlagen, Grammophone wimmern dazwischen, der geschlagene Feind wurde noch scharf bedrängt; jetzt geht's nach Westen. Drei Kilometer von der französischen Grenze schreibe ich Euch. Es wird alles noch traumhafter. Wir waren immer ganz vorn, jeden Tag Feuer bekommen. Mein neuer requirierter Schimmel kann auch bald nicht mehr, das dritte Pferd also erledigt. Mir geht's immer besser bis auf Krampfhusten nachts. Jedenfalls bin ich frischer als viele andere; es ist ein Wunder. Heute eine neue Erfahrung gemacht: wenn der Lebenswille nicht so stark ist, daß er imstande ist, Kugeln aus ihrer Bahn abzulenken, taugt er nichts. Trotz Müdigkeit singt alles in einem.

Alfred Walter von Heymel †.

Gottesdienst

Da monsieur le curé nicht am Orte ist, so findet am nächsten Tag deutscher Gottesdienst in der französischen Kirche statt. Als die Glocken,

Digitized by Google

von deutschen Soldaten geläutet, ertönen, da füllen unsere Soldaten alle Bänke bis auf den letzten Platz, die zurückgebliebenen Frauen und Kinder, sie wollen alle dabei sein, und schluchzend sinken all die französischen Frauen auf die Knie, als die deutschen Soldaten mit mächtiger Stimme das Eingangslied singen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren."

Mannentreue

Sedan, 29. August 1914.

. . . Da kommt die Meldung: „Unser Leutnant von K. liegt am Fuße der Höhe, im Dorfe an einem Garten, schwer verwundet." Ich erhalte den Befehl, ihn zu holen. Ich nehme noch fünf Mann mit. Gerne eilen wir zurück. Wir verabschieden uns von der Kompagnie in dem Bewußtsein, in den sichern Tod zu gehen. Zu sechs sind wir, indessen die Kompagnie weiter zurückmarschiert. Wir eilen an die bezeichnete Stelle und finden unsern Leutnant. Gott — welch ein Wiedersehen! Er liegt auf dem Bauche, mit einem Schuß im Rücken, vollständig gelähmt. Frei, ohne Deckung, nähern wir uns ihm. Da er uns erblickt, zuckt es freudig über sein bleiches Gesicht. Doch abwehrend bittet er: „Kinder, geht weg, es ist aus . . . Ihr werdet sonst noch geschossen. Geht . . . Geht doch! . . ." Aber daran hatten wir nicht gedacht. „Hier bleiben wir, ihn retten oder zusammen in den Tod!" Wir betteten ihn auf einen Mantel. Im Nu kracht es um uns wie wild — eine Salve, eine zweite, eine dritte, vierte aus nur 20 Meter Entfernung. Mein Gewehrriemen, mein Kolben werden durchlöchert, buchstäblich. Die Kugeln durchdringen den Mantel mit der teuren Last. Doch, o Wunder, ohne zu treffen. Zwischen Armen, Beinen, Kopf und Hals pfeift es durch. Da ward's höchste Zeit. Auf die Schulter nehmen wir den Leutnant nun zu sechs, tragen ihn weg, während fast neben uns, aus Häusern, Gärten, Hecken auf uns geschossen wird.

Ich fühle mir nach Kopf, Ohren, Gesicht — kein Blut ist da, ich glaube es nicht, fühle noch einmal, ich bin noch nicht getroffen. Weiter eilen wir mit unserer Last wie Siegfrieds Mannen in der Götterdämmerung, während sich allmählich der Abend senkt.

Über Paris

. . . Bei Paris! Mein Fluggast schrie mir etwas ins Gesicht. Obwohl es der Motor übertönte, glaubte ich doch zu verstehen, was er meinte. Ich blickte nach der Benzinuhr. Genügend Betriebstoff besaß

Digitized by Google

ich. Dann hielt ich genauen Kurs nach Süden, und nach einem Zeitraum von ungefähr einer halben Stunde erblickten wir vorn in der grauen Ferne — tief, tief unten, das graue, unermeßliche Steinmeer der französischen Hauptstadt. Mit hundert Stundenkilometer brausten wir darauf zu. Klarer und deutlicher wird es. Die Kette der Forts, St.-Denis, der Montmartre wächst hervor, aus dem Dunst löst sich das Filigrangerippe des Eiffelturms. Und jetzt — jetzt schweben wir bereits über dem Weichbild von Paris.

Paris! Der Herr Major weist mit dem Finger nach unten, dann wendet er sich langsam zu mir herum, erhebt sich von seinem Platz und hat — laut gejodelt. Ich hab's gesehen, wenn auch der Motor, der unablässig sein Lied sang, die Laute verschlang. Und ich? Ich bin vor Freude schier aus dem Häuschen gewesen und hab' mit meinem getreuen Doppeldecker die tollsten Kapriolen in der Luft gemacht. Dort lag die weiße Sacré-Coeur-Kirche, dort die Gare du Nord, von der aus die Franzosen übern Rhein wollten, dort Notre-Dame, da der alte ‚Boul' Mich", der Boulevard St.-Michel im Quartier Latin, den ich als Studio so oft entlang gebummelt und den ich jetzt als Sieger überflog. Wehrlos lag das Herz des Feindes, das stolze, leuchtende Seinebabel, unter mir. Alles Häßliche, das der großen Stadt immer anhaftete, war geschwunden, ein Eindruck des Erhabenen, Gewaltigen war geblieben. Und doppelt glücklich fühlten wir uns. Doppelt als Sieger. In großen Kreisen schwebte ich über dem Häusermeer. . .

Fliegerberuf

Ungefähr jeden dritten Tag komme ich zum Fliegen, es ist interessant, d. h. dieser Ausdruck macht wenig für einen Aufklärungsflug, bei dem unter dem Flieger zwei Völker im Entscheidungskampf sind. Jetzt liegen sie bis an die Zähne eingegraben und warten auf den Ruf zum Angreifen. Unser Fliegerberuf ist ein herrlicher, ich hänge mit Leib und Seele an ihm, ich vergesse, wenn ich so in 2000 bis 2500 Meter dahinfliege, alles: wer ich bin, daß ich persönliche Angelegenheiten habe, ich weiß nur, daß ich eine Kulturaufgabe habe, das ist: dem Deutschtum zu helfen und den Sieg mitzusichern! Ja, man vergißt beinah, daß man Mensch ist. Es ist so herrlich, da oben über den aufblitzenden Granaten, über den winzigen, durch schwere Geschosse aufgewirbelten Staubwolken zu fliegen, daß man die Gefahr gänzlich vergißt, wenn auch unter und hinter uns die Schrapnells platzen, die dem frechen Vogel gelten, der da in alles hineinblickt. Denn keine Stellung, keine Bewegung entgeht uns, gegenüber unserer Erkundung ist der Feind machtlos.

Digitized by Google

An der Maas

Ich erwachte, als der Hauptmann nach mir fragte. Die Herren waren vom Hauptquartier zurückgekommen. Ich hörte den Bataillonsführer leise sagen: Morgen würden wir in die Schlacht eingreifen. Der Maasübergang und die festen Stellungen der Franzosen müßten morgen unter allen Umständen genommen werden.

So leise das gesprochen war, ich hatte jedes Wort verstanden. In meinem Innern war es plötzlich glühend klar. Still legte ich mich wieder an meinen Platz. Blitzschnell stand mein Leben vor mir im klaren Licht der Ewigkeit — und schwand. Alles Kleinliche war ausgetilgt. Rechtes und Schlechtes, alles was ich getan, war hinweggenommen. Es bedeutete nichts. Aber wo blieb meine Seele? Ich faßte einen Stern ins Auge, der unter dem Gezweig hereinblitzte, Gott! dachte ich — und fühlte sie geborgen.

In einer halben Stunde brachen wir auf. Der Weg senkte sich talwärts, unten sah man eine weite Ebene sich dehnen. Feldgraue Gestalten in wunderlichen Stellungen, wie sie sich zum Schlafe für den Augenblick hingeworfen hatten, lagen auf beiden Seiten der eingeschnittenen Bergstraße im grauen Grase, grau wehte es durchs Gezweig, grau wob es unten in der Ebene, grau schwang sich der Himmel herüber.

Bei Marville empfing uns ein Heerlager rückwärtiger Abteilungen, Trainkolonnen, Artillerie und immer wieder neue Kolonnen — alles übersichtlich geordnet und planmäßig aufgestellt. Ein einfacher Soldat gewinnt selten einen Überblick über den Riesenleib einer modernen Armee. Hier bekamen wir nur einen Bruchteil zu Gesicht, doch konnte man die gewaltige Größe und Bedeutung des Ganzen wohl ahnen: wie sich eins ans andere reihte, eins dem anderen diente, eins das andere schob und zog, wie jeder für sich selbst einzustehen hatte und zugleich einer für alle und wir alle für den einigen großen Willen, der uns beseelte, leitete, vorwärts trieb und den Gegner erdrücken, einschließen, zermalmen sollte. Keinem mehr gehörte sein Leben, es gehörte dem Vaterland.

Wir nahmen die Richtung auf Sassey an der Maas. Ein Bach wurde übersprungen. Durch Haferfelder zogen wir in ziemlich gerader Richtung nach einem mäßig entfernten Weiler, der auf unserer Karte nicht angegeben war. Jetzt setzten in unserem Rücken, weit hinter uns, neue deutsche Geschütze ein, als dumpfer, mächtiger Schlag hallte der Abschuß herüber. In steilem Bogen bohrte sich das Geschoß in den Luftraum, wie in einem Blechrohr schleifend, langsam, aber unaufhaltsam, und verschwand singend in der Ferne, Stille und Erstaunen zurücklassend. Das waren unsere Mörser, die 21er, und die Batterie sandte sie spar-

sam aus, wie der Himmel seine besten Engel. Denn an Engel mußte ich denken, an das gewaltigste Sinnbild übermenschlicher Kräfte, bei diesem jubelnden Sausen, das im blauen Raum seine Bahn zog. Wie ein Erzengel Gottes, schwingenrauschend, in stählernem Harnisch, mit vorgestrecktem Schwert fuhr es durch die Luft, und von drüben, wo der Bote in die feindlichen Reihen schlug, schallte dumpfes schweres Krachen herüber. Unsere erste Empfindung war ein Gefühl tiefer Befriedigung, Beruhigung, unter dem Schutze dieser mächtigen deutschen Geschosse auf dem Kriegspfade durch französischen Hafer zu schlüpfen.

An der Maas

Ich bin mit dem Batterieführer auf dem Hang angelangt. Ein Blick zeigt uns alles: Deckung ist unmöglich, also offene Feuerstellung, wenn nur die Infanterie entlastet wird! Unsere ersten Geschütze kommen, und schon schlagen die ersten Kugeln vor uns ein.

Jetzt ist auf allen Höhen vom Feinde unsere Batterie erkannt. Alle Rohre richten sich auf die kühne, Garbe auf Garbe faust auf uns nieder, kaum, daß wir abprotzen konnten. Wild bäumen sich die Pferde auf vor dem Auffliegen der Erde, vor dem Getöse der Geschosse und den dichten Rauchwolken. Schnell haben wir uns über das Ziel verständigt. Laßt die Artillerie ruhig auf uns schießen, jetzt muß die feindliche Infanterie niedergekämpft werden, also: „Schützen im vorderen Waldstück, 1400 feuern!" Und unser eiserner Gruß prasselt dem Feinde entgegen. Als hätte der Schuß ins Pulverfaß geschlagen, so bricht es jetzt über uns herein. Die Erde scheint zu bersten, der Himmel über uns zusammenzubrechen. Eine Rauchwand hüllt uns ein. Vor, über, hinter und neben uns krepiert Geschoß auf Geschoß. Das laute Karatsch der Granaten scheint alles zerreißen zu wollen. Steine und Rasenstücke umfliegen uns. Es müssen zwei Regimenter sein, die uns mit Feuer überschütten. Die ganze Artillerie auf den Höhen schießt auf uns . . .

Gottlob, unsere Infanterie ist entlastet, das Feuer ist von ihr auf uns abgelenkt. Aber hinter unseren Schilden wird es immer fürchterlicher. Stehen wir Sekunden oder schon Stunden da? Lebt überhaupt noch jemand? Da geht hinter uns in eiserner Ruhe der Batterieführer aufrecht von Geschütz zu Geschütz, erklärt das Ziel, gibt die Entfernung an. Die Tollkühnheit gibt jedem wieder erhöhten Mut. Mit Ruhe und Sicherheit wird gerichtet. Schuß auf Schuß sitzt. Glänzend bewähren sich unsere Schilde: Geschoß auf Geschoß prallt gegen die Schilde, sie prallen alle zurück. Aber nach oben können sie nicht decken; da stürzt ein Mann von meinem Geschütz, Blut quillt ihm unter dem Helm hervor. Schnell schicke

ich ihn in einen kleinen Hohlweg rechts. Dort begeben sich noch mehrere Verwundete hin, auch ein Zugführer mit Schenkelschuß. Nur der Batterieführer scheint unverwundbar. Aufrecht stehend, ohne Deckung, erteilt er seine Befehle. Da stürzt auch er. Aber lachend springt er wieder auf. Der Luftdruck einer hinter ihm krepierenden Granate hat ihn zu Boden geworfen. Auch wir andern Offiziere geben jetzt die Deckung auf. Es ist eine solche Todesgewißheit über uns, daß es auf einige Minuten früher oder später nicht ankommt. Wir ordnen das Feuer unserer Züge, und unsere Leute schießen brillant. Der Feind scheint außer sich, daß wir ihm soviel Mühe machen, das Feuer wird noch stärker. Es platzen zeitweise sechs Schüsse gleichzeitig über mir! Unsere Munition geht zur Neige und hört ganz auf, während das feindliche Feuer noch an Stärke zuzunehmen scheint.

Endlich befiehlt der Batterieführer: „Die Leute in den Hohlweg, decken!" Und wer noch kann, eilt hin bis auf einige Tapfere, die ihre Geschütze nicht verlassen wollen. Wir Offiziere treffen uns hinter dem Beobachtungswagen, der in der Feuerlinie steht. Der zweite Zugführer eilt auch zum Dorf. Seine rechte Seite ist mit Blut überströmt. Der dritte Offizier hat einen Schuß im Arm. Kaum habe ich mein Geschütz verlassen, da schlägt ein Volltreffer in dasselbe ein. In ziemlicher Ungewißheit vergeht eine Spanne Zeit. Der Feind, der merkt, daß wir schweigen, schleudert immer noch mit gleicher Heftigkeit ungeheure Geschoßmengen auf die arme Batterie. Wir können kaum glauben, daß wir noch leben. Rauchgeschwärzt, heiser und atemlos drücken wir uns die Hand. Jeder liest in den Augen des andern die furchtbaren Minuten und sieht, daß jeder seinem Herrgott ein Stück näher gekommen ist.

Nach langer Zeit ebbt das feindliche Feuer etwas ab. Da naht auch Infanterieunterstützung und geht vor. Da kommt auch wieder Munition für uns. Sofort werden unsere Geschütze wieder besetzt, es sind aber nur noch drei zu gebrauchen. Es war Zeit, denn gerade setzt der Feind zum Gegenstoß ein. Wohl begrüßt alsbald wieder heftiges feindliches Artilleriefeuer unser Eingreifen in den Kampf, aber es ist ein Kinderspiel gegen vorhin. In einer Stunde — es dunkelt schon — ist die schwerste Arbeit getan und der Feind geschlagen. Die zurückkommenden Infanterieoffiziere drücken uns die Hand in stummem Dank.

„Bruder Tod"

Preß, 7. September 1914.

Wieder einmal trug das Bataillon den Angriff vorwärts, noch aber war nicht Zeit, einzugreifen. Nur hundert Meter rückten wir vor, die

Digitized by Google

Kompagnien in Zugkolonne: Halt, hinlegen! Jetzt kam es von neuem wie Todesengel geflogen. Ich hatte den Rock auf der Brust geöffnet. Die Luft kühlte. Die Sonne strahlte herrlich. Noch immer standen wir Offiziere da. Jetzt hatten wir unsere Leute in der Hand, das fühlte jeder. Ich rief zwei [Entfernungs-]Schätzer nach vorn, wir legten uns hin. Wieder kam es wie der Satan angesaust, ein scharfes, jubelndes Heulen, plötzlich, dicht vor uns, überholt von erderschütterndem Krachen. Ich legte den Kopf demütig auf die Seite und sagte in meinem Herzen: „Bruder Tod, mein Bruder Tod!" — nur diese Worte aus des Franziskus von Assisi Lobgesang betete es in mir ... Und mitten durch riß es wie ein scharfer Hagel von Eisen und Stahl, das Herz klopfte in Todes Hand. Dicht vor mir, als der Rauch sich verzog, gähnte ein sauberes, braunes Loch mit pulvergeschwärzten Schollen. Meinem Schätzer hatte es drei Finger der rechten Hand zerrissen ... Es klirrte, schwirrte, krachte, heulte, die Luft schütterte, die Erde barst ... Einen Mann schleuderte es in die Luft, wie eine Puppe schwebte er ausgestreckt über dem auffahrenden Qualm und fiel zurück. Erdschollen flogen, ein wüster Gestank stach in die Nase. Erstaunen, daß man das Verderben überlebt, und tiefe, klare Todesdemut erfüllt die Brust.

Musik

An der Aisne, 23. Sept. 1914.

... Der Bursche meines Leutnants trat herein, klappte gewaltig mit den Hacken und sprach: „Herr Leutnant bittet um Herrn Unteroffiziers Lilien." „Um was? Ach so", lachte ich und gab ihm meinen Liliencron hin ... Mein Leutnant war sehr musikalisch und zeigte mir, als ich ihn nachmittags aufsuchte, eine Komposition des feinen, kleinen Liedes:

Tiefe Sehnsucht

Maienkätzchen, erster Gruß,
Ich breche dich und stecke dich
An meinen alten Hut.
Maienkätzchen, erster Gruß,
Einst brach ich dich und steckte dich
Der Liebsten an den Hut.

— auf diese Noten weisend, meinte er lächelnd: „So ganz ist es mir nicht gelungen, wir haben eben zuviel erlebt und durchgemacht, das merkt man auch hieraus." Mir aber ward sonderbar zumute: mitten im Kriege solch eine zarte Komposition!

Digitized by Google

Ein Grab

Es war eines Abends auf einem einsamen Pachthof. Drei Granaten waren dort am Tage geplatzt, und ein toter Soldat, acht tote Pferde lagen im Garten. Zwei frische Massengräber zeugten von früheren Kämpfen, und in diesem Grauen saß der Pächter mit der Frau und fünf Kindern, von denen das kleinste ein zartes, krankes Mädchen von ein paar Monaten war. Unser Oberst gab den armen Leuten die Erlaubnis, auszuziehen. Da luden sie ihre Habseligkeiten auf den Wagen, spannten zwei Pferde davor und zwei Kühe dahinter, und durch die Nacht rollte das Fuhrwerk fort — ein Bild wie aus Hermann und Dorothea. In langen Sprüngen lief der treue Hofhund hinterher. Dem Schicksal sei Dank, daß dieser unheilvolle Krieg, dieser Krieg der verwüsteten Fluren und heimatlosen Armen, unserm deutschen Vaterlande in der Hauptsache erspart bleibt! Wir Zurückgebliebenen schaufelten ein Grab zu Füßen einer Weide, in das wir den Toten legten, ein kleines hölzernes Kreuz pflanzten wir darauf, schrieben Name und Ort auf das Kreuzlein und hängten einen grünen Zweig darum. An Heines Sang von König Harolds Tod und Edith Schwanenhals mußte ich ewig denken zu dieser Totenstunde: „Die Mönche konnten mittlerweil Baumstämme zusammenfugen . . .“ Ein armer Dienstknecht vom bayerischen Wald, vom letzten Dorf, war der Tote . . . auch er starb fürs Vaterland! . . .

Das Regiment v. d. Tann

Am 18. September kam, freudig begrüßt, der Befehl zu neuem Vormarsch. An diesem Tage zogen wir über das Schlachtfeld von Gravelotte. Und als ich die Gräber des Jahres 1870 sah, war es mir, als ob das dumpfe Schauen dieser Tage wie in hellen Spiegeln gefangen würde. Die großen Seher dieser Tage grüßten uns schützend von den alten Gräbern. Herrgott, wer sind wir doch? Aus allen Lagern, aus den Fabriken, Bureaus und Schulen strömten wir zusammen, aus blühenden Dörfern, von harter Feldarbeit kamen andere — und ein großes, dunkles Gemeinsames wurde daraus — wir tragen den Tornister und den Kessel, die Riemen und das Schnürwerk, wir dröhnen mit den Nagelsohlen über steinerne Chausseen, aus Näpfen essen wir — aber wir fühlen alle dieselben unendlich großen Gedanken unter der Schiene des Helms — keiner von denen, die je ihr Kochgeschirr in der Marne und in der Maas wuschen, wird diese Gedanken vergessen — aber keiner dieser Gedanken ist tiefer und reiner als der Totengruß, der aus den Gräbern alter Schlachtfelder bricht, über die junge Heere ziehen.

Ein Totengebet

Am 1. Sept. 1914.

Ein Bild ist mir unvergeßlich. Als wir am 1. September morgens die Chausseepatrouille abgeschossen hatten und zwei Mann, die liegen geblieben waren, gefangen genommen hatten, ging ich mit einem Chasseur zu dem gleichfalls gefallenen jungen Offizier. Ich sah es sofort, er hatte Herzschuß. Aber der mich begleitende Chasseur, der ihn offenbar gern hatte, fragte mich angstvoll: „Mon officier, vive-t-il?“ Und als ich verneinend den Kopf schüttelte: „Il est mort“, kniete der Mann nieder und betete lange für seinen Leutnant! Ein ergreifendes Bild: Weit sah man ins sonnenüberflutete Land; vor uns, inmitten von vier toten Pferden, lang hingestreckt friedlich der junge tote Offizier, dabei meine Leute mit den Gefangenen, und mitten drin kniete der Soldat! Es war totenstill, jeder fühlte den Schritt des Todes, der auch ihn morgen treffen kann! Und auch ich habe mit dem Chasseur still ein Gebet gesprochen für den braven Kameraden, Leutnant der Reserve Gaston Forgues de Bordeaux.

Berry vor Reims

19. September 1914.

In einer mächtig verschanzten Stellung liegt uns der Gegner um Reims gegenüber in einer Linie, die ich etwa auf 120 Kilometer schätze. Nur langsam schreitet der Angriff vorwärts, aber er geht vorwärts. Ich glaube, die Entscheidung des Feldzuges gegen Frankreich ist nahe. Die Stadt Reims ist stark befestigt, aber die herrliche Kathedrale soll als Kunstwerk verschont werden. Heute morgen aber bemerkt man, daß die Franzosen auf einem ihrer Türme eine Beobachtungsstelle eingerichtet haben. Befehl an die Mörser, darauf zu schießen, und mit dem ersten Schuß bröckelt ein Teil des Turmes abgeschossen herunter und mit ihm die Beobachtungsstelle. Das genügt, weiter wird auf die Kathedrale nicht geschossen, wenn die Franzosen sie nicht wieder als Beobachtungsstelle benutzen. Leider ist das Wetter die letzten Tage nicht sehr schön gewesen, naß, kalt und windig, dazu der Aufenthalt in den Schützengräben, der einen richtig lahm macht. Aber das tut der allgemeinen prächtigen, zuversichtlichen Stimmung keinen Abbruch; alle wissen, die Strapazen müssen ertragen werden, und alles wird zu einem guten Ende führen.

Bis jetzt haben wir eigentlich immer gekämpft und den Gegner verfolgt und wieder gekämpft, ohne selbst zur Ruhe zu kommen. Auch dieses hat in gewisser Hinsicht sein Gutes. Man wird sich in der dauernden anstrengenden Tätigkeit gar nicht des Traurigen, das man

Digitized by Google

erlebt hat, bewußt. Man nimmt Verluste als etwas Selbstverständliches, als Soldatenlos hin, das ein jeder vor Augen hat, der diesen schönen Beruf je aus Lust und Liebe ergriffen hat. Und darum neige ich eigentlich zu der Ansicht, daß das Schöne, was im Kriege aus jedem Menschen, sagen wir lieber aus jedem unserer Soldaten hervorbricht, doch das Traurige überwiegt. Ich glaube, dieses werden die meisten empfinden, und diese Empfindung wirkt dann hoffentlich nach dem Kriege, aber als wirklich deutsches Empfinden, zu einer gewaltigen Stärkung des deutschen Denkens und Fühlens. Wo ist die Kultur? Die wahre Kultur, die bis auf die Knochen geht. An deutschem Wesen soll die Welt genesen! Das habe ich in diesem Kriege fühlen und fester noch, als ich es im Frieden schon getan habe, glauben gelernt. Und mit dieser Zuversicht, meine ich, sind wir alle in diesen heiligen Krieg gezogen, in dieser Zuversicht geleiten uns die Gedanken des deutschen Volkes und in dieser Zuversicht haben wir den festen Willen zum Siege.

Vogesen

21. September 1914.

Neulich sind vier Leute von uns aus dem Schützengraben heraus 300 Meter vorgelaufen und haben einen seit zwei Tagen dort liegenden französischen Verwundeten aus Mitleid geholt. Der Kerl jammerte entsetzlich; der Unterarm war von einer Granate vollständig zerschmettert, der Oberschenkelknochen zerschossen. Jeden Augenblick konnten die Franzosen in dem dichten Holze, wo der Verwundete lag, erscheinen. Aber unsere vier Jäger gingen unerschrocken vor und brachten den Franzosen in seinem Zeltluch zurück. Gott vergelt's den Braven!

Heimatgedanken

Es ist 7 Uhr abends, der Tag neigt sich, es wird die kommende Nacht bitter kalt werden. In meiner Erdhöhle liegend, denke ich an dich, an unser Mädel und an alle lieben Freunde. Ich darf jedoch meinen Gedanken nicht Raum geben, darf sie nicht ausbauen und niederschreiben, sonst werde ich weich; die Nerven geben nach, und man verliert sich in eine Welt, der man zur Zeit nicht zu eigen ist. — Wir Soldaten und Männer des Krieges gehören dem Vaterland und müssen der großen allgemeinen Sache mit Leib und Leben dienen. Da verschwindet das rein persönliche Innen- und Eigenleben und ordnet sich dem großen Gemeinschaftsgedanken willig unter, weil es kaum anders möglich ist und auch nicht anders sein darf, wenn wir siegen wollen. Das ist harte und unabänderliche Gewißheit und Tatsache. — Gott gebe, daß es so bleibe.

Bajonettkampf

Bis ins Tal vom Feinde nichts. Bei ansteigender Höhe plötzlich etwa 10 Rufe: „Qui vive? Qui vive?“ „Halt là, Halt là!“ Also die Posten der feindlichen Feldwache! Sie werden mitsamt der übrigen Besatzung der Feldwache zusammengestochen. Aber schon ist man auch an dem feindlichen Schützengraben: Mörderisches Infanteriefeuer empfängt uns, rechts und links fallen unsere Leute wie die Fliegen — das andere im Laufschritt — jetzt noch zehn Schritt, da klingt das Kommando des Leutnants H., des ältesten Führers der Sturmkolonne: „Hurra!“ und aus ungezählten Kehlen erschallt das Echo, und nun rein in die feindlichen Reihen, und der Bajonettkampf Mann gegen Mann geht da unten los im Halbdunkel — nämlich so, daß alles, was in dunkler Uniform zu finden war, niedergestochen wurde. — Ich habe mir auch jetzt während des Krieges nicht vorgestellt, daß ich an dieser Art „Luftschaffen“ würde teilnehmen müssen. Ihr glaubt ja nicht, liebe Eltern, in welcher Verfassung man sich befindet. Die Tränen strömten mir, wie jedem, an den Backen herunter, vor seelischer Erregung, die Gesichter waren verzerrt bis fast zur Unkenntlichkeit.

Eroberte Geschütze

30 Mann sind bei mir, zirka 15 von meiner Kompagnie, die anderen aus allen möglichen Bataillonen, aber lauter Kerle! Ich sehe es ihnen an den Augen an. Das ist Auswahl. Und nun lautlos hinauf. Schon rattern die Maschinengewehre fast rechts von uns, noch 100 Meter, da oben ist dichter Ginster, hat ihn der Feind besetzt? Jetzt sind wir fast oben. Nun lasse ich rechts schwenken. Um Gotteswillen keinen Schuß!

Wir sind hinter der französischen Schützenlinie, die vor uns zurückgegangenen Schützen sind anscheinend zersprengt, die Maschinengewehre ohne Deckung am Flügel. Jetzt haben sie uns entdeckt. Es sind tapfere Soldaten. Sie drehen bei und rattern auf uns los; aber was sind 150 Meter im Eilschritt zurückgelegt? Dann sind wir im Ginster, und einzelne schießen, und jeder Schuß trifft, und dann sind wir mitten unter ihnen, und — kein Mann entkommt, auch nicht der Tapfere, der im letzten Augenblick, das Maschinengewehr fest an sich gepreßt, es den Hang hinunterstürzen will. 19 tapfere Soldaten liegen dort begraben. Und nun? Noch haben die vorne im dichten Holz liegenden französischen Schützen nicht gemerkt, was hinter ihrem Rücken passiert.

Also schnell wieder zurück in den bergenden Ginster und abgewartet, was zu tun. Mit 25 Mann kann ich doch jetzt nicht die Linie stürmen. Ein sekundenlanger Umblick! Du lieber Gott, was ist denn das? Dort

Digitized by Google

halblinks, kaum 300 Meter, ein Geschütz! Und dort — noch eins! „Hurra! Kinder! Die müssen wir noch haben!" — 25 Augenpaare glühen mir zustimmend entgegen. Es stehen ein paar armselige Hütten dort, und eben jetzt saust ein Volltreffer von unserer Artillerie hinein — macht nichts, holen tun wir sie doch. Und wie das fiebernde Auge den besten Weg hinüber sucht, sieht es, wie die französischen Kanoniere in heftiger Flucht dem Hohlweg zustreben. Volltreffer sind immer unangenehm.

Wir also los! Jetzt sind wir am Hohlweg, wieder kommt eine Granate, sonst von uns mit Jubel begrüßt — es sind ja unsere, — diesmal doch mit leisem Bangen. Gott sei Dank! Sie geht vorüber. Da steht mitten in der elenden Dorfgasse ein drittes Geschütz mit voller Bespannung. Zwei Pferde liegen verwundet am Boden. Alles Weitere geht mit Blitzesschnelle vor sich. Die einen hauen den verwundeten Pferden die Stränge durch, die anderen schleifen sie weg, die dritten schießen ihnen eine barmherzige Kugel in den Schädel, die vierten bringen die umgestürzten Kanonen auf die Räder, die fünften holen die zweite Bespannung hinter den Häusern vor, andere fangen ein paar Reitpferde ein.

In zehn Minuten sind zwei Geschütze bespannt, die Infanteriekanoniere und Fahrer aufgesessen, und eben wollen wir abfahren — da — gehen die französischen Schützen vor uns zurück. Wie eine Faust preßt es mir das Herz zusammen! Soll der Streich im letzten Augenblick zuschanden werden? Wenn sie halblinks zurückgehen, sind wir verloren! „Feuerstellung!" — Die Hand ergreift den Revolver. Billig sollen sie uns nicht bekommen! — Aber nein! Sie gehen gerade zurück. Kaum 200 Meter von uns weg. Ohne Ahnung, was hier hinter den Häusern steckt. Und als sie an uns vorbei, da knallen unsere Büchsen unter sie hinein, und wie vom Teufel verfolgt, jagen sie dem unteren Teil des Hohlweges zu. — „Batterie aufgesessen!" — Wie ihnen die Augen leuchten, als es nun hinuntergeht, mitten durch unsere vorgehenden Schützen hindurch, die sich noch so viel Zeit nehmen, zu präsentieren, hinunter nach C. Ich selbst auf einem großen, braunen Franzosengaul voraus, dahinter die beiden Geschütze, alle Unteroffiziere als Geschützführer usw. ebenfalls beritten, auf den Protzen stehen die Kerle und halten die erbeuteten Maschinengewehre. Ich werde dieses Bild in meinem Leben nie vergessen.

Und als unten in C. mir der ritterliche General die Hand drückt und mir bewegt zuflüstert. „Das Eiserne Kreuz ist Ihnen sicher!" da hätte ich in diesem Augenblick mit keinem König der Welt getauscht! —

Digitized by Google

Der Fähnrich

Bei St. Quentin.

So liege ich denn jetzt statt in engem, nassem, unbequemem Schützengraben in einem weichen, weißen, guten Bett, statt eines dreckigen Uniformmantels habe ich hier zum Zudecken zwei wundervolle weiße Wolldecken und statt eines durchschwitzten Tornisters als Kopfkissen zwei weiche Federkissen, kein Gewehr-, kein Granatfeuer ist zu hören, nur diese läppischen Lügenmeldungen des Reuterbureaus, kein fettiges Essen aus der Gulaschkanone, sondern Unmassen guter, wohlbereiteter Speisen kriegt man vorgesetzt. Wie gern möchte ich den Kameraden da draußen mein Bett pumpen, denn ich schlief 10 000mal besser im Schützengraben, wie würde ich mich über den Appetit freuen, mit dem sie draußen mein Essen verzehren würden! Ihr müßt mich begreifen, daß ich nur den einen Gedanken habe: „Wann kannst du wieder weg zum lieben Regiment?"

Alle Offiziere der Kompagnie waren verwundet oder tot, und so trat ich an ihre Stelle, hatte aber noch solche Wut über den Tod meines lieben Hauptmanns, daß ich zu unvorsichtig lange oben blieb, um den gegenüberliegenden Lump zu kriegen, der doch sicher meinen Hauptmann getroffen. Da — ratsch — mir wird es dunkel vor den Augen, und doch hatte ich ungelogen das schönste Gefühl, denn ich schwebte langsam zum Himmel empor; ich glaubte eigentlich, nun ist's vorbei. Na, dachte ich, so kannst du nicht tot gehen, und so rief ich denn noch ein „Mit Gott für König und Vaterland". Da ein Gefühl eines unsanften Fallens, ich mache die Augen auf und liege unten am Bahndamm. Ein Mann neben mir, der mir den ersten Notverband anlegt. Da es mir doch ziemlich weh tat, als er mir den Helm abnahm, fing ich an zu singen: „Wir fürchten nicht, ja nicht den Donner der Kanonen, wir fürchten nicht, ja nicht den Tod fürs Vaterland!", um mir im Angesicht der Leute Schmerzenslaute zu verkneifen. Ich wußte immer noch nicht, gehst du nun drauf oder nicht? Sehen konnte ich nichts, mein Gesicht war überlaufen von Blut.

Was brachte mir der Oktober doch für schlimme und schöne Erlebnisse. Schrecklich ist der Tod meines so sehr verehrten Hauptmanns. Mir sind oft noch in Erinnerung daran die dicken Tränen runtergekullert. Dann meine Verwundung. Und Schönes? Das Portepee und die schönste Auszeichnung, die es für einen Feldsoldaten gibt, das Eiserne Kreuz. Wenn ich so bedenke, vor vier Monaten noch simpler Pennäler, und nun? Das ist eben der Krieg, einige friedliche Tage, dann Schlachttag, liebe Menschen fallen, dann wieder Glückstage, Sonne, Regen, Sonne!

Der Generalstäbler

Mecheln, 5. Oktober 1914.

Ein kleiner Infanterieleutnant ruft mir mitten im Donnern und Krachen der Schlacht seine Erklärung der Lage zu. Da droben auf dem rechten Ufer der Nethe sei der hohe Deich voll von schönen Aussichtspunkten für die Belgier, von denen aus sie jede Bewegung im Vorgelände telephonisch sofort an ihre Artillerie zurückmeldeten. Er, der Leutnant, und ein Mann seien dort Patrouille gegangen, und auf diese zwei Männerchen hätten die Belgier nicht weniger wie zwanzig Lagen Schrapnells verfeuert. Da durchkommen? Ausgeschlossen!

So mag sich sehr oft im Kopfe des Frontoffiziers die Lage malen. Wenige Stunden nach diesem Gespräch in der Feuerlinie kriege ich den Generalstäbler einer der hier kämpfenden Divisionen zu fassen. Ein Mensch von einer nicht tot zu kriegenden Liebenswürdigkeit. Vielleicht hat er die Nacht durchgearbeitet, aber er sieht rosig aus, lächelt vergnügt und steht mit Auskunft gern zu Diensten.

„Wie lange hält sich Antwerpen noch?"

„Von heute ab noch fünf Tage."

Mit einem gleichmütigen Lächeln, ohne jede Pose, hat er das gesagt; mit derselben ruhigen Bestimmtheit, mit der mir der Bahnhofsportier in Berlin erklärt, der Zug nach Köln gehe um 1 Uhr 12 Minuten. Man kriegt im Felde eine nahezu abergläubische Hochachtung vor unserer Heeresleitung und ihren Organen. Ich glaube dem Generalstäbler so fest wie dem Bahnhofsportier in Berlin und ich wage es also, hier die Meldung weiterzugeben, daß am kommenden Sonnabend Antwerpen fällt.

Der Gott der Heimat

...., 18. Oktober 1914.

„Kameraden", so begann der Pfarrer seine Predigt, „zu der gleichen Stunde, in der wir uns hier unter dem Himmelsdom vor den Augen unseres himmlischen Vaters versammelt haben, gehen in der Heimat die in die Kirchen, die euch mit sorgenden Gedanken verfolgen. Eure Eltern, eure Frauen sitzen in derselben Stunde vor Gottes Thron und flehen auf euch den Schutz und die Gnade des Allmächtigen herab. Wir stehen hier im Felde und beten inbrünstig zu demselben Gott, der uns in der Heimat geführt und beschützt hat, so sind wir mit den Unsrigen in dieser Stunde eng verbunden, in gleichem innigen Tun, in ernstem Gebet."

Liebe, gute Eltern, da sah ich Euch mit feuchten Augen daheim in der Kirchenbank, da hörte ich Eure sorgenvollen und dankbaren Gebete,

Digitized by Google

da war ich Euch so nahe und mein ganzes Innere erbebte vor der Heiligkeit der Stunde. Mir liefen die Tränen herunter, aber ich schämte mich ihrer nicht, es ging anderen ebenso, wir waren alle zusammen und doch jeder allein mit seinem Gott und seinen Gedanken. Der Pfarrer sprach ganz herrlich, ich wünschte, Ihr hättet diese Predigt auch hören können. Unser schönes Schutz- und Trutzlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" klang nach der Predigt aus tausend Männerkehlen so zuversichtlich und brausend zum Himmel. Wenn das unsere Feinde hätten hören und sehen können, wie die kräftigen Reihen von Männern mit entblößtem Haupt in kindlichem Glauben zu dem Lenker der Schlachten flehten, da hätten sie wohl angstvoll erkennen müssen, daß einem solchen Heere der Sieg gehören muß; Gott führt uns, „das Feld muß er behalten!"

Am Yserkanal

Künstliche Festungen, sicherlich in monatelanger schwerer Arbeit hat der Feind hier geschaffen: ganze Kiefernwälder sind abgehauen, und von Stumpf zu Stumpf zieht sich das Gewirr von Stacheldrähten, so daß schon kein menschlicher Fuß drin sich bewegen kann, dahinter die Schützengrabenlinie, mit Bohlen und Stahlplatten die Gräben überdeckt, durch hinaufgeworfene Rüben unkenntlich gemacht, ja, unsere leichte Feldkanone ist da wirkungslos, da kann nur Haubitze oder schwere Artillerie etwas machen. Und wer einem Sturmangriff unserer tapferen Infanterie das Wort reden will, der erweist sich auch als schlechter Kenner dieser örtlichen Verhältnisse. Graben neben Graben durchzieht das Gelände, alles ist Lehmboden, das Regenwasser sickert nicht ein, es bilden sich Pfützen, aus den Pfützen werden, da die Abzugsgräben zerstört, Teiche und aus den Teichen Moräste, durch die der Soldat in mörderischem Feuer hindurch soll! „Nieder!" Und nun schieß, und der Morast packt dich, und zäh, wie er ist, klammert er sich immer fester an den Körper, und dann der Feind! Hier in Belgien steht Haus bei Haus, abgeschlossene Ortschaften sind selten, so kann bei dieser Streulage der Gehöfte eine hervorragende Verteidigungsstelle geschaffen werden. Jede Miete, jede Hecke, jeder Weidenweg, jeder Graben, jede Scheune, jedes Haus ist eine kleine, starke Schanze, zu deren Verteidigung nur ein paar Maschinengewehre genügen, zu deren Eroberung Artillerie und Infanterie verwandt werden müssen. Und wenn dann in den Zeitungen zu lesen ist, daß ein paar Schützengräben genommen wurden, ja, so ist das ein Erfolg, der nicht durchschlagend, aber doch von bedeutendem Gewicht ist.

Wir kämpfen hier an der See nicht gegen *einen* Feind, wir kämpfen gegen ein tapferes französisches Heer, gegen verzweifelte Belgier, wir

Digitized by Google

stehen im Kampf mit den Naturgewalten, Wasser des Meeres und Wasser des Himmels, wir sind nicht sicher, ob nicht hinter unserer Front die belgische Zivilbevölkerung durch Kellertelephon oder andere technische Einrichtungen schweren Verrat übt, der wochenlange Vorarbeiten zunichte macht oder unseren Aufmarsch gefährdet; es ist ein Ringen um die Palme hier am Yserkanal, wie es gewaltiger und großartiger das 20. Jahrhundert wohl nicht sehen wird.

Ich habe mir immer früher gedacht, daß das todesmutige Draufgehen auf den Feind, die Waffe in der Hand, im modernen Kriege unmöglich wäre angesichts der furchtbaren Wirkung der Schußwaffen — ich habe mich das Gegenteil lehren lassen hier am Yserkanal. Kaum 75 Meter breit ist er, auf beiden Seiten vom Deich gehalten, und hier unsere Truppen und drüben in prachtvollen Erdlöchern der Feind. Und doch sind wir rübergekommen, obwohl sich zuerst kein Mensch zutrauen durfte, den Kopf über die Deichhöhe zu heben.

Der neue Ruhm

Wohl, wir alle haben es gewußt:
Heute gilt kein buntes Heldentum,
Nicht mehr Brust an Brust
Mißt sich Ritterlust,
Stiller, aber höher ward der Ruhm.
Selig, wer in raschem Strauße siegt,
Von den Flammen seiner Tat umloht,
Größer, wer in nasser Höhle liegt,
Eisengrau dem Schicksal eingeschmiegt,
Und die Augen überfüllt mit Tod.
Die als ihrer Heimat Eisenschild
Sich der Nacht hinboten, mondelang —
Wenn das Blut gestillt,
Wenn die Ernte schwillt,
Stehn sie auf, im ewigen Gesang.

Bruno Frank,
Warneton, unweit Ypern, 15. November 1914.

Ein Sturm auf Ypern

„Das Bataillon greift um 10 Uhr morgens im Sturme die englische Stellung an. Der Feind steht vor uns, jeder Mann weiß, was er zu tun hat!"

So sollten wir Kriegsfreiwilligen zum erstenmal mit dem blanken Stahl lebenden Menschen zu Leibe gehen, wir waren in fieberhafter Aufregung und blickten immer wieder hinüber zu dem feindlichen Graben, der heute genommen werden sollte um jeden Preis.

Endlich gegen 10 Uhr kam der Befehl: „Seitengewehr pflanzt auf!" Er wurde mündlich gegeben, weil die Engländer das Signal bereits kennen. Nie werde ich diese Gesichter vergessen, nie diese Wut und diesen entschlossenen Ernst, der sich auf ihnen malte! Es überlief mich eiskalt, zum erstenmal pflanzte ich so den kalten Stahl auf mein Gewehr mit dem vorbedachten Zweck, Menschen zu töten. Die letzten Gedanken galten Weib und Kind, da kommt auch schon das Kommando: „Sprung auf! Marsch, marsch! Hurra!" Verschwunden sind alle trüben Gedanken, im Nu sind wir aus dem Graben, neben mir läuft Malte, der Spielmann, und schlägt dumpf und eintönig das Kalbfell, trrom, trom, trrom! Ich höre nichts als diese monotonen Trommelschläge und das peitschenknallartige Geknatter der englischen Gewehre. Ich denke nichts, ich sehe auch nichts, ich renne nur vorwärts. Da plötzlich fällt's mir wie Schuppen von den Augen, ich sehe etwa fünf Schritte vor mir zwei stechende Augen über einen Gewehrlauf wegblinzeln: „Malte . . . ." schreie ich, da bricht der brave Spielmann auch schon mit einem wehen Schrei zusammen. Und nun packt mich mit einem Male eine maßlose Wut, und wie in einem Panorama sehe ich plötzlich alles, was um mich vorgeht. Der Engländer schießt noch einmal, diesmal auf mich, trifft aber nicht, mit einem gewaltigen Satz bin ich über den englischen Schützengraben hinweg, hoch über den Kopf schwinge ich das Bajonett und dann lasse ich, der ich keiner Fliege etwas zuleide tun kann, 52 Zentimeter kalten Stahles mit der Wucht des etwa 9 Pfund schweren Gewehres dem Engländer zwischen die Schulterblätter krachen. Er dreht sich noch einmal um sich selbst, dann ist er tot. Mitleid habe ich nicht mit ihm, aber ernüchtert bin ich und zur Besinnung komme ich wieder, und das war die höchste Zeit, denn die Engländer schießen bereits aus dem nächsten etwa 50 Meter entfernten Schützengraben, was das Zeug halten will. Schleunigst sprang ich also in den Graben und traf hier die Kameraden, die schon eifrig das Feuer erwiderten.

Allerseelen vor Verdun

Oben auf der Spitze liegen in einem Graben 40 Württemberger in einem Schützengraben zur letzten Ruhe gebettet. Ein mächtiges Kreuz aus Telegraphenstangen hob sich dort gegen den purpurroten Abendhimmel ab. Wir hoben mit einer Stange einen frischen Kranz um den

Digitized by Google

Balken und pflanzten am andern Ende des Höhenrückens, wo ungefähr 100 Deutsche liegen, ein mächtiges Kreuz auf. Zwei Landstürmer hatten es unten im Walde aus mächtigen Buchenstämmen gezimmert und hier heraufgeschleppt. An den mächtigen Mauern der Ruine, die über unserer Arbeitsstelle thront, wächst jahrhundertalter Efeu. Aus ihm war der mächtige Kranz geflochten, verziert mit blauen Blumen aus den verlassenen Gärten von Naers.

Wir sahen am gelbdrohenden Himmel die beiden Riesenkreuze und um sie herum all die andern Kreuze, die überall im weiten Felde stehen. Sie alle reckten erbarmenflehend ihre Arme zum Himmel, nicht vergeblich! Der gläubige Tod in der Schlacht fürs Vaterland ist in Gottes Barmherzigkeit gleich dem Tode der Märtyrer.

Letzte Treue

R. . . ., 10. November 1914.

Anfang Oktober stürmte das Regiment . . . das Dorf V. . .- l. . .-R. . . Bei diesem siegreichen Gefecht starb unter anderen auch der Unteroffizier Christian Brandt den Heldentod. . .

Nach jenem Gefecht begegnete mir öfters auf der genannten Chaussee ein Soldat mit blühenden Blumentöpfen im Arm. Nun habe ich auch gefunden, wohin dieser stille, treue Mann sie trug. Dicht am nördlichen Grabenrande der von R. . . . nach A. . . . führenden Chaussee und genau 175 Meter vor der Einmündung des Weges von G. . . . liegt ein einsames, mit rührender Liebe und Sorgfalt gepflegtes Grab. Ein festes Kreuz trägt die Inschrift: Unteroffizier Christian Brandt, gefallen am 5. Oktober 1914.

Der Grabhügel ist dicht besetzt mit Blumentöpfen, in denen noch jetzt die Herbstblumen teilweise in voller Blüte stehen. Die Seitenwände sind mit kleinen Brettern versteift und sorgsam mit Grasboden belegt — auf dem Fußende liegt ein ziemlich großer, vergoldeter Bilderrahmen — — das Bild darin ist umgedreht, so daß die weiße Rückseite unter der Glasscheibe liegt. Auf dieser Rückseite ist mit klarer Schrift folgendes Gedicht geschrieben:

Am Bachbett brennt die bitt're Beere
In ihrer Reife tiefstem Rot.
Mir ist's, als wenn es Herzblut wäre
Von Kameraden wund und tot.

Da ruhn die Treuen still beisammen,
Gebettet all zum letzten Schlaf,
Verklärt im Glanz der Sonnenflammen
All die, die heut die Kugel traf.

Und auch mein Freund ruht in der Erden —
Mein Herz, was ſchlägſt du laut und jach?
Auch du mußt balde ſtille werden!
Drum ſtill mein Freund! Ich komme nach!

Zwei Frühgefallene

Im Lazarett, 11. November 1914.

Was uns jungen Kerlen das Sterben ſo ſchwer macht, iſt unſere Jugend. Wir beſitzen noch nicht die Abgeklärtheit eines Sokrates, der den Becher, ohne mit der Wimper zu zucken, austrank — lieber Gott, uns iſt doch die Welt noch voller Wunder und Sterne! Es iſt nicht ſo leicht, auf all das Zukünftige zu verzichten! Und darum eben kann und mag ich nicht, vom freudigen Sterben ſprechen; gerade darum, weil wir unſer Vaterland ſo unendlich lieben, ſterben wir ſchwer.

Bauvin, 18. Nov. 14.

Seeliſch bin ich wieder ziemlich in Ordnung, bin ſtolz, mitwirken zu dürfen, kämpfen zu dürfen für Eltern, Geſchwiſter, fürs liebe Vaterland, für alles, was mir bisher das Höchſte war. Für Dichtung, Kunſt, Philoſophie, Kultur geht ja der Kampf. Er iſt traurig, aber groß. Das ganze Leben hier im Feld durchdringt ein erhabener Ernſt. Der Tod iſt täglicher Genoſſe, der alles weiht. Man nimmt ihn nicht mehr feierlich und mit großen Klagen. Man wird einfach, ſchlicht gegenüber ſeiner Majeſtät. Er iſt wie manche Menſchen, die man liebt, wenn ſie auch Ehrfurcht und Schauer einflößen. — Es kommt keiner aus dem Krieg, der nicht ein anderer geworden.

Bekenntnis eines Arbeiters

Immer ſchon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben ſie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir ſchweigend fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:
Deutſchland!

Unſre Liebe war ſchweigſam; ſie brütete tiefverſteckt.
Nun ihre Zeit gekommen, hat ſie ſich hochgereckt.
Schon ſeit Monden ſchirmt ſie in Oſt und Weſt dein Haus,
Und ſie ſchreitet gelaſſen durch Sturm und Wettergraus:
Deutſchland!

Digitized by Google

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum:
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war:
Denk es, o Deutschland!

Karl Bröger.

Nach der Einnahme von Vailly

40 v. H. der Kameraden liegen auf der Erde. Nun gehen wir weiter. Englische Flatterminen sind durch unsere Pioniere entladen, mein Nebenmann ist tödlich getroffen. Weiter, weiter. Nach Vailly. Völlig zerschossen. Weiter! Der General kommt; er beglückwünscht uns.

Hauptmann v. Bülow läßt uns schweißtriefend und erschöpft auf nasser Erde lagern. „Auf! Leute, ich glaube, wir sind hier mit unserem Herrgott allein, Helm ab zum Gebet!" — Trotzig stehen des Königs Grenadiere in Schießstellung mit Helm vor der Brust und beten. Die Nacht sinkt.

Ein Nachtgefecht

Weit strecken wir die Arme in die Nacht . . .
Der dritte Tag, im Graben zugebracht!

Die Glieder steif und krumm vom langen Liegen,
fühlt sich ein jeder wie dem Grab entstiegen.

„Noch da, Kameraden? Noch nicht aufgebaut?"
fragt's durch den Nebel, der in Schwaden braut.

Und Mann für Mann, was aus der Deckung klettert,
Denkt froh bei sich: Nun hat es ausgewettert.

Wer hat noch einen Grumpen Brot im Sack?
Ein Maul voll Wasser — eine Pfeif' Tabak?

„An die Gewehre!" — Ei, verfluchter Tanz!
Warum schon wieder hinter Wall und Schanz?

Die Nacht gähnt tief wie eine dunkle Gruft.
Raketen segeln lautlos durch die Luft.

Digitized by Google

Dort von der Höhe — wie es rennt und hetzt! —
Zweihundert Meter ... Hundert ... Fünfzig ... Jetzt ...

Ein kurzes Tak-tak-tak ... Es kracht, es knallt ...
Millionen Blitze zucken aus dem Wald.

Von hinten grollen zornig, dumpf und schwer
die Einundzwanzig-Zentimeter her.

Und die Maschine ohne Rast und Ruh':
tak-tak — als hämm're einer Särge zu ...

Scheinwerferlicht flammt auf; es sucht und sucht
und findet wirre Haufen auf der Flucht.

„O, camarades allemands!" — Mit Ach und Au
würgt einer sich zu Tod im Drahtverhau.

Aus Wall und Graben, zwischen Ried und Rohr
heult uns Geschrei von Sterbenden ins Ohr ...

„Gewehr in Ruh!" — Lauf glostet neben Lauf,
Wir träumen schwer und fahren manchmal auf.

Karl Bröger.

Volk und Dichter

Bei Soissons, 10. Dez. 14.

Da lagen wir in einer kleinen Gotischen Halle — Kirche — auf Stroh ... Ich sehe ein Spitzbogenfenster, Stichkappen, meine Seele ist gleich wie zu Hause im Frieden von Vergangenheit und Inbrunst und in deutschem Hochstreben. — — Abends, die Kirche schläft ein ... Die Lichter löschen aus. Da geht's los: O Tannenbaum, Es ist ein Ros entsprungen, Stille Nacht. — Gut, daß es dunkel ist. Dann kommen Volkslieder.

So begann die erste, so die zweite Nacht. Am dritten Tag — abends wollte kein Gesang aufkommen. Junker Seyffert regte doch schließlich etwas heiteren Gesang an. Nur ein paar Stimmen. Da forderte mich mein ehemaliger Unteroffizier, Maurer Tornow, auf, doch etwas vorzutragen. Aus unserer Gruppe konnten sie ja schon einiges. Und so in der nachtdunklen Kirche, wo nur ein paar Zigarettenspitzen glommen, flieg einiges aus der „Tanne" und andere Gedichte von mir. Wie da das „Tannenschweigen", der „Dürerwitter", „Mutter" und andere mehr einschlugen! Alle Mißstimmung war fort — ein Bravo nach dem andren — von Landjungen und Handwerkern. Stundenlang nachher wurden noch lustige Lieder gesungen, und heute ist uns allen der Tag etwas heller. So

etwas mußte mal sein, in dieser Zeit steht der Dichter endlich wieder im Volk.

Walter Heymann †.

Weihnachten

Den eigentlichen Weihnachtsabend brachten wir, im Schützengraben zu. Wir mußten zur Verstärkung vor, weil man an eine Überraschung von drüben dachte, aber es blieb ruhig. So standen wir frierend in dem Graben, über uns den harten, kalten, klaren Sternenhimmel. Der Reif legte sich langsam auf die Mäntel und Helme; von Zeit zu Zeit pfiffen die Kugeln mit ihrem langgezogenen Tone über uns, man dachte der Heimat und fror. Da gegen 12 Uhr geschah etwas Unerwartetes. Aus allen Gräben ertönte laut in die Stille der Nacht das alte Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht!" Vielleicht hat um diese Zeit das Lied getönt vom Meer bis an die Schweizer Grenze; in ununterbrochener Linie steht ja Mann an Mann unseres Heeres auf Wacht im Feindesland.

B. le P., 27. Dezember 1914.

Am ersten Weihnachtsfeiertage habe ich Christkindchen gespielt. Wir erhielten an dem Abend in einem Stalle in N. aus den Liebesgaben eine ganze Menge Süßigkeiten ausgeteilt. Ich habe einen ganzen Haufen zusammengepackt und die Sachen armen Leuten, die eine Menge Kinder hatten, gebracht. Die Leute haben geweint vor Freude. Die Kinder riefen immer: „Le Christe Allemand!" Das war eine Freude, auch eine alte Großmutter war dabei. Nachher habe ich noch gezaubert mit den Kügelchen und mit einer Kordel, die ich durchschneiden ließ; da bekam die Großmutter doch etwas Furcht vor mir. Der Vater der Kinder steht in Toul als Soldat gegen uns, aber die Leute werden den „Feind ihres Vaters" nie vergessen, ich auch den schönen Abend nie in meinem Leben. Ich würdiger Wehrmann habe anfangs vor Rührung mit den Leuten geweint; nachher haben wir aber alle fröhlich gelacht, die Leute wohl das erstemal seit dem Kriegsanfang.

Des Kaisers Neujahrsgruß

An das deutsche Heer und die deutsche Marine!

Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir ins Neue Jahr.

Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

Digitized by Google

In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Übermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen.

Viel ist im alten Jahr geschehen. Noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen; immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran.

Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volke.

Darum unverzagt dem Neuen Jahre entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen fürs geliebte Vaterland!

Großes Hauptquartier, den 31. Dezember 1914.

gez.: Wilhelm, I. R.

Todvertraut

Januar 1915.

Man denkt hier draußen anders über Leben und Sterben. Und der Tod ist ein Ding, an das man ohne Grauen denkt. Der Geist, der uns beseelt, und der uns die unschätzbare Gewißheit unseres Sieges ist, das ist die absolute Unterordnung der einzelnen unter den großen, wunderbaren Gesamtwillen zum Siege. Diese Selbstaufopferung, dieses fast bewußte Leben in einem sicheren Tod, das ist der Geist, dem wir allein unsere Siege verdanken. Und darum soll man wegen derer, die die Kugel gefunden hat, nicht trauern, sondern daran denken, daß sie lachend und singend in den Tod gegangen sind, vollbewußt der großen, herrlichen Sache, für die sie sich opfern durften. Man soll es uns wissen lassen, daß, wenn wir fürs Vaterland fallen, sie nicht traurig über uns, sondern stolz auf uns sind, daß sie sich mit uns freuen, das Leben mit einem ruhmreichen Ende gekrönt zu haben.

Die neue Zeit

13. Januar 1915.

O wie merkwürdig sind doch die Leute, die nicht fühlen, daß es so furchtbar wenig darauf ankommt, was der einzelne ausspricht, weil die

Digitized by Google

Bewegung, die die Dinge regelt, tief, tief unter allem Aussprechbaren liegt und uns alle zu dem oder jenem Ufer treibt, wo wir dann wie die Wellen an das Land rollen.

Abends saß ich mit zwei Studenten zusammen, die jetzt Führer von Minenwerferabteilungen hier sind. Und wenn ich es nicht bei dem Aufsteigen all der Bilder von früher gefühlt hätte, so hätt' ich's an diesen Jungens wieder handgreiflich fassen können, daß auch nach diesem Krieg die angefangene neue Zeit sich fortsetzen wird, durch ihn in einen wundersamen riesigen neuen Rahmen gestellt und mit nie geahnten Kräften zur Verbindung für bisher unvereinbar Angesehenes ausgestattet.

Prof. Dr. Alfred Weber.

In der Telephonzentrale

Bei Soissons, 15. Januar 1915.

Meine Höhle ist mit einem Schlage der Sammelpunkt von Offizieren geworden und führt seit mehreren Tagen den Namen „Feldartillerie-Telephonzentrale". Sämtliche Befehle gehen hier durch meine Leitungen, und ich habe mit meinen beiden Unteroffizieren ununterbrochen zu verbinden und zu übermitteln.

Draußen das wilde Toben der Schlacht, brüllende Kanonen, pfeifende Geschosse, platzende Granaten, ein wildes Brummen und Beben der ganzen Erde, der ganzen Luft. Unterdes wogt die Schlacht hin und her: „Unsere Infanterie geht zurück und hat die Fühlung verloren. Die 1. und 3. Kompagnie vom Regiment . . . sind verschwunden" oder „Höhe . . . soll sofort im Sturm genommen werden!" „Das 1. Bataillon kriegt Flankenfeuer, die Verluste sind schwer, sofort . . . zur Hilfe." Artillerie soll sofort das Feuer 300 Meter voraus verlegen, da eigene Infanterie gefährdet wird." „Hauptmann X. eben gefallen, Leutnant Soundso übernimmt das Kommando!" „Feldartillerie sofort Schnellfeuer auf Höhe . . .! Auf Straße . . . — auf davongaloppierende Artillerie!" Zwei Minuten später ist die Straße in Pulverdampf eingewickelt, aber immer weiter rasen die Geschosse in dichtgeballte Pferde- und Menschenhaufen. Pferde rasen in wilder Panik davon, Menschen kommen unter umgestürzten Geschützen und Protzen hervorgekrochen, um sich humpelnd in Deckung zu flüchten, beinah gelingt's. Da, ein kleines weißes Wölkchen, und die wankende Gestalt bricht zusammen, und alles um sie herum. Das war eins unserer Feldschrapnells.

Der Rauch hat sich verzogen, unsere Artillerie schießt schon lange auf lohnendere Ziele, aber auf der Rue . . . liegt eine französische Feldbatterie zur ewigen Ruhe gebettet. „Hurra!" brüllt ein Telephonist.

Schnell ruft er zur Erklärung: „Tuffies vollständig genommen, auch Höhe. . .“ (eine kleine Festung). Momentane Begeisterung im „Hamburger Hafen“, dann wird mit demselben Eifer, derselben Ruhe der Dienst am Telephon fortgesetzt. Der Nachmittag ist da. Wir haben große Erfolge erzielt. Kein Mensch kommt auf den Gedanken, Mittag essen zu wollen. Nur schwarzer Kaffee wird getrunken, von früh bis spät, das einzige, was einen aufrecht hält. Die feindliche Artillerie stellt langsam das Feuern ein, aber unsere arbeitet womöglich noch heftiger. Plötzlich der dringende Befehl: „Gesamte Artillerie die Orte Crouy und Vauxrot sturmreif machen.“ Um 2 Uhr 40 Minunten ist Crouy nach heißem Kampf genommen und von den tapferen Feldgrauen besetzt. Zwei Stunden später ist Vauxrot sturmreif und gestürmt unter geringen Verlusten. Eine Stunde später, nachdem die verrerie (Glasfabrik) fürchterlich zusammengeschossen wurde von unserer Artillerie, fällt auch sie in unsere Hände. Das war ein starker Stützpunkt der Franzosen. Nun ist kein Halten mehr da drüben. In wilden Haufen rennen die französischen Schützen auf die Aisne zu und drängen über die Brücken aufs südliche Ufer. Unsere Artillerie wütet mit Schnellfeuer auf die ungeordneten Massen, und nur wenige Tausend kommen hinüber. Hunderte aber dieser armen, tapferen Krieger färben den Boden ihres eigenen Vaterlandes mit ihrem Blut.

Da — ein neues Hurra. Meldung von der Division, daß soeben der Kaiser, unser geliebter Kaiser, hinter unserer Front im Auto angekommen ist. Durch hundert Telephone saust die Meldung in die vordersten Schlachtlinien. Da ist kein Halten mehr, und in kurzer Zeit ist das ganze feindliche Gebiet bis zur Aisne in unseren Händen.

Der Tod

29. Januar 1915.

. . . Jüngst habe ich während eines Gefechtes ein ergreifendes Erlebnis gehabt. Gerne wäre ich näher hinzugegangen, allein ich hatte eine dringende Meldung zu erstatten. Ich sah, wie zwei Mann aus unserer Kompagnie von Granatsplittern tödlich getroffen wurden. Dem einen drang ein Splitter durch den Hals, dem andern einer in die Brust. Da knieten beide bei klarem Bewußtsein hin und beteten, unterstützt von zwei andern Kameraden. Ohne einen Laut des Schmerzes hören zu lassen, erwarteten sie so den Tod . . .

Deutsche Ordnung

. . . Erst fürchteten uns die Leute, sie versteckten sich, als die ersten durchzogen; die Schauermären von mißhandelten Frauen, von erschossenen

Digitized by Google

Kindern hatten ihren Weg auch in diese Dörfer gefunden. Die Bewohner versteckten ihre kleinen Geldbeträge, viele flüchteten. Und dann kamen sie wieder, die Deutschen waren ganz anders, als sie gelesen. Die bärtigen Landwehrmänner griffen derb und herzlich überall zu, sie zahlten und waren freundlich. Und doch fühlten die Bewohner etwas Ungewohntes, etwas ganz Neues für sie an sich herantreten: die deutsche Ordnung.

Die einstöckigen niederen Häuser, deren Eingang meistens durch die nach der Straßenseite gelegene Scheuer erfolgt, erhielten fein säuberlich jedes eine Nummer, gerade auf einer Seite, ungerade auf der andern, ganz wie im lieben Deutschland. Die Bewohner wurden gemustert. Taugliche für die Waffen rechts, Untaugliche und Alte links, die ersteren wurden nach Deutschland gebracht, die anderen mußten sich zur Verfügung des Ortskommandanten halten. Müßig die Hände in den weiten Samthosen, standen die Zurückgebliebenen in den Straßen, rauchten und schimpften von Ferne über die Deutschen. Eines Tages waren die Müßiggänger verschwunden. Um 8 Uhr morgens hatten sie Spaten und Hacken geschultert — ein Mann mit einem steifen Hut auf dem Kopf statt des Helmes, einen gut zielenden Browning in der Tasche, ging neben ihnen. Draußen führte er sie auf die im Morast schwimmenden Landstraßen; reichliche Arbeit wartete ihrer. Der Bürgermeister freute sich darüber. Er konnte zu Hause bleiben und backte wacker schönes, weißes Brot. Sein Geschäft blüht trotz des Krieges. Und als ihm das Mehl ausging, da mußte jedes sein Mehl selbst stellen, den Weizen selbst dreschen und mahlen lassen. Langsam setzte der Handel wieder ein, das Geld kam wieder zu einiger Bedeutung. Auf allen Feldern türmte sich hohes ungedroschenes Getreide, Regen und Schnee hatte es schon schwarz gefärbt, die Scheunen waren meistens schon gefüllt, es schien dem Untergang geweiht. Eines Tages pfiff heulend eine Dampfmaschine zum Arbeitstag, Transmissionen und Räder surrten, der Dampf fauchte, eine Lanzsche Dreschmaschine hatte Aufstellung gefunden. Deutsche Artilleristen heizten, und Wagen auf Wagen führte von draußen das Getreide herein. Und wieder einige Zeit darauf hörte der Bäcker auf zu backen, die deutsche Verwaltung lieferte das Kriegsbrot.

Bald werden hier alle Dörfer elektrische Beleuchtung haben, die deutscher Fleiß geschaffen hat, wer weiß, vielleicht brennen auch noch in den Unterständen die Glühbirnen. Von B. nach L. zieht nun eine Eisenbahn, die deutsche Pioniere gebaut haben. Der deutsche Fleiß hat hier wieder schöne Bausteine gefügt. Aber Dank wird ihm keiner erblühen. Der Deutsche ist ihnen doch der „Barbar". Dank ist deutscher

Art und deutschem Wesen nie geworden und wird auch uns nie werden. Wir brauchen ihn auch nicht. „Der Starke ist am mächtigsten allein."

Kapitänleutant Otto Weddigen an seine Schwester Luise

Wilhelmshaven, 5. Februar 1915.

Die Rolle, die die U-Boote im weiteren Verlauf zu spielen haben, ist ja endlich bekannt gegeben. Heute einer von den wenigen zu sein, die so energisch dem Krämervolk an die Nieren sollen, ist ein stolzes Gefühl. Viel Arbeit, aber auch sicherlich viel Befriedigung. Und je länger und milder die Tage werden, um so besser für uns. Es ist aber anzunehmen, daß wir uns hauptsächlich auf einen indirekten Erfolg beschränken müssen, indem überhaupt keine Schiffe sich mehr im Kriegsgebiet sehen lassen. Das ist aber letzten Endes auch unser Ziel. Auf die Dauer wird dies Verfahren den Leuten da drüben doch sehr auf die Nerven fallen und dos einzige Mittel sein, den Feind gefügiger zu machen.

Kapitänleutant Otto Weddigen an seine Geschwister

Wilhelmshaven, 11. Februar 1915.

Vielen Dank für Eure lieben Briefe! Gott sei Dank, daß nicht viele so schwarz in die Zukunft blicken wie Du, liebe Hanna. Dazu liegt wirklich keine Veranlassung vor. Nächstens fängt es an allen Ecken mächtig an zu rauchen. Sollt mal sehen, was das Federvieh auseinanderstiebt. Wir erleben, davon sind wir alle überzeugt, einen Frühling, der alles bisherige in den Schatten stellt. Es ist eine Lust zu leben!

Im Sturm auf die Lorettohöhe

3. März 1915.

Gegen 7 Uhr erbebte plötzlich die Erde und der französische Graben flog in 15 doppelten Feuersäulen in die Höhe. Einen Moment noch, als die Brocken in der Luft herumflogen, da stürmte auch schon die erste Linie vor. Nur ein paar Schüsse fielen. Sofort nach der ersten Linie stürmten wir vor und besetzten den Graben, den die erste Linie überrannt hatte. In diesem empfingen wir die Gefangenen, die uns haufenweise in die Hände fielen. Dieser Graben war ein Bild der Verwüstung und des Todes. Wir mußten dann den Laufgraben nach hinten ausbauen, bekamen aber da solches Artilleriefeuer, daß wir schleunigst nach vorne gingen. Ich stand dann den ersten Tag und die Nacht abwechselnd auf

Digitized by Google

Posten, und wir bekamen immerfort schweres Artilleriefeuer und manchen schweren Erdbollen ins Kreuz. Als es am zweiten Tage immer ärger wurde, ging ich mit noch einigen Kameraden in den Unterstand. Da dieser von Soldaten dicht besetzt war, fand ich nur am Eingang Platz. Da sausten aber auch schon zwei schwere Granaten direkt hintereinander über mir auf den Eingang und verschütteten mich bis über die Brust. Schwere Balken lagen über meinen Beinen, so daß ich mich gar nicht rühren konnte. Ich rief noch: „Helft mir", und hörte, wie einer sagte: „macht ihm die Brust frei" — dann fiel ich in eine tiefe Ohnmacht. Als ich wieder erwachte, war es stockfinster um mich. Ich tastete an den Wänden und merkte, daß ich in einem Unterstand war. Mich fror sehr und beim Zuknöpfen meines Rockes merkte ich, daß mein Revolver fehlte, ebenso mein Halstuch und meine Mütze; so daß ich glaube, sie hatten mich für tot gehalten, weil auch mein Gesicht von kleinen Granatsplittern verwundet und mit einer Blutkruste bedeckt war. Ich setzte mich in eine Ecke und wartete auf den Tag. Als es hell war, kletterte ich unter großen Schmerzen durch das kleine Loch, das in dem verschütteten Unterstand geblieben war, hinauf und ließ mich auf der anderen Seite in den Schützengraben hinunterfallen. Plötzlich schlug ein Geschoß nach dem andern neben und vor mir in die Erde, daß mir der Dreck ins Gesicht spritzte. Ich wußte nicht, was los war; ich war doch im Graben und duckte mich, und trotzdem sausten mir die Kugeln so dicht um den Kopf. Ich sah auch niemand im Graben; aber rechts hinter einer Sandsackbarrikade, in die eine Schießscharte eingebaut war, winkten mir ein paar Deutsche. Ich kletterte mühsam auf die Barrikade, immer von den feindlichen Geschossen umsaust, und auf der anderen Seite zogen sie mich hinab. Von diesen erfuhr ich, daß ein Teil des Grabens von den Franzosen wieder besetzt worden war. Diese hatten auch eine Barrikade errichtet und in diese ein Maschinengewehr eingesetzt, mit dem sie mich beschossen. Der Unterstand, in dem ich lag, war also gerade in dem unbesetzten Teil des Grabens zwischen Feind und Freund. Mich hatten meine Kameraden nach der Verschüttung für tot gehalten. Sie nahmen mir daher alles ab und wollten mich begraben. Von diesem furchtbaren Vorhaben wurden sie durch einen Gegenangriff der Franzosen abgelenkt und vertrieben. So wurde der Feind zum Lebensretter.

Französische Frauen und Kinder im französischen Granatfeuer

Das unheimliche Heulen, Krachen und Prasseln war wieder da. B. wurde von feindlicher Artillerie beschossen. Ein wildes Schreien und

Digitized by Google

Jammern entstand auf den Straßen, die zahlreichen Einwohner, Frauen und Kinder, schrien laut auf und stürzten in die Häuser. Für uns hieß es: Gepäck auf und Gewehre in die Hand!

So haben wir von 9 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags auf einem Fleck gestanden. Ununterbrochen krepierten Schrapnells und dazwischen Granaten. Vor uns schlugen mehrere Granaten in die Häuser an der Straße. Im Nu standen diese in Flammen. Die Bewohner stürzten auf die Straße, Mütter brachten ihre Kinderchen. Viele kamen zu uns, gaben uns die Kinder, daß wir sie schützen sollten, bettelten und jammerten und verkrochen sich selbst in unsere Reihen. Bei jedem Heulen und Krachen schrien sie auf, rauften sich die Haare, wurden ohnmächtig. Was sollten wir machen? Konnte doch jeden Augenblick eine Granate auch in unsere Reihen treffen!

Wir sind viel gewohnt, haben viel mit durchgemacht, die schrecklichsten Bilder gesehen, aber wir standen blaß im Gesicht. Frauen, Mädchen, Kinder, ja Männer klammerten sich an uns. Wir trösteten so gut wir konnten mit unseren Brocken Französisch. Ich hatte zwei kleine Mädchen auf den Armen, vielleicht drei und vier Jahre alt. Ein großer Junge klemmte sich zwischen meine Beine. Unser Hauptmann sagte nichts mehr. Wir konnten handeln, wie wir wollten, nur nicht fortgehen. So schnallte ich Mantel und Zelt ab und wickelte die Kinderchen ein (es war sehr kalt), schaukelte sie auf den Armen und sang leise mit Tränen in den Augen. Sehr viele Kameraden machten es genau so. Immer schlimmer wurde das Krachen und Bersten der Geschosse. Die Minuten wurden uns zur Stunde, und fünf Stunden mußten wir dastehen. Die Gebärden der Bewohner wurden immer gräßlicher, immer mehr mußten auf die Straße flüchten, denn in vielen Häusern brannte es. Außer unserem Bataillon mußte alles andere Militär zum Löschen. Wie gern hätten auch wir das getan.

Frauen in den unmöglichsten Kleidungen, nur mit einem Hemd bedeckt, eilten auf die Straße, barfuß, und zerrten uns am Rock und an den Armen, zeigten nach den Höhen hinüber: wir sollten hinübergehen und schießen. Das machten sie uns vor. Versetzt euch einmal in die Lage. Das Herz krampft sich einem zusammen, die Kehle ist wie zugeschnürt, der Schweiß steht einem kalt auf der Stirn, schrecklich, furchtbar, nicht zu beschreiben. Der Hauptmann sendet einen Radfahrer fort. Nicht lange dauert es und er kommt mit zwei Traingeschirren zurück. Als ahnten es die Bewohner, so springen sie im Nu auf die Wagen. Harte Kämpfe entstehen. Wir müssen mit eingreifen. Zuerst die Kinder darauf, dann die Mütter, dann

Digitized by Google

die übrigen Frauen und Mädchen. Nun die Wagen voll sind, geht's in eiligem Galopp fort, zurück ins nächste Dorf.

Musik

Seit einigen Tagen hat sich unsere physische Lage insofern gebessert, als wir abends unter Dach kommen (bis dahin schliefen wir in Erdhöhlen), und zwar sogar fürstlich, in das zwei Kilometer zurückgelegene Schloß G., dem Marquis de C. gehörig, jedoch von ihm und sämtlichem Gesinde verlassen. Jetzt hausen darin schon lange deutsche Offiziere. Doch sieht es darin, in Anbetracht des Krieges, wenn man von den Granatenwirkungen absieht, die alle Fenster und manche schöne Säule der Terrasse zerschmettert haben, noch sehr gut aus. Es ist ein neuerer Barockbau, aber im Innern ganz im Stile Ludwigs XIV. und XV. gehalten: prachtvolle Möbel aus jener Zeit und alte Gobelins, eine wertvolle alte Bibliothek mit handschriftlichen Originalnoten von Singspielen bei Hofe; ich fand beim Durchstöbern alte Lederbände von 1701. Ein großer, schöner Musiksalon! Und alles im wesentlichen so erhalten, wie es die Besitzer verließen. Ich habe unter dem Dache ein reizendes Kämmerchen für mich, ganz im Geschmacke jener Zeit: zart hellgelbbraune Tapeten, alte, elegante, gebogene Stühle mit Seidenpolsterung und den kurzen geschwungenen Beinen. Zum Fenster hinaus der Blick über die prachtvolle, von alten dunklen Bäumen begrenzte Rasenfläche des alten Parkes, auf der jetzt der Herbstwind mit dem braunen Laub sein Spiel treibt. In der Ferne verliert sich der Blick am Horizont, wo die Türme der Stadt R. noch eben herüberschauen. Und in diesen Räumen bewegen sich jetzt die deutschen Offiziere, meist ziemlich lehmbeschmutzt, wenig salonfähig in den hohen Reitstiefeln und Sporen auf dem schönen Parkett. Abends sitzen wir am wärmenden Feuer des offenen Kamins, in dem große Holzklötze glimmen, und durch den dämmerigen Raum erklingen die Töne deutscher Musik. Dann ist mir, als ob deutscher Geist und deutsche Seele diese kalten Räume mit Leben füllen. Der Hauptmann Z. von der 6. Batterie ist ein glänzender und doch feinfühliger Klavierspieler. Da hören wir die „Meistersinger" und Klänge aus Wagners „Ring". Die Melodie Andante aus Beethovens Fünfter, die wir vor drei Abenden hörten, will mir immer noch nicht wieder aus dem Sinn. Wenn es am heißesten hergeht, beruhigen mich diese leise vor mich hin gesummten Weisen .....

Ein junger Dichter

Bei Vouziers. Ende April 1915.

Draußen knattert die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer, nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe

Digitized by Google

mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden. Man sagt immer, es müßte für die Jungen leichter sein, in den Tod zu gehen, als für die Älteren, die Väter u. a. Ich glaube kaum, denn solcher wird die Aufgabe seines Lebens, wenn er überhaupt eine Sendung in sich fühlt, doch wenigstens zum größten Teil gelöst haben, und in seinen Werken, gleichviel welcher Art, in seinen Kindern wird man seine Spur immer wiederfinden, wird er weiterleben. Er muß also doch nicht allzu schwer für einen hohen Zweck sterben können. Ich fühle auch eine Aufgabe in mir, ich glaube, den Menschen etwas zu sagen zu haben, und möchte von den reichen Schätzen, die Gott mir ins Herz gelegt, und die mich oft mit tiefem Glück durchzittert haben, den Menschen wiederschenken. Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt, und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergib solche Worte, es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollenden und Erfüllen des Wollens schaffen — und das muß der Trost sein, Schönheit von solcher Höhe ist sicher unsterblich, ein Hauch des Ewigen, der ihn ahnen läßt, und nicht vorbei mit dem Tod ... Wilhelm Wolter †.

Minensprengungen

Vor einem Monat hatten meine Leute begonnen, gegen ein französisches vorgeschobenes Werk zwei Minengänge vorzutreiben, um dies Werk in die Luft zu sprengen, oder aber auch etwaige feindliche Minengänge zu quetschen. Die Stollen wurden in etwa 30 Meter Abstand parallel angelegt. Die Entfernung bis zum Gegner betrug schätzungsweise 100 Meter. Bei einer Länge von 85 Meter hörte man plötzlich ganz fein feindliches Minengeräusch im linken Stollen. Ich befahl, sofort dort die Arbeit einzustellen, um weiterzuhorchen, während am rechten Stollen weitergearbeitet wurde. Das Geräusch war wohl ständig zu hören, blieb aber immer gleich stark wie am Anfang. Nach zwei Tagen entdeckten wir durch genaues Abhorchen des ganzen Ganges, daß die Franzosen schon lange an uns vorbeiminiert hatten und schon dicht an unserer eigenen Stellung waren.

Jetzt tat Eile not. Sofort wurde die Sprengkammer in beiden Stollen ausgearbeitet, um den gegnerischen Minengang, der ohne Zweifel zwischen unseren beiden Stollen durchgefahren war, ganz sicher zu quetschen und womöglich auch noch gegen das Werk selbst zu wirken. Obwohl die Entfernung nach der Schätzung noch nicht ganz durchmessen schien. Die Ladungsberechnung ergab für jeden Stollen eine Pulvermenge von 70 Zentnern. In fieberhafter Hast — denn man konnte nun die Franzosen schon picken hören — wurden die Pulversäcke nachts herangeschleppt und durch die

Stollen in die Minenkammern vorgeschleift. Schweißtriefend, halb nackt, arbeiteten meine Leute mit Hochdruck in dem engen Gang. Ein jeder wußte, daß die ganze Arbeit und mehr als dies auf dem Spiele stand, und daß wir unbedingt den Franzosen zuvorkommen mußten. Mit Genugtuung hörte ich die Franzosen noch arbeiten, während bei uns schon Pulversack auf Pulversack in dem schwarzen Schlund verschwand.

Ein unheimliches Bild! Morgens um 8 Uhr waren die 140 Zentner verschwunden, und nun begann das Verdämmen mit Sandsäcken und loser Erde, auch noch eine Heidenarbeit. Inzwischen war der Befehl gekommen, daß das Werk „A" gestürmt werden sollte durch eine Sturmkolonne, die kurz nach der Sprengung antreten sollte. Am Tage wurde die Sturmkolonne aus Freiwilligen, handfesten Pionieren, zusammengestellt, fünf Gruppen mit Handgranaten, Beilen usw. Abends 9 Uhr sollte gezündet werden. Um 8 Uhr wurde unsere Stellung von der Infanterie geräumt und ich hatte nun mit meinen Pionieren vollständig freie Hand.

Wir zerschnitten in der Dämmerung unser eigenes Drahthindernis, um ungehindert durchlaufen zu können, übten kurz vorher noch einmal die Bereitstellung zum Sturm, dann trat alles in guten Unterständen unter — es war inzwischen 8^{30} Uhr geworden —, um gegen herunterfallende Erdbrocken geschützt zu sein. Alles war ruhig in der Stellung, die Franzosen schossen wie gewöhnlich ihre Leuchtkugeln und eingespannten Gewehre ab, während ich mit der Uhr an der Hand am elektrischen Zündapparat saß. Kurz vorher hatte ich nochmals gehorcht, ob die französischen Mineure noch arbeiteten. Jawohl, sie bohrten und pickelten in rasendem Tempo. Zu spät!

Punkt 9 Uhr drehte ich den Schlüssel, und ein unheimliches Brausen und Wanken der Erdmasse zeigte an, daß 140 Zentner Pulver wirksam wurden. Dann kam ein wolkenbruchartiges Gepraſſel von Erdklößen und Steinen, denn wir waren mit den Pulverkammern 10 Meter unter der Erdoberfläche gewesen. Sobald es der Steinregen zuließ, eilte die Sturmkolonne aus den Unterständen heraus, an den vorher bezeichneten Platz. Alles da! Fertig, los, und mit „Marsch, marsch!" brachen wir nun in einem Rauchnebel vor.

Idealismus

25. Mai 1915.

Künftig gehören wir alle zusammen in eine Partei des deutschen Idealismus, der zu einer politischen Kraft gemacht werden muß — mögen wir nun siegen oder nur durchkommen, oder mag es uns ganz schlecht ergehen — gleich! Mit offenem Visier für Idealismus gegen Materialismus,

Digitized by Google

das wird das einzige sein, wodurch die Nation zu bewegen sein wird. Sie wird aus diesem Kampf idealistisch zurückkommen.

Prof. Dr. Alfred Weber.

Artilleriekämpfe

Artilleriekämpfe! — Wer von unseren Lieben daheim kann sich die grausig-erhabene Wucht vorstellen, die in diesem unscheinbaren Wort liegt? Was sind die Nervenbelastungsproben eines Infanteriekampfes, was ist selbst ein Sturmangriff der Infanteristen gegen dieses marternde, aufpeitschende, nervenzerstörende Wüten eines 36stündigen Artilleriekampfes, wie ich ihn jetzt eben miterlebt und „mitgepaukt" habe. 1768 Granaten aus einem Geschütz. Essen und Trinken, Schlafen und Ruhen waren Nebensache. Mit einer Salve aus vier Geschützen beginnt gewöhnlich das Duell, um dann gleich in ein Höllenkonzert überzugehen; zirka 120 Geschütze antworten auf die eine Salve, um dann systematisch bzw. unregelmäßig, oder sogar im Schnellfeuer den Kampf fortzusetzen. Pfeifend zischen die Granaten der Feldkanonen durch die Luft, zischend brausen die Geschosse der Haubitzen, und brausend rollen die schweren „Zuckerhüte" der Mörserbatterien gegen den Feind, der mit gleicher „Münze", d. h. mit Eisenmassen zahlt. Bei Tage ist der Eindruck gewaltig niederdrückend und — erhebend. Der furchtbare Höllenlärm, der Knall der Abschüsse, das prasselnde Einschlagen der Geschosse geht durch das Ohr ins Gehirn, auf das er wie mit Eisenhämmern fällt. Es gibt kein Entweichen. Man möchte den Feuerschlünden zurufen: „Halt, nur wenige Minuten halt!" Aber unaufhörlich schallt Kommando auf Kommando: 4900, 15 mehr, Geländewinkel 30, lebhafter feuern; 4950, 1 Hoch-Brennzünder, 1 Gruppe usw. Scharf und schneidig gibt der Telephonist die Kommandos weiter, ebenso schneidig nehme ich sie auf, um sie noch schneidiger auszuführen. Die Richtmittel — so ein Dutzend an der Zahl — müssen genau stimmen, Entfernung muß haarscharf eingestellt werden, alles muß ich überwachen. Da plötzlich: „Schuß lag gut, Volltreffer! Schnellfeuer" Nun geht es los, aufs höchste sind die Nerven angespannt. Schuß auf Schuß saust aus dem fast glühenden Rohr. Wir wußten: „Unsere Aite hat sich eingeschossen" und jeder Schuß ein Treffer. Das war Sonntagnachmittag. Da bekamen auch wir Feuer; ich melde zurück: „Wir erhalten Feuer!" — „Weiterfeuern, feindliche Artillerie muß niedergekämpft werden", ist die Antwort des Kommandeurs. Muß niedergekämpft werden! Dieses „Muß" gibt uns neue Kraft und Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die einschlagenden feindlichen Geschosse. Also weiter. — Ich werde zurückgeschleudert, der Kanonier 3 stürzt zu Boden,

Digitized by Google

das Geschütz hebt sich zirka 1 Meter, die Erde zittert. Was war es? Nichts Besonderes, es war nur eine feindliche Granate dicht an uns vorbei, oder über uns hinweg, oder mitten zwischen uns durchgefahren und 5 Meter hinter uns in die Erde geplatzt, uns mit aufgewühlter Erde bespritzend; das geschah ungefähr acht- bis zehnmal. Das ist „Artilleriekampf!"

Der deutsche Volkscharakter

5. Juni 1915.

Diese Nation muß ihre Schale sprengen, die Glieder recken dürfen, ins Große gehen, dem geistigen und physischen Raum nach, dann wird sie die Verknitterung und Formlosigkeit verlieren — ihre geistigen und körperlichen Glieder werden gerade aussehen, ihre Häßlichkeit wird verschwinden. Und dann wird der Dichter kommen, der über sie singen kann.

Jetzt können bloß jene einfachen Laute der Sehnsucht aus dem verzauberten Sein aufsteigen, die aus jeder deutschen Dorfstraße erklingen.

So mußte ich heute denken, als ich draußen bei meiner Stellung im Grase lag und die grauen anspruchslosen Gestalten aus ihren Unterständen, — viereinhalb Meter unter der Erde — auftauchten und durch die gelbgrüne Pracht der Wiesen still zum Bach, zum Wasserholen gingen.

8. Juni 1915.

Der deutsche Volkscharakter ist für mich das Wunderbarste, was es menschlich gibt — das größte, tiefste und entscheidendste Erlebnis des ganzen Krieges.

27. Juni 1915.

Wie habe ich heute wieder über deutsche und romanische Gegensätze denken müssen! Sonntag! Er tritt bei der relativen Ruhe hier jetzt doch wieder ein klein wenig in sein Recht. Also morgens? Da hören wir in unseren Schützengräben ganz deutlich die Franzosen drüben in den von ihnen besetzten — — laute Blechmusik, Tanz und etwas wie Karnevalsstimmung — abends geht es dann noch lauter zu in den Unterständen drüben. Dagegen unsere Leute? Wenn sie nicht in die Kirche gehn, was übrigens nur ein Teil tut, so liegen sie in Gruppen im Gras — sie schreiben in den Unterständen oder vor ihnen hockend nach Hause — sie sitzen mit den hiesigen Bauern, die es nicht wert sind, denen sie aber so gutmütig in jeder freien Minute helfen, vor den Häusern. Abends in der Stellung hört man sie vielstimmig in den Unterständen ihre halb wehmütigen, halb sentimentalen, halb fröhlich-treuen Lieder singen.

Ja, das ist wohl ein Volk von Braven! Und dann bei der Arbeit —

Digitized by Google

wenn man ihnen ihre Arbeit, ihre Berufsarbeit gibt! Die Brunnenmacher, die da draußen gebohrt haben, hören nicht wieder auf, bis sie bei mehr als zwanzig Meter Tiefe Wasser gefunden haben — sie haben eigentlich Tag und Nacht geschafft, man muß sie nur lassen. Dem Gärtner macht seine Arbeit so viel Spaß, daß er natürlich auch Sonntags schafft: „Ja, wenn die in „Perzymissel" auch so viel Gemüse gesetzt hätten, hätten sie's vier Wochen länger gehalten!" — Den Zimmerleuten, die Küche und Unterstände gebaut haben, braucht man auch nie etwas zu sagen. — Ein Arbeitsvolk! Prof. Dr. Alfred Weber.

Vertiefung

Allaines, den 30. August 1915.

Je länger ich im Kriege bin, desto freudiger sehe ich das Leben an. Wie außerordentlich sich der Mensch im Krieg vertieft, hätte ich nie für möglich gehalten. Ich bin mit unendlich viel Menschen zusammengekommen, mit Akademikern, Militärs von Beruf, Kaufleuten, Arbeitern usw. Und jeder tut sein Bestes, um teil am Siege Deutschlands zu haben. Niemals gäbe es dieses Maß höchster Pflichterfüllung, ernstester Arbeit, wäre der Tod nicht so nah vor Augen. Solch eine Größe von Gesinnung und Kraft kann nur der Krieg zur Entwicklung bringen. Diese Zeit, die zum höchsten Idealismus und Optimismus berechtigt, ist die schönste Zeit meines Lebens.

Die akademische Jugend

Zwischen Toul und Verdun, Oktober 1915.

Diese Jugend hat in der Not der Gegenwart sich rascher gefunden, sich glänzender bewährt als irgendeiner erhoffen konnte. Ich will nicht daran erinnern, daß das Gedächtnis der Tausende von Kriegsfreiwilligen, die bei Wischaete unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" in den Tod gingen, der Geschichte angehört, wie die Erinnerung an die Helden von Marathon oder an die Lützowsche Schar. Nicht weniger groß scheint mir ihr Verhalten im Stellungskrieg, wie ich es tagtäglich beobachten kann: ihre unverdrossene Arbeit im Schützengraben nicht nur als Schützen, sondern in der mannigfaltigen Mühsal des „Arbeitsdienstes", bei den sich immer erneuernden Aufgaben des Lastentragens, Unterständebauens, Munitionsschleppens. Die Verwöhntesten haben sich leicht den Lebensbedingungen der Mannschaft unterworfen, der Unbill des Wetters, schlechter Unterkunft, manchmal schmaler Kost, der nicht immer zu mildernden Härte des Befehls. Die abgebrauchte Uniform, die gemeinsame Lagersitte läßt äußere Unterschiede unter der Mannschaft bald verschwin-

Digitized by Google

den. Aber abends im Unterstand oder in der Baracke sitzen irgendwo ein paar zusammen, lesen sich Goethes Gedichte vor, oder verhandeln im Gespräch philosophische oder religiöse Fragen, oder enthüllen sonstwie die Seele in jener Wahrheit, die nur der Krieg möglich macht. Meine Erfahrungen im Krieg haben mir den Glauben an die deutsche Jugend nur bestärkt, den ich freilich schon in den letzten Jahren vor ihm mir gebildet hatte. Sie besitzt heute eine Wärme der kameradschaftlichen Freundschaft, eine Geradheit des soldatisch erzogenen Charakters, eine Wahrheit, Reinheit und Ritterlichkeit des kraftvollen Wesens, den ganzen Reichtum an Individualität der deutschen Männer, kurz einen Adel der Rasse, der das englische Erziehungsideal des „Gentleman" weit hinter sich zurücklässt. Keins der uns feindlichen Völker, kein Volk der Welt hat desgleichen. Diese gebildete Jugend wird nach dem Kriege das deutsche Schicksal gestalten. Sie wird nicht kleinmütig zurückkehren. Sie ist gewohnt, freier, weiter, mutiger, weltfroher zu denken, als die zu Hause gebliebene ältere Generation. Mit einer vertieften, einer unermeßlichen Liebe zum Vaterlande, zum Volke wird sie wieder die friedlichen Pflichten des Berufs ergreifen, mit einem neuen Bewußtsein, dem der Pflicht zur Arbeit am Staat. Prof. Dr. Ludwig Curtius.

„Heiliges deutsches Volk"

Zwischen Toul und Verdun, Oktober 1915.

Das herrlichste Erlebnis dieses Krieges, das einzige, ist das am Volke, am „heiligen Volk". Was sie auch in Hunderten von Schilderungen und Feldpostbriefen gelesen haben mögen, die Erzählung bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Durch das tausendfältige Erleben, das Auf und Ab von Sorge und Schwermut, auch mancher persönlichen Enttäuschung, von Frohsinn, Siegeszuversicht und kameradschaftlicher Begeisterung zieht sich mir ein gleichmäßiges C-Dur der Empfindung hin, unpathetisch, selbstsicher, zuletzt ganz selbstverständlich und abgeneigt, sich überhaupt zu erklären. Ich muß es nochmal sagen: „Heiliges deutsches Volk". Keiner von uns denkt klein von unseren Gegnern. Aber der deutsche Soldat bleibt doch der wunderbarste der Welt. Seine Kraft im Angriff, seine Wut im Nahkampf, seine Ausdauer im Halten — davon brauche ich nichts zu sagen. Aber man muß monatelang als Gemeiner mit der Mannschaft im Kriege gelebt haben, um Charakterzüge kennen gelernt zu haben, die nicht in die Schilderung des eigentlichen dramatischen Kriegsereignisses hineinkommen, weil sie sozusagen lyrisch sind, die aber nicht weniger zum Erfolg beitragen. Diesen Geist der Verehrung und des absoluten Gehorsams unter dem Vorgesetzten, der es verdient, die willenskräftige Aus-

Digitized by Google

dauer auch im Schwerſten, eine unermeßliche Geduld im Widerwärtigen; in allen Lagen dieſe tiefmenſchliche, nachſichtige Güte des einen gegen den anderen, eine Gutmütigkeit, die auf dem Selbſtbewußtſein der Kraft beruht, einen auch im Bitterſten nie verſiegenden Humor und jene eigentümlich deutſche, ſchwerfällige Nachdenklichkeit über Gott und die Welt, die immer wieder einmündet in die liebende Betrachtung von Wald und Flur, Blume und Tier, in die Liebe zum Beruf, Sehnſucht nach Haus und Hof, Weib und Kind ... Dieſes Volk iſt gänzlich unverdorben, ſittlich im tiefſten Sinne, und als Maſſe wie im Individuum betrachtet von einem unermeßlichen Zauber. Prof. Dr. Ludwig Curtius.

Troſtlied

Bin ich wirklich bedroht?
Ja, die Kriegswaffen dröhnen;
Täglich hör ich Verwundete ſtöhnen,
Sehe Zerſtörung und Tod.
Aber im ſtillen mein Blut,
Das, wie ſehr es auch geht,
Ganz wie deins in Gottes Hand ruht,
Fühlt: mich ſchützt dein Gebet.

Biſt du wirklich bedrängt?
Ja, die Welt liegt in Krämpfen;
Stündlich hörſt du von wütenden Kämpfen,
Siehſt unſern Frieden zerſprengt.
Aber im ſtillen dein Blut,
Das, wie ſchwer es auch geht,
Ganz wie meins in Gottes Hand ruht,
Fühlt: dich ſtützt mein Gebet.

Richard Dehmel.

Im Oſten

Krieg

Die Wälder ſtehen grau und ſtumpf
Und ſtarren in die Nacht hinein,
Fern lagern Wolken ſchwer und dumpf;
Dahinter flackert Brandglutſchein.

Digitized by Google

Wir reiten durch die stumme Nacht,
Durch tote Felder fort und fort,
Von Osten hallt's wie ferne Schlacht,
Von Osten heult's und schreit's wie Mord.

Wir reiten nach Osten, Schritt und Trab,
Und Tausend, Tausende ohne Ruh
Marschieren alle straßauf, straßab
Dem fernen heulenden Schlachtfeld zu.

Gefallene Pferde am Wegesrand,
Zerbrochene Räder, zerstampfte Flur,
Bruderblut und Dörferbrand
Weisen schweigend uns die Spur.

Und schweigend reiten wir, die Wut
Im Herzen, in den Tod hinein:
Wir wollen rächen das edle Blut,
Wir schließen die zerschossenen Reihen.

Alles, was uns eigen war,
Zerfrat mit einem Tritt die Zeit,
An einem Tage friedlich klar
Wurden wir alle todgeweiht.

Vater und Mutter, Weib und Kind,
Herd und Scholle und Hof und Haus,
Wir fragen nicht mehr, wo sie sind,
Wir wissen alle: Das ist aus!

Zerrissen hat eine harte Zeit
Jedes Band und jedes Glück.
Vater und Mutter — wie blieb das weit
In einer anderen Welt zurück.

Das sind nur Worte noch, inhaltsleer,
Spricht keiner davon, denkt keiner daran,
Sie machen uns das Herz nicht schwer.
Vorwärts reiten wir, Mann an Mann.

Immer nach Osten, Schritt und Trab,
Tausend, Tausende ohne Ruh,
Die Wut im Herzen, straßauf, straßab,
Näher und näher dem Schlachtfeld zu.

Digitized by Google

Wir träumen von keiner Vergangenheit,
Von keiner goldnen Zukunft Licht.
Wir reiten ſchweigend, todgeweiht,
Gottes Hammer und Strafgericht.

Gottes Werkzeug reiten wir,
Und wenn wir fallen, iſt es gut.
Das Leben gehört nicht dir, nicht mir,
Gott und dem Kaiſer gehört mein Blut.

Hans Zuchhold.

Aus Königsberg

Seid unbeſorgt um mich; wenn auch Rußlands Grenze ſo nahe liegt, unſere braven Truppen halten die Wacht im Oſten wie die Eurigen fern im Weſten. Ihr werdet in Weſtfalen nicht ſo direkt von den impoſanten Bewegungen mitgeriſſen werden, aber hier glüht und ſprüht es unmittelbar aus dem Herzen heraus, daß es nur ſo eine Luſt iſt. Die Stadt der reinen Vernunft, in der es ſonſt etwas ſchwer und gemeſſen zugeht, hat ein eigenartig bewegliches, kriegeriſches Geſicht aufgeſetzt, und wenn nachts die Rieſenſcheinwerfer ihr langes Licht über den Himmel gießen, dann zuckt es auch in der ruhigſten Seele auf von Haß und Zorn gegen das Sklavenpack im Oſten. Und wenn unſere braven Soldaten mit einem feurigen Lied auf den Lippen zum Bahnhof marſchieren, dann ſieht man ſo viele Augen leuchten in Liebe und Begeiſterung für die heilige Sache des Vaterlandes.

Als die Siegesnachrichten aus dem Weſten hierher kamen, da ging es wie ein ſtilles Leuchten über die Geſichter der Oſtpreußen, und ich hatte faſt das Gefühl, als ob ſie ſich hier ſchämten, daß ihr uns drüben voraus ſeid. Große Worte lieben ſie nicht, aber wenn ſie die Fäuſte ballen, dann ſchwellen die Adern, und wehe denen, die ihnen in die Diſtanz laufen. Dieſe Einmütigkeit ſteht doch einzig da, und man hat allerſeits das feſte Gefühl: Wir ſiegen auf der ganzen Linie, an allen Enden! Neulich war Fritz T. aus Lyck bei mir, der auch in Königsberg freiwillig eintrat, und erzählte mir, daß ſeine Heimatſtadt, ob auch arg bedroht, doch große, ſtarke Hoffnung und Zuverſicht habe. Wenn man bedenkt, Lyck, nur ein Katzenſprung von der ruſſiſchen Grenze — und dann dieſe Feſtigkeit und Gewißheit! Es ſteckt faſt ein ſeliges Vertrauen darin. Und das ſollte uns einmal täuſchen? Niemals, niemals, Ihr Lieben!

Ich ſtelle mir lebhaft vor, wie Vater mit dem Eiſernen Kreuz aus Gravelottes heißen Tagen ſtolz einhergeht, wie er Worte der Begeiſterung umherſtreut, und wie er manchem tränenden Blickes die Hand

Digitized by Google

drückt, und wie ihm so mancher Händedruck wohltut. Paul hat mir mehrere Feldpostkarten geschrieben, die von dem Geiste sprechen, der die famosen Westfalen und Rheinländer beseelt. Er steht nun wohl auch schon dicht am Feinde. Wenn wir uns wiedersehen sollten — der Himmel gebe es — dann wollen wir daheim eine Siegesfeier halten, bei der Vater das Präsidium führen soll, und seine Söhne wollen ihm dann voll Stolz erzählen, wie sie ihr Eisernes Kreuz erwarben. Ich glühe vor Begeisterung, wenn ich an diese Stunde denke.

Tragödien

26. August 1914.

Ein ungeheurer Zorn hatte sich der Einwohnerschaft von Gumbinnen bemächtigt, der sich in den finsteren Mienen kundtat, mit dem sie den Zug der Gefangenen passieren ließ. Ein Vorfall, der sich auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz abspielte, wird mir unvergeßlich bleiben. Ein weißhaariger ostpreußischer Bauer sprang aus der Menschenmenge mit drohend erhobener Faust auf die gefangenen Russen los und rief ihnen zu: „Ihr alle seid Mitschuldige der Mörder meiner Frau und meiner Kinder; ihr habt alles vernichtet, was ich besaß. Gott im Himmel wird euch dafür strafen!" — Entsetzt wichen die Russen vor der drohenden Miene des Greises zurück, obwohl sie seine Worte nicht verstanden, und scheu, den Blick zu Boden gesenkt, zogen sie weiter, als man den alten Mann mit sanfter Gewalt beiseite gezogen hatte.

Von der furchtbaren Tragik des Krieges zeugt eine Szene, die sich im Bergungszuge abspielte, als es Freitag morgen mit einem Male hieß: die Stadt muß geräumt werden. In der Ecke eines Viehwagens kauerte ein Weib mit ihrer Tochter. In den Zügen der beiden lag eine undurchdringliche Starrheit; sie schienen von ihrer Umgebung nichts zu merken. Die Leute wollten sie trösten, da brach die ältere mit einem wimmernden Aufschrei zusammen. Unter ersticktem Schluchzen erzählte die Jüngere, daß der Vater, als er vom Räumungsbefehl hörte, plötzlich gestorben sei. Nun läge der Vater da in dem verödeten Hause.

Befreiung

19. September 1914.

. . . Weiter geht es. Überall russische, verlassene Schützengräben. Kochstellen. Die Gehöfte leer, teils ausgebrannt, teils das Inventar zerschlagen auf der Straße, ab und zu ein Stück Vieh oder ein Hund und ganz selten ein Mensch, ein alter Mann oder ein altes Mütterchen, das weinend auf unsere Truppen sieht. Sonst kein lebend Wesen weit und

breit. Wie ein verzaubertes Stück Erde liegt das Land vor uns. Immer weiter geht es, nur kurze Rast wird uns gegönnt. Alle befällt eine Müdigkeit und eine verbissene Wut, still ziehen wir weiter. Da kommen wir in ein größeres Dorf, aber was ist das? Schwarz-weiß-rote Fahnen wehen von den Dächern, Menschen kommen die Feldwege herbeigerannt mit Körben, an den Zäunen stehen Frauen mit Milch, Saftwasser. Ein Winken und Jubeln, mit Lachen und Weinen begrüßen sie uns. Da ist alles Drückende und Lastende fort, wir fühlen uns wie in einer anderen Welt, und dankbar und froh nehmen wir an der Freude der anderen teil. . .

Gegen drei Uhr lag Tilsit vor uns. Wir nähern uns der Vorstadt, rechts und links liegen Tote und Verwundete, Freund und Feind. Manch blauer Punkt schimmert in den grünen Kartoffelfeldern durch, aber noch viel öfter ein gelbgrauer, ein toter Russe! Im Trab geht es weiter. Die Bevölkerung steht an der Straße, hilft den Verwundeten, und die anderen winken, lachen, weinen, daß man nicht recht weiß, soll man mitlachen oder mitweinen. Eines alten Mannes entsinne ich mich, der mit hocherhobenen Händen auf uns zulief, wie um uns zu segnen. Die Tränen liefen ihm von den Wangen.

Bilder des Schreckens

Was ich seelisch litt bei der Menschenvernichtung, den greuelerregenden Szenen des Schlachtgetümmels, dem ungeheuren Blutvergießen das kann ich nicht beschreiben. Zu Hunderten sah ich Leichen aufgetürmt, kompagnieweise mähten die Maschinengewehre und Schrapnells die Leute auf beiden Seiten kostet der Krieg Hekatomben von Menschen. Ich glaube, ich werde die Bilder des Schreckens nie mehr vergessen können. Nachts träume ich davon. — Ich bin keine schwächliche Natur, aber auf dem Schlachtfelde habe ich das Grauen gelernt! Es war oft zum wahnsinnig werden. Und immer hieß es: schießen, stürmen, schießen, stürmen! Durch russisches Artilleriefeuer hindurch, hinein in die Verschanzung der russischen Infanterie. Ich weiß nicht, was die Mannschaften wie toll darauf losstürmen ließ: ohne Kommando ging es unaufhaltsam vorwärts, vorwärts immerzu.

Von den Strapazen, die wir überstehen mußten, kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Wir gingen wie im Fluge voran. In Eilmärschen brachten wir 30 Kilometer hinter uns, erreichten die Russen, kämpften, stürmten, schlugen sie in die Flucht und verfolgten sie, oft noch 10, 15 und 20 Kilometer weit. Wie wir das aushalten konnten, ist mir heute noch unbegreiflich. Mehrere Tage kam kein Schlaf in unsere Augen.

Digitized by Google

Acht Tage lang hatten wir überhaupt kein Biwak. Kleiderausziehen betrachten wir allmählich als überflüssigen Luxus. Eine ordentliche Verpflegung war bei dem Vorwärtsjagen kaum möglich. Wir nährten uns oft biblisch von den Früchten des Feldes und einem Stückchen Brot, wenn's da war, heißt das. Manchmal mußten wir tagelang hungern. Und doch, trotz allen Strapazen: Bleiben uns nur wenige Tage Ruhe, dann sind wir wieder völlig auf dem Posten. . .

In der Kirche

Einen tiefen Eindruck machte es auf mich, als wir beim Sturm auf Sch. am 12. Oktober in die halb zerschossene Kirche eindrangen, hinter deren Altar sich Russen versteckt hatten, und uns über dem Bild unseres Heilands der Spruch entgegenleuchtet: „Friede sei mit Euch". Als wir die Russen gefangen genommen und entwaffnet hatten, begab sich ein Landwehrmann meines Zuges, ein Berliner Lehrer, auf den Orgelchor und spielte den alten schönen Choral: „Nun danket alle Gott". Noch nie in meinem Leben habe ich dies Lied so tief ergriffen — den Helm in der Hand —, während draußen der Kanonendonner dröhnte, mitgesungen. Meinen braven, bärtigen Landwehrleuten liefen dabei die hellen Tränen über die Backen, dann ging's weiter dem fliehenden Feinde nach.

Hindenburg

7. Oktober 1914.

Wir haben so gut wie gar keine Verluste, das Regiment nur wenig Mann. Nun warten wir auf den Russenvernichter, den Hindenburg. Wenn Du ein Bild von ihm kaufen kannst, hänge es auf. Den Mann sandte uns die Not zur rechten Zeit, der wird die Russen schon wieder in die Pfanne hauen. Die Soldaten haben grenzenloses Vertrauen zu ihm.

Russische Wege

Nach dem Siege bei Nowo-Alexandria brachen wir spät abends auf, um nach Sosnow zu marschieren. Das Trostlose eines solchen Marsches im Dunkeln, in der Nässe, auf grundlosen Wegen, läßt sich schwer beschreiben. Auf schmaler Ebene drei Kolonnen, von denen sich zwei vorwärts, die dritte rückwärts bewegen oder bewegen wollen. Eine Petroleumlampe, von einem Feldwebel vorausgetragen, leuchtet uns an den schlimmsten Löchern vorbei. Zusammenstöße, Deichselbrüche sind unvermeidlich. Die Raucher finden in dem Chaos eine kleine Unterhaltung in dem Lutschen an schlechten Zigarren, aber auch sie werden um ihren

Genuß betrogen, wenn der Regen das Feuer verlöscht. In der Ferne brummen noch ab und zu die Kanonen; die vielen Gefangenen, die an uns vorbeikommen, lächeln vergnügt, denn sie kann's nun nicht mehr treffen, sie wagen sogar um eine Zigarre zu bitten, werden aber in ihre Kolonnen zurückgestoßen. Ab und zu rufen sich Bekannte hüben und drüben im Gedränge Grüße zu. Fragen, wer gefallen, wo die einzelnen Truppenteile im Kampfe gelegen hätten, werden gewechselt. Das alles ist noch ganz unterhaltend. Nun aber geht's von der Hauptstraße auf einen Landweg ab. Die Bäume und Büsche am Wege verdecken nun unserem Auge die glühenden Dorfreste, die das gestrige große Feuer zurückgelassen hat. Die Lampe vorn schwankt als einziges Licht — fast möchte man sagen: Irrlicht — vor uns umher, schließlich erlischt auch sie. Der Wagen, schwer bepackt mit Offiziersgepäck, Hafer und Brot, den wir begleiten, gerät in einen Graben. Alle Mann fassen an die Räder und Bretwände, um mit zu retten, zu stoßen, zu ziehen. Bis über die Knöchel im Lehm oder im Schmutzwasser stehen die meisten. Ein Ruck, der Wagen kommt ins Gleis, aber zwei von den Kameraden liegen der Länge nach im Dreck. Man lacht nicht lange, man hat zuviel mit dem Suchen einer passierbaren Stelle zu tun. Man watet ganz langsam stundenlang durch den Schmutz. Unterwegs wird noch einmal das Petroleum erneuert. Das gibt einen langen Aufenthalt; man beginnt die Kälte zu spüren. Nach Mitternacht ist man auf einem falschen Weg. Langes Beraten, Befragen, Botensenden und schließlich — neues Abirren. Querfeldein, jetzt wenigstens im Mondschein, nähern wir uns endlich unserm richtigen Ziel: einem langen Dorf, in dreckigem, sumpfigem Loch, das man kaum Tal nennen kann.

Die Schrecken des Krieges

16. Oktober 1914.

Seit sieben Tagen geht die Schlacht hin und her. So entsetzlich ist, was ich gesehen und gehört habe, daß es weit über die Fassungsgabe geht. Es handelt sich um die Einnahme der Festung Iwangorod und das Zurückschlagen des Feindes über die Weichsel; mehr weiß ich nicht von den großen Plänen der Heerführer. Nur unzählige Einzelbilder des Schreckens und der Größe schwirren in meinem Geist noch völlig ungeordnet. Eines nur weiß ich und habe es gewonnen vor allem, die in der Heimat geblieben sind: ich weiß, was das Leben wert ist, da ich nun weiß, daß der Tod so vielfach und unnennbar ist und etwas, das man kennt, in seiner Unausweichlichkeit, wenn solche Erlebnisse vorübergebraust sind. Ich habe wahrlich keine Furcht mehr vor dem Tod und werde sie wohl niemals mehr haben.

Digitized by Google

Die Verluste des Regiments sind groß. Was das in Zahlen so leicht Lesbare bedeutet, kann man erfahren und wissen nur, wenn Tag um Tag einer nach dem anderen zurückbleibt, und des nachts, wenn man nach dem und jenem fragt, die stets gleiche Antwort kommt: „Ist tot — ist verwundet."

Die Schlacht ist nichts, wo der einzelne etwa im Angreifen Mut beweisen kann. So war es früher vielleicht. Jetzt gibt es nur für alle den einen großen Heroismus des Aushaltens von Dingen, die dem Verstand und Herzen unerträgbar scheinen. Das Infanteriefeuer haben wir kaum mehr beachtet, wir sind ungebückt und im Schritt dagegen vorgegangen. Aber das Artilleriefeuer — wir haben mehrmals über zwei Stunden Schrapnell- und Granatfeuer aushalten müssen, ohne einen Finger rühren zu können. Wir standen hinter den Häusern eines Dorfes, immer in Häuflein von 20 zu 30 Mann, eng angeschmiegt an die Hauswand, die nur in Gedanken einige Erleichterung gibt, nicht in Wirklichkeit. . . Dann kommt es plötzlich heran, Zischen durch die Luft, lang und vernehmlich. Nun duckt sich alles, was Leben hat, zu einer unentwirrbaren Masse zusammen, um das Ziel möglichst klein zu machen. Keiner sieht auf; denn es ist nicht zu ertragen. Es hat dicht vor dem Hause eingeschlagen, die Stücke fliegen durch die Wände, über die Dächer ringsum. Der Kot der Straße fliegt mit. Die Rinder brüllen mit unbeschreiblicher Gräßlichkeit im Ton. Und die Getroffenen stoßen den Schrei des Todes aus. Und danach ist es still. Diese Stille ist das Schlimmste. Diese Augenblicke der völligen Schweigsamkeit sind wie das Fallen im Traum, Schrecken ohne Ende und doch auf wenige Augenblicke zusammengepreßt. Dann aber beginnt sich das Leben vom Tode zu sondern. Wer noch gesund ist, springt auf und rennt blindlings hinter eine andere Deckung, das nächste der Häuser oder hinter Bäume, Hecken oder dergleichen. Und was man nicht glaubt, einmal ertragen zu können, geschieht nun wieder und wieder.

Nicht immer trifft das Feuer so nahe. Dann freuen sich die Leute, einige lachen krampfhaft, einige machen Scherz, der aber zur Grimasse erstarrt, wenn unmittelbar in ihr Witzwort das schreckliche Eisenkrachen einfällt. Schließlich werden die Nerven so hart, daß nicht einmal mehr ein Zittern über den Körper geht, vielmehr alles gleichgültig geduckt bleibt. Einige sogar zünden sich die Zigarette an, einer wird getroffen, als er dies tut, und fällt um, das Streichholz in der Hand, die Zigarette fest im Munde.

Es gibt noch andere Schrecken: es ist die Nässe und die Kälte der Nächte. Die ganze Zeit über regnete es, und in einigen Nächten war

Raubreif. Wir müssen im Schützengraben liegen, und die Leute müssen wachgehalten werden. Immer wieder schlafen sie in ihrer Erschöpfung ein. Wenn man sie rüttelt und hochhebt, fallen sie zurück wie tote Tierkörper und schlafen weiter. Man bittet, fleht und schmeichelt wie zu kleinen Kindern: sie müßten nun wachbleiben, alle hätten ja das gleiche zu ertragen. —

Es ist der Hunger: zwei Tage hatten wir kein Essen, kein Brot, nur heißen Kaffee, der mit Lebensgefahr in Kochgeschirren von hinten hergeholt werden mußte. Es war dann eine Stunde, wo die Nachricht kam: jeder Mann wird ein Brot bekommen. Alle zittern in der Gier der Erwartung. Der Regen strömte herunter in den lehmigen Graben, wo wir seit Stunden lagen und hockten. Ich hatte mir ein Brett anbringen lassen und saß geduckt. Der Mantel triefte. Dann kam das Brot. Ich sah nur mein Brot, nichts anderes. Ich nahm es, hielt eine Hand zum Schutz gegen den Regen darüber und führte dann immer fort zum Munde und kaute breit und langsam, bis das ganze Brot zu Ende war. Es gab keine Möglichkeit, aufzuhören. Auch nicht für die anderen. —

Der Nachtangriff: Den ganzen Tag war es mit Schießen und Eingraben vorgegangen. Das Gardereservekorps war zur Hilfe herbeigekommen. In breiter Linie hintereinander gingen die Schützenlinien vor. Wir standen seitwärts im Schützengraben und sahen es mit an. Immer neue Reihen schoben sich aus dem Walde, immer in Abstand von 50 zu 50 Schritt — die Streuweite der Schrapnells ist so groß. Und als nun das ganze Feld so durchreiht war, fingen die Schrapnells an, einzuschlagen. Immer die Reihen entlang. Und die Soldaten fielen um wie Bleispielzeug, so sah es von fern aus. Es war unmöglich einzugreifen, zu helfen. So ging die Garde vor, wie auf dem Paradefeld. Und als sie in unserer Linie war, gingen wir mit, wurden mitgerissen zum Sturm. Der Sturm ist das langersehnte Ende des Gefechts. Die lange Spannung eines Gefechtstages wird so groß, daß nun die Lösung kommen muß. Es ging durch Sturzäcker. Mit jedem Tritt hob man Lasten empor von dem völlig aufgeweichten Lehmboden. Dennoch ging alles gleichmäßig vor. Jeder fühlt über sich hinaus etwas Geeintes, Unwiderstehliches. Nur der eine Gedanke des Vorwärts ist mächtig. Auf die Gewehrschüsse achtet keiner mehr, das Bajonett ist aufgepflanzt, die Trommeln schlagen den eintönigen Marsch, immer etwas schneller! Ich war so erregt, daß mir die Tränen über die Backen herabliefen, und daß ich heftig zitterte. Alle Kräfte waren in mir vorhanden, ohne daß ich sie anzutreiben brauchte. Keine Furcht, keine Hemmung. Die Stellung des Feindes kam immer näher. Niemand wurde mehr getroffen. Die Begeisterung und die Angriffswut in den

Digitized by Google

Menschenmassen wurde heftiger. Jeder raste vorwärts, so schnell er konnte, und schrie dabei. . .

Aus Tsingtau

Eine Schande ist es, daß Europäer mit Asiaten zusammen in hundertfacher Übermacht gegen uns paar Deutsche vorgehen wollen. Den Japanern kann man ihre Politik nicht verdenken; Schande ist es für die Engländer. — Was uns bevorsteht, wenn es so kommt, darüber sind wir uns alle klar. Wir sind uns aber auch alle in dem Stolz, dem Bewußtsein einig, an der gefährlichsten Stelle Deutschlands die Ehre unseres geliebten Deutschland zu verteidigen, das Vertrauen, das der Kaiser in uns setzt, bis aufs äußerste zu rechtfertigen! — Kurz bevor ich zur Marine ging, habe ich mir einmal bei einer Sternschnuppe gewünscht, später den Soldaten- oder Seemannstod sterben zu dürfen. Damals wußte ich nicht, warum ich's wünschte, es war Jugendbegeisterung. Wunsch ist es jetzt nicht mehr, jetzt ist es Treue und Verehrung für Kaiser und Vaterland, jetzt ist es das Bewußtsein des hohen Wertes, den eiserne Standhaftigkeit bis zuletzt für die deutsche Ehre hat.

General v. Litzmann über seinen Durchbruch bei Brzeziny

Nordöstlich Lodz, 15. Dezember 1914.

Ihre herzliche Anteilnahme an meinem Soldatenglück rührt mich tief, aber Sie dürfen mein Verdienst nicht überschätzen. Das ist von so vielen geschehen, und ich habe die ernste Sorge, daß Sie einst über meine vermeintliche Größe enttäuscht sein könnten. Das Beste an unseren Erfolgen hat der alte treue Gott getan, der unsere Herzen stählte, mir die richtigen Entschlüsse eingab und den — von Ihnen so treffend betonten! — Willen zum Siege auch dann erhielt, als alles außer der Waffenehre verloren zu gehen schien. Ich wiederhole, alles dies war Gottes Werk, ich konnte gar nicht anders, als seinen Eingebungen folgen! Und dann — meine Truppen! Wer das Glück hat, solche Regimenter unter seinem Kommando zu haben wie ich, der vermag Großes auszurichten. Aber wie stehen wir auch miteinander! Sie erblicken in mir ihren Vater, ich liebe sie, meine treuen, tapferen Jungen, traure mit ihnen um die Fallenden, suche die Verwundeten zu trösten, vor allem aber den noch Kampffähigen ihren freudigen Wagemut zu erhalten, die stolze Freude an unserer Lebensaufgabe: Rettung des Vaterlandes! Um nicht weniger handelt es sich in diesem Kriege, der noch kein ähnliches Beispiel kennt, und gegen den unser Krieg von 1870/71 ein Kinderspiel war! Darum müssen

Digitized by Google

wir auch willig jedes Opfer bringen, unsere zerschossenen Reihen immer wieder schließen und „dennoch" siegen wollen, wenn es der feindlichen Überzahl gegenüber nach früheren Regeln der Kriegskunst unmöglich erscheint.

Am 23. November hatten wir feindliche Übermacht auf den Fersen und feindliche Übermacht vor uns, außerdem noch Flankenbedrohung. Wir haben uns durchgeschlagen, gesiegt, dem Feinde 12 000 Mann — mehr als die eigene Stärke! — und 15 Geschütze abgenommen. Und dann haben wir diesen Waffenerfolg ausgenützt und sind im Nachtmarsch querfeldein über gefrorene Sturzäcker und unter Scharmützeln noch 17 Kilometer weit nach Brzeziny marschiert, wo wir im Rücken desjenigen feindlichen Armeekorps standen, das unser eigenes Nachbarkorps bedrohlich im Schach hielt. Sie fand am 24. ihren Lohn in der Rettung des Nachbarkorps und in neuem gemeinsamem Siege. — In diesen Tagen haben unsere Truppen Unmenschliches geleistet. Denn sie hatten vom 14.—18. November täglich ungeheure Märsche zurückzulegen, und vom 18. ab zu kämpfen, am 21. und 22. in der blutigen Lodzer Schlacht. Aber sie waren trotz übermächtigen Gegners immer siegreich gewesen, hatten ihre Toten immer bestattet, ihre vielen Verwundeten immer mitnehmen können. Wir haben unsere tapferen Verwundeten bis zu sieben Tagen mit uns auf Wagen durch die Russen hindurchgeführt!

All dies berichte ich Ihnen, weil ich wünsche, daß der furchtbare Ernst des Krieges im deutschen Vaterlande erkannt wird. Wir sind anfangs durch schnelle Erfolge verwöhnt worden; damals hatten unsere Gegner ihre Riesenmassen noch nicht ins Feld führen können, und wir waren stark. Jetzt heißt es, sich der Überzahl zu erwehren. Aber wir können das, und werden siegen, wenn der Wille zum Siege fest bleibt, und wenn hinter dem Heere ein Volk steht, das sich mit uns eins weiß und fühlt in diesem Willen. Und dann — Gottvertrauen und — sittlicher Ernst! Es ist noch keine Zeit zu fröhlichen Festen! General Litzmann.

In Südpolen

Es war vor 14 Tagen hier in Russisch-Polen. Wir hatten in einem kleinen Dorfe, das in einer Senkung zwischen großen Wäldern liegt, Quartier genommen. Vom Feinde hörten und sahen wir tagelang nichts. Um die Langeweile zu vertreiben, hängte ich mir eines Morgens meinen Karabiner um und ging in den Wald jagen. Ich stieß aber nirgends auf etwas Lebendes und wollte schon unverrichteter Dinge umkehren, als ich es plötzlich, nach zweistündigem Umherwandern, ganz nahe bei mir in den Zweigen knacken hörte. Ein großes Tier näherte sich mir, und ich

Digitized by Google

hielt den Karabiner schußbereit. Doch die Arme sanken, als das Tier näher herangekommen war. Es war ein Pferd .... ein zum Skelett abgemagertes und außerdem, wie ich sofort sah, auf beiden Augen blind gewordenes Soldatenpferd. Es mochte seinen Reiter irgendwo auf einem Patrouillenritte verloren haben. Von den Schüssen erschreckt, mag es wohl in den Wald galoppiert sein, aus dem es sich dann nicht mehr herausfand. Im Umherirren dürfte es sich an einem russischen Pferdekadaver infiziert haben und war dann erblindet. Seinem Aussehen und seinem vor Schwäche torkelnden Gange nach war es schon seit Wochen ohne Nahrung und Wartung. So mag es Tag und Nacht durch den verschneiten Wald geirrt sein, die Rinde von den Bäumen abnagend und dabei langsam verhungernd. In mir schien es seinen Retter zu wittern, denn es kam mit vorgestrecktem Halse und geblähten Nüstern zwischen den Bäumen hervor und mit matten Schritten auf mich zu. Und siehe da, ich spürte zum ersten Male in meinem Leben — Angst. Wir sind gegen den Feind gestürmt, und ich wußte nichts von diesem Gefühle; wir lagen im Schützengraben, die Kugeln pfiffen über und neben uns — zum ersten Male aber in diesem Kriege hatte ich in jenem Walde Angst. Ich hatte nicht den Mut, dieses Gespenst von einem Pferde an mich herankommen zu lassen, und fand auch nicht die Kraft, ihm den Gnadenschuß zu geben, auf den es als ein Soldatenpferd Anspruch gehabt hätte. Ich kehrte ihm den Rücken und lief, was ich laufen konnte. Aber das schrecklichste war, das arme Tier, das in mir, wie schon bemerkt, seine letzte Rettung witterte, lief mir nach, ein ganzes Stück weit, bis es schließlich infolge seiner Blindheit mit dem Kopfe an einen Baum anrannte und kläglich wiehernd zusammenbrach. .... Dieses Wiehern hörte ich noch tagelang, und erst der Kanonendonner der nächsten Schlacht, in der wir siegreich blieben, übertäubte den Schrei in meinem Innern.

Der Sieg von Lodz

Lodz, 7. Dez. 1914.

Hurra! Endlich haben wir die Russen, nachdem wir ihnen 18 Tage gegenübergestanden hatten, geschlagen. Ich kann kaum sagen, welchen Jubel dieser Sieg, hauptsächlich bei unserer Infanterie, die 18 Tage und Nächte ohne Ablösung im Schützengraben gelegen, hervorgerufen hat!

Die Verluste der Russen sind riesenhaft. Sie liegen vor unseren Schützengräben, die sie immer wieder zu stürmen versuchten, wie gesät. Vor den Maschinengewehren des Inf.-Regts. .... liegen die Leichen zu drei und vier übereinander. Die meisten Ausfälle bei unseren Truppen sind nicht durch Tote und Verwundete, sondern durch Fußkranke ent-

Digitized by Google

ſtanden. Vielen ſind die Füße erfroren, die andern haben Rheumatismus uſw. Es war ein trauriger Anblick, als man dieſe tapferen Männer auf Stöcke geſtützt aus den Gräben heraushumpeln ſah. Wir haben ſie, ſoweit es ging, auf unſeren Kanonen mitgenommen. Wir quartierten dann unſere Abteilung in einer großen jüdiſchen Leichenhalle ein. Sowie das Feuer luſtig praſſelte, ſtimmten die Infanteriſten das Lied an: Großer Gott, wir loben dich. Dann folgte ein Weihnachtslied dem anderen. Es war eine wundervolle Stimmung.

Ein Weihnachtswunſch

Weihnachten eigener und ſeltener Art ſind es dieſes Jahr für Euch daheim ſo gut wie für mich, der ich in der Ferne draußen weile. Der Krieg bannt alles in ſeine Schickſalshand; ihm ſind wir alle untertan. Ein neues Weltgeſetz regiert, blutig und hart wie nie zuvor. Dem einen rafft es das Leben, dem andern das tägliche Brot. Not und Leid ſcheinen ſeine einzigen Geſellen zu ſein. Und doch erhaben über den Schmerz des Augenblicks ſteht uns die völkerbeſtimmende Aufgabe in leuchtender Größe voran. An jeden von uns tritt das Geſchick mit der ehernen Frage heran, ob wir uns prüften und fanden, daß wir der Zeit würdige Diener ſeien. Nicht immer gleich iſt die Forderung, die das Leben an uns ſtellt: Dem Vater ſtand ein anderes Ziel als dem Sohne und dieſem ein anderes als dem kommenden Geſchlecht. In der Spanne unſeres Daſeins iſt der Würfel gefallen, der über das Fortbeſtehen von Völkern entſcheiden ſoll; da gilt kein Traum und kein Flug mehr in ferne Geiſteshöhen: Hart und herriſch wird uns das Eiſen in die Fauſt gezwungen, um mit trotziger Kraft unſer Haupt zu ſchirmen. Die edlern Aufgaben, die den wahren Sinn des Menſchen erſt enthüllen und ſeine Würde beſtimmen, müſſen zur Seite geſchoben werden, um ſeine bloße Exiſtenz zu retten. Verſchüttet und vernichtet werden muß all das, was an rein geiſtigem Wollen in uns lebt, — jetzt gilt nur die Forderung des Tages. Der Weltgeiſt mag der kommenden neuen Jugend die Werte bewahren und aufſparen, die wir nicht erwirken können. Nur den wenigſten wird es vergönnt ſein, Sämann und Erbe zu ſein, und denen, die das Ende nicht ſchauen dürfen, mag der Glaube Troſt geben, daß Würdige unſer erworbenes Gut empfangen und zur Frucht gedeihen laſſen.

Darum, liebe Mutter, — es mag geſchehen mit mir, was da wolle, — erhärte dein Herz in der Einſicht, daß heute nicht mehr ich oder ſonſt einer etwas wiegt (ſo wertvoll er auch ſonſt geweſen wäre), ſondern nur die Gemeinſchaft unſeres Volkes. Und ſolange dieſe aus dem blutigen Ringen ihr Haupt nicht ſiegreich erheben darf, iſt jeder Schmerz eines

Digitized by Google

einzelnen nur Schall in leere Luft. Erhebe dich in deiner Hoffnung und deiner Liebe über den engsten Kreis deines angestammten Blutes; — das ist die höchste und härteste Forderung des Krieges — und mein Weihnachtswunsch für Dich.

Aus der Winterschlacht in Masuren

Bei unserem Vormarsch durch Ostpreußen trafen wir überall auf pessimistische Mienen, und mancher brave Hausvater hatte schon seine wertvollste Habe eingepackt, und beim ersten Anzeichen des Vorrückens der ebenso gefürchteten wie verhaßten Russen losziehen zu können. Wir trösteten die Leute mit lachendem Munde, denn wir alle glaubten fest an einen neuen großen Sieg, war doch unser Hindenburg vorgestern bei uns durchgefahren und hatte so etwas wie von einer neuen Russenhetze gesprochen. Zudem war bei uns durchgesickert, daß es in die Gegend der Masurischen Seen ging, wohin die Russen sich wieder einmal hatten hinlocken lassen. Je näher wir unserem Bestimmungsort kamen, desto mehr festigte sich in uns das Vertrauen auf einen glänzenden Sieg, denn wir sahen aus allem, was um uns her vorging, aus all den Truppen, die sich unaufhaltsam dem einen Ziele zuwälzten, daß ein großer Schlag geplant war, und daß die Wälder und Sümpfe in Masuren wieder neue Opfer haben sollten. Dasselbe Vertrauen spiegelte sich in den Gesichtern der ganzen Truppen wieder, besonders die Artillerie schien sich riesig auf das neue Tanzvergnügen zu freuen, bei dem dem russischen Bären mal wieder aufgegeigt werden sollte. Wir kamen durch Ortschaften, die bei dem ersten Einfall der Russen schon furchtbar gelitten hatten und, von ihren Bewohnern verlassen, einen trostlosen Anblick boten. Jetzt begriffen wir auch die Furcht und den Haß der armen Ostpreußen auf die Russen, und begriffen, daß ein nochmaliger Besuch der Barbarenhorden noch schlimmer ablaufen würde. Bei dem Anblick all der Greuel und Verwüstungen krallten sich unsere Fäuste fester um den Pallasch und den Lanzenschaft und ein liebevoller Blick traf den Karabiner an der Seite. Wartet, ihr Bande, das sollt ihr uns büßen!

Und wir haben's ihnen heimgezahlt nach allen Regeln der Kunst, so daß sie wohl nicht mehr wagen werden, in deutsches Gebiet einzudringen. War das ein fröhliches Jagen, nie im Leben vergesse ich die Tage in Masuren, wo wir dreinhauen konnten wie das liebe Donnerwetter, und wo die verd .... Kosaken vor deutschen Reiterfäusten wohl Respekt bekommen haben. Allerdings war's in den ersten fünf Schlachttagen nicht so recht nach unserm Geschmack, denn da mußten wir, mit dem Karabiner in der Faust, Schulter an Schulter mit der Infanterie zu Fuß kämpfen,

Digitized by Google

bis die Russen, die inzwischen fast umzingelt waren, zu weichen anfingen. Jetzt kamen auch wir erst zu unserer eigentlichen Geltung, und hoch zu Roß ging es auf den Feind. Unsere Gäule, die es einige Tage lang gut gehabt hatten, griffen wie die Teufel aus, und in schlankem Trab ritten wir dahin. Über uns zischten und heulten unsere Schrapnells und Granaten, die dem weichenden Feind gehörig einheizten und ihn immer mehr in sein Verderben trieben. Wir waren an den linken Flügel beordert und trafen zu guter Stunde dort ein, eben als eine russische Kavalleriedivision zum Angriff vorging. Von uns war genug Kavallerie da, und wir hätten gar nicht mitzumachen brauchen, doch welcher echte Reiter läßt sich eine so glänzende Gelegenheit, dem Gegner eins auszuwischen, entgehen. Unser Oberst teilte unser Verlangen, und, was die Gäule hergeben konnten, ran an den Feind. Von beiden Seiten wurden die Russen gepackt, und in zehn Minuten höchstens war die Geschichte schon erledigt, denn die Rasselbande riß aus wie Schafleder. Doch wir hinterdrein was das Zeug hielt, weiter, immer weiter, hinter den fast auf den Hälsen ihrer Pferde liegenden Russen her. Einige russische Schützenlinien wurden glatt überritten, andere Infanteriebestände stoben beim Herannahen der wilden Jagd in schreckhafter Panik auseinander, wieder andere, welche wirklich Widerstand leisten wollten, knallten in der Verwirrung ihre eigene Kavallerie nieder, wodurch sie uns schon eine Arbeit sparten, kurzum, es war eine grenzenlose Verwirrung, die unsere wilde Jagd bei der feindlichen Infanterie hervorrief. Die Kosaken, Tataren, Baschkiren und wie die Kerle, die wir verfolgten, alle hießen, schlugen mit ihren Knuten auf die Gäule ein und brüllten wie besessen. Waffen und Ausrüstungsgegenstände warfen sie fort, um nur besser ausreißen zu können. Zwei feindliche Batterien kamen in Sicht, die auf einem Hügel wie auf einem Präsentierteller standen und eben im Begriff waren, abzufahren. Kaum gesehen, waren wir auch schon droben, im Nu war die Bedienungsmannschaft zusammengehauen, die Stränge der Pferde durchgeschnitten, die Gäule selbst davongejagt oder zu eigenem Gebrauch requiriert, und weiter ging's, den Kameraden nach. Von allen Seiten sahen wir jetzt die Russen in die Wälder flüchten, in kopfloser, panikartiger Flucht, alle von dem Wunsche beseelt, ihr Leben zu retten.

Und nun ging eine lustige Hetze an, auf und ab über die Wiesen, und Fluren, auf denen das Wasser oft fußhoch stand und der Dreck uns ins Gesicht spritzte. Die Russen hielten nirgends mehr stand, höchstens da, wo noch größere Verbände waren, die durch eigene Artillerie gedeckt wurden. Aber auch hier war der Widerstand wohl hartnäckig, doch meistens nur kurz, denn von allen Seiten drängten unsere Truppen vor.

Digitized by Google

Was die Infanterie hier geleistet, ist kaum zu glauben, eine solche Ausdauer im Ertragen von Strapazen jeder Art, ein solch wildes Draufgehen im ärgsten feindlichen Feuer steht wohl einzig da.

Wir können nicht schlafen, zu groß ist die Aufregung und die Freude über den neuen großen Sieg, denn daß es ein ganz großer Sieg ist, des sind wir gewiß, und die zu erwartende Beute wird es lehren. Wie wir hören, ist auch der Kaiser hier beim Heere, und es macht uns doppelt stolz und glücklich, unter den Augen unseres höchsten Kriegsherrn solchen Sieg erfechten zu dürfen.

Wir werden morgen und die folgenden Tage den letzten Hauch von Mann und Roß einsetzen, um den Mordbuben ordentlich noch heimzuleuchten, und Rache nehmen für die begangenen Schandtaten an deutschem Blut und deutschem Eigentum.

Choral

Gestern marschierten wir 45 Kilometer weit und waren natürlich todmüde. Heute sollen wir die Russen fassen. Wir marschierten früh 6 Uhr los; es regnete und stürmte, daß wir kaum vorwärts kamen. Nach 15-Kilometer-Marsch erreichten wir den Ort L. An der Kirche hielten wir und aßen Mittagbrot aus unseren Feldküchen. Dann gingen wir, weil es so regnete, in die Kirche (es war eine katholische). Wir legten uns auf den Fußboden und erzählten uns ganz leise etwas, viele Leute schliefen sofort ein. Ich erinnerte mich, daß ich heute vor zwei Jahren um dieselbe Zeit auch in der Kirche war; es ist nämlich mein Hochzeitstag. Da ging ich zur Orgel und spielte den Choral „So nimm denn meine Hände", der damals bei meiner Hochzeit auch gesungen wurde, und siehe da, die bärtigen Männer unten summten erst leise mit, immer lauter dann, und schließlich sangen alle den schönen Choral mit. Draußen krachten Schüsse — es wurde gesprengt — wir achteten darauf nicht, so sehr waren wir von unserem Gesange ergriffen. Das Lied war zu Ende, ein anderer Kamerad setzte sich auf die Orgelbank. Tiefes Schweigen herrschte in dem heiligen Raume; alle erwarteten noch etwas Hohes und Herzerhebendes. Da fing auch schon der Kamerad mit einem Vorspiel an, das immer leiser wurde und dann in das Lied „Ich hab' mich ergeben" überging. Da ging eine Bewegung durch das Gotteshaus, die tiefen Männerstimmen fielen ein, und andächtig klang's: „Ich hab' mich ergeben, mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland." Wie herrlich paßte das für uns, die wir in wenigen Stunden in heißer Schlacht stehen konnten! Strophe für Strophe sangen wir mit

Digitized by Google

wachsender Begeisterung und als die letzte kam, da richteten wir uns hoch auf, und aus vollem Herzen baten wir Gott:

„Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben fürs heil'ge Vaterland!"

In den Karpathen

Februar und März 1915.

Wie viele von den Kameraden an erfrorenen Füßen leiden, könnt Ihr Euch kaum denken. Neulich erst mußten einem Leutnant die Füße amputiert werden — er hatte 32 Stunden im Schnee gelegen. Er starb bald — das Beste für ihn! aber sehr traurig, erst 19 Jahre alt. Viele leiden an Furunkeln und Darmleiden. Trotzdem haben sie übermenschliches geleistet — eine Epopöe, wie sie heldenhafter nicht gedacht werden kann.

— Pflicht! Etwas anderes gibt es nicht! Und so muß es sein. Letzten Grundes hält uns das starre Pflichtgefühl in schweren Stunden allein aufrecht und verleiht uns jenen Gleichmut, der nicht angeboren, sondern anerzogen und ebenso unentbehrlich ist wie das Gewehr.

In den Karpathen

14. Februar 1915.

Über unsere Leistungen möchte ich Goethes Wort schreiben „Entbehren sollst du, sollst entbehren!", nicht nur, was die schwierigen Märsche auf die steilen Höhen, durch meterhohen Schnee, durch Wildbäche und vereiste Sümpfe anlangt, nicht nur betreffs der Verpflegung, die wohl da ist, aber unmöglich immer zur Stelle sein kann, so daß man in 24 Stunden mit einem Stück Brot und einer halben Büchse Fleisch fürlieb nehmen muß. Das alles läßt sich noch ertragen, das Schlimme ist hier der Mangel jeglicher Kultur, die Wohnungen sind Löcher, in denen es von Ungeziefer, Kindern, Schweinen, Katzen und Kälbern wimmelt. Da kriecht man abends, vorausgesetzt, daß man noch das Glück hat, Quartier zu haben, hinein, wechselt die Strümpfe, legt sich ins Stroh und schläft. Daß man anderen Tages aufwacht mit Quaddeln und Flecken, wundert einen nicht mehr. Galizien, Land der Läuse und Wanzen! Doch — tagsüber, wenn die Sonne über den Gebirgskämmen liegt, oder gegen Abend, wenn alles in ein Taubengrau oder -blau getaucht ist, dann freut man sich der Naturschönheiten, der rosa Wolken, der großen, weiten, schönen Welt; trotzdem Maschinengewehre hinter den Bergen knattern oder Feldhaubitzen kartaunen, gibt es Augenblicke, wo einem all das so gleichgültig ist und man sich eins weiß mit der Schöpfung, mit der ewigen

Digitized by Google

Natur, mit dem unendlichen, sternenbeglänzten Himmel, mit dem ganzen All.

In Russisch-Polen

Am 4. März. 1915.

Zehn Schritt vor dem russischen Graben trifft auch mich die feindliche Kugel durch den linken Oberschenkel. Ich taumele noch ein paar Schritte vor, und bauz, da liege ich auch. Stundenlang! Die Stunden werden einem zur Ewigkeit bei dieser bitterlichen Kälte. . . Halt, da ist ja eine Ackerfurche. Schnell mit den Händen den Schnee herausgeschaufelt und dann hineingerutscht! Ich mußte mich auf das rechte Bein legen, denn das linke ist kaputt. In der Kniekehle läuft das Blut warm herunter. . . Die Lage ist verzweifelt, was soll werden? Wenn es dunkel wird, werden die paar Mann da vorn von den Russen wieder rausgeschmissen oder gefangen genommen. An ein Bergen von uns Verwundeten ist dann nicht zu denken, uns holen dann auch die Russen. Ich will aber nicht ein Gefangener werden! Was soll ich tun?

Halt — ich werde mich langsam immer um meine Längsachse rollen, dem Walde zu, das muß gehen; kaum bin ich durch die erste Drehung aus meiner Lage heraus, „pitsch, pitsch" nehmen mich die Russen aufs Korn. Also schnell wieder zurück, in die Furche. Und da kraucht einem ganz langsam ein Gespenst in den Nacken, das Gespenst der Furcht! Nicht vor einer tödlichen Kugel, die fürchtet ein deutscher Offizier nicht, aber die Furcht vor der Gefangennahme! Und die Hände falten sich zum inbrünstigen Gebet, das sich aus dem Herzen heraus über die Lippen drängt: „Lieber himmlischer Vater! Du hast mich so oft beschützt und beschirmt, in all den tausend Kriegsgefahren, sei auch jetzt noch einmal mit deinem väterlichen Schutz bei mir und rette mich aus meiner Not." Und die stille Zwiesprache mit dem Vater im Himmel gibt neue Kraft. Die aufgepeitschten Nerven beruhigen sich wieder, und die bittere Kälte empfindet man kaum noch.

Ich habe nun einzig noch Interesse für das, was drüben vorgeht. Einzelne unserer Leute kommen aus dem Walde und versuchen, den russischen Graben zu erreichen, in dem die 11. Kompagnie sitzt. Sie wollen wohl Befehle nach vorn bringen. Vergebliches Bemühen! Jeden ereilt das tödliche Geschoß. Da hört auch dieser Verkehr auf. Und es wird immer kälter, bitter kalt, alle Glieder schlottern vor Frost und man klappert mit den Zähnen. Wie spät ist es? Vorsichtig wird die Uhr herausgenestelt; 1½ Uhr. Ich dusele in einen Halbschlaf hinüber.

Digitized by Google

Plötzlich ein ohrenbetäubendes Krachen; unsere schwere Artillerie schießt auf den russischen Graben dicht vor mir. Die Granatsplitter und Brocken fliegen um mich herum. Herrgott, nur das nicht, nur nicht durch die eigene Artillerie getroffen werden! — Ein ganz kleiner schon müder Splitter fliegt auf meinen linken Arm, er hat keine Kraft mehr und tut mir nichts. Man liegt und liegt und träumt. Alle schönen Stunden des Lebens fliegen vorüber: „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn, es sei wie es wolle, es war doch so schön."

Doch was ist das? Auf einmal dicht rechts von mir schreit man Hurra! Ich richte mich auf! Hurra! Dichte Massen Jäger stürmen vor. Hurra! Hurra! Hurra!

Nun halten die Russen nicht mehr stand. Sie springen aus dem Graben und ergeben sich in Scharen.

Hurra! Hurra! Rettung und Sieg!

Zwei Jäger nehmen mich unter den Arm und bringen mich zurück. An meinem Zuge vorbei. Ein furchtbares Bild! Nur vier Mann leben noch. Sie nehmen mich den Jägern ab, sie wollen selbst ihren Leutnant versorgen. Arme Burschen, was habt Ihr aushalten müssen!

(Aus der von der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum Berlin herausgegebenen großen Sammlung „Briefe aus dem Felde 1914/15". Großoktav XVI, 798 S. Geb. 7,50 Mk. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.)

Auf der Verfolgung der Russen in Kurland

Wie doch alles so schnell geht, es ist kaum zu glauben. Vor acht Tagen noch im Schützengraben, und nun hoch zu Roß auf der Verfolgung der Russen in Kurland. Jetzt erst leben wir wieder auf, jetzt gewinnt der Krieg wieder an Reiz in unsern Augen, wo wir wieder den Sattel unter uns haben und wo die Klinge wie sonst zu ihrem Rechte kommt. Es war aber auch zum Auswachsen in letzter Zeit, dieser Schützengrabendienst, den hat der Teufel uns zum Tort erfunden.

Die russischen Grenzschutztruppen waren auf unsern Besuch gar nicht vorbereitet; was sich nicht gefangen gab, wurde glatt überritten, und ehe wir alle recht zur Besinnung kamen, waren wir schon viele Kilometer weit in Feindesland drin. Die Verwirrung der Russen war grenzenlos, wir kamen wie ein Blitz aus heiterem Himmel und waren meist schon unter ihnen, ehe sie von unserem Kommen überhaupt eine Ahnung hatten. Mit uns war die Infanterie vorgegangen, und rückte in Eilmärschen bis zu 50 Kilometer am Tag vor, wir am rechten Flügel weit voraus, die Infanterie in der Mitte, so ging's ins Feindesland hinein. Der Ein-

Digitized by Google

marsch war so geheim gehalten worden und geschah mit einer so verblüffenden Schnelligkeit, daß wir alle davon überrascht waren, wieviel mehr erst die Russen, die gar nicht mehr aus dem Laufen herauskamen. Gefangene gab's in Menge, denn die russische Reichswehr, alte Bekannte aus den Memeler Tagen her, waren gar nicht so sehr aufs Fechten erpicht und warfen schon von weitem die Gewehre von sich. War das ein lustiges Reiten. Die blanke Klinge in der Faust, den Karabiner griffbereit, weiter, immer weiter vor; so recht nach Reiterart.

Wir sind alle sehr neugierig, wie lange die Hetzjagd noch andauern soll, und ob die Russen sich nicht ernstlich zur Wehr setzen. Unseretwegen kann die Geschichte so fortgehen, wir gehen hinter der Gesellschaft her bis nach Petersburg und weiter, denn es herrscht ein Geist bei uns und auch bei den andern Truppengattungen, der das Größte erwarten läßt, und der den genialen Plan unseres großen Heerführers nicht zuschanden machen wird.

Feldmarschall v. Mackensen an seine Gattin vor der Durchbruchsschlacht am Dunajec

Wie viel Todesurteile enthält mein Befehl zum Angriff! Dieser Gedanke ist es, der mich vor jedem Gefecht bedrückt! Aber ich handle auf Befehl, im Zwange unabänderlicher Notwendigkeit. Wie mancher von den kräftigen frischen Jünglingen, die gestern und heute an mir vorbeimarschierten, wird in wenigen Tagen auf dem Schlachtfeld liegen, zur letzten Ruhe gebettet oder in das Lazarett gebracht werden. Manches von den leuchtenden Augenpaaren, in das ich schauen konnte, wird bald gebrochen sein, mancher Mund, der mit unsern herrlichen Soldatenliedern auf den Lippen fröhlich an meinem Fenster vorbeimarschierte, wird verstummen. Das ist die Kehrseite der Führerstellung.

Der Durchbruch

Galizien, den 8. Mai 1915.

Es war ein wundervolles Bild, das ich am 1. Mai abends vor mir hatte. Die Sonne ging hinter den aufleuchtenden weiß-roten Gipfeln der Tatra unter, ich glaubte nicht, einen Wald so mit Gold und Farben durchflossen gesehen zu haben wie der, in dem ich eben an einem mit Veilchen, Butterblumen und Gänseblümchen bestandenen Hange saß. Aber es war vielleicht nur die Idee, die alles verklärte: ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß dies mein letzter Abend überhaupt ist. Denn ganz allein saß ich nicht, wir waren zu fünfen, und einer, der Bataillonskommandeur, dik-

tierte gerade die mich persönlich naheangehenden Worte: „Also Punkt 10 Uhr morgens nach der genau festzustellenden Zeit stürmt die 8. Kompagnie die Höhe 382 und dann 376 usw. Die Höhe 382 mit Zugangswegen und den Hindernissen ist Ihnen zur Genüge bekannt?" Das war sie allerdings, denn seit einer Reihe von Tagen wechselte die 8. Kompagnie, deren Führer ich bin, mit einer anderen in der Besetzung eines erst russischen, dann österreichischen Schützengrabenstreifens ab, der 80 Meter vor der Höhe 382 endete, auf der sich hintereinander drei russische Gräben hinzogen.

Die ganze Nacht verbrachte ich wachend, denn die Russen, durch das anhaltende Einschießen unserer Artillerie nervös gemacht, schossen derart auf meinen Graben, daß ich fast einen russischen Sturm in der Nacht befürchtete — oder auch erhoffte. Denn Glück hätten sie damit nicht gehabt. Am Morgen Punkt 6 Uhr begann ein Höllenkonzert. Die deutsche und österreichische Artillerie hatte sich an den vorhergehenden Tagen genau eingeschossen, und jetzt rasten mit dem jedem Geschoß eigentümlichen Geräusch — Heulen, Singen, Pfeifen, Brummen, ohrenbetäubendem Krachen — Schrapnells und Granaten in die russische Stellung. Die unbeschreiblich widerwärtig aussehenden grau-schwarzen Einschläge der Granaten, weiße deutsche Schrapnellwolken, weiß-rote österreichische Sprenggeschoßwolken verhüllten den Russengraben, aus dem unaufhörlich das Rollen des Gewehrfeuers und das einförmige Ticken der Maschinengewehre tönte. Eine unendlich lange Viertelstunde lag ich von 9,45 Uhr bis 10 Uhr an einer der Sturmluken meines Grabens, die Uhr in der Hand, die Führerpfeife im Munde. Ab und zu fragte leise in ungewohnter Vertraulichkeit ein Grenadier: „Noch nicht bald, Herr Graf?" „Nein, noch fünf — noch zwei — noch anderthalb Minuten." — Dann drei gellende Pfiffe — und ich weiß nur noch von einem rasenden Vorwärts, Hurragebrüll, wildem Angstschreien der völlig zerschmetterten Russen — ich heule geradezu meine Befehle — endlich sitze ich im Walde — schreibe, ja schreibe die korrekte Meldung an Herrn Hauptmann v. B., Führer des 2. Bataillons, 4. G.-R. z. F.: „Habe die Höhe 382 soeben genommen, geringe Verluste, gehe weiter vor. Graf Groeben, Leutnant und Kompagnieführer."

Weiter — plötzlich kurz vor der Höhe 376 im Walde ein Schlag, ich stürze nach vorn, ebenso der Führer des Zuges, bei dem ich bin, dicke Bäume knicken wie Rohre, der scheußliche, schwarz-graue Staub zweier einschlagender Granaten verhüllt alles — unsere eigene oder die österreichische Artillerie weiß nicht, daß wir schon so weit vor sind, und wir sind im eigenen Feuer. Gott sei Dank, hat uns nur der Luftdruck um-

Digitized by Google

geworfen, das Seitengewehr auf meinem Karabiner ist zerschossen, und ich habe einen kleinen Holzsplitter im Gesicht — einen Mann mit einer weiteren Meldung zurückgejagt — weiter! Höhe 376 ist genommen. Wer ist noch bei mir — Soldaten vom Regiment Augusta, ein versprengter Leutnant einer anderen Kompagnie, der mit drei Mann dieser noch voraus ist — ich brülle: „Alles hört auf mein Kommando — halbrechts auf der offenen Lichtung Schützenvisier 1200/1100, Schützenfeuer!" Zu weit! „Visier 1000/1100, lebhafter feuern! lebhafter!!" — meine Stimme überschlägt sich — ich pfeife, versuche weiter zu brüllen — schießen — weiterstürmen — — alles verliert sich wieder im Gedächtnis. Maschinengewehre kommen, der Leutnant, der sie führt, ersucht mich, ihn zu decken, da wir von beiden Seiten in die allerdings total zerrissene Russenfront geraten sind — er jagt noch ein paar scharfe Grüße in die wild zurückflutenden graugrünen Massen, dann sammeln wir uns allmählich nach der von uns längst überschrittenen vordersten Grenze, die unserem Vordringen eigentlich gesetzt war. Mein erstes Gefühl war nicht Siegesfreude, sondern Furcht vor „Anpfiff". Aber trotzdem — 600 Gefangene, 3 Maschienengewehre usw. — bekomme im Augenblick Befehl, Höhe 357 und nordwärts davon zu stürmen. Also Schluß. Vielleicht Abschied!

Im Lazarett

Berlin, Sept. 1915.

Mir wird die Ehre, diesen verwundeten Helden unseres Heeres dienen zu können, zu einer hohen Freude, wenn man sieht, was man an chirurgischen Eingriffen diesen gesundheitstrotzenden, heiteren, ergebungsvollen Söhnen unseres Vaterlandes zumuten kann! Auch längerer Bestand der Verwundung, vielmonatliches Krankenlager bricht eins nicht: Die Seele dieser Heldensöhne! Was haben wir erlebt an ergreifender Gefaßtheit, an Geduld und Hingabe, was an Vertrauen, kindlicher Dankbarkeit und rührender Anerkennung oft angesichts der schwersten Krisen, ja des Todes! In unsern Krankensälen waltet leidende Menschengröße, demütige Empfindungstiefe und eine immer aufs neue belebende Hoffnungssicherheit, die ganz gewiß dem Karmaglauben der Indier, der Ergebenheit der Paradieseshoffnungen der Japaner ebenbürtig ist, und das alles allein aus einem heroischen Gefühl einer nationalen, heiligen Pflichterfüllung, stark zu sein im tiefsten Leiden, weil es für die Heimat und das Vaterland ist. Wenn ein tödlich verletzter Gemeiner mit vorgefallener Lunge und Luftaufblähung der gesamten Körperhaut fast sterbend ausruft: „Professor, lassen Sie mich sterben, nicht mehr operieren, ich gehe zu Gott, mir kann nichts geschehen, ich habe nie etwas Böses getan, ich sterbe für

meinen Kaiser und mein Vaterland!", so war niemand unter uns, dem nicht das Herz gegen die Rippen geschlagen hätte! Und welch eine Freude, ein Hochamt ärztlichen Tuns, wenn wir gerade ihn retten konnten und völlig heilen! Welche erhebenden Szenen, wenn vorher die nicht mehr Leidenden zu dem Armen traten, ihm die Stirn streichelten und flüsterten: „Laß machen, Kamerad, sie haben mich ja auch wieder gesund gemacht." Das sind wirkliche Weihestunden unseres gewiß nicht leichten Tagesdienstes, der nun über ein Jahr währt, und rechtfertigt gewiß unsern enthusiastischen Satz, den wir uns zurufen, wenn einmal Ermattung droht: „Vorwärts! Wir waren ja noch nie so gerne Ärzte!"

Prof. Carl Ludwig Schleich.

Aus Österreich-Ungarn

Echt österreichisch

Seit drei Tagen liegen wir im Schützengraben. Manchmal kauern, manchmal stehen, manchmal liegen wir. Es gibt nur einen Gedanken, wenn die Kugeln pfeifen. Und sie pfeifen sehr heftig, sehr zahlreich. Hunderte, Tausende. Mit ganzen Bogenketten von Kugeln ist der Boden gleichsam überspannt. Man liegt wie unter einem Gewölbe von blitzenden Geschossen, die in knappen knatternden Abständen einander folgen, die sich unaufhörlich erneuern. Aus dem Ungewissen fliegen sie ins Ungewisse. Nur ab und zu, für den Bruchteil einer Sekunde, fährt drüben eine Russenmütze empor. Mehr nicht! Und unsere Leute, Tiroler sind es, murren, daß sie nicht zielen und nicht schießen können, wenn sie nichts sehen.

Es ist das Schlimmste an dieser Kriegstaktik, die uns das zähe und lethargische, so überaus geduldige Volk der Japaner aufgehalst hat: Man sieht den Erfolg nicht. Und meine Tiroler verlieren die Geduld. Sie wollen vor. Wir Offiziere haben alle Mühe, sie zurückzuhalten. Jeden Augenblick fragen sie: „Isch no net gnua? Gan mer no net?" Die Offiziere springen auf, sie eilen zum Regimentskommandeur und erbitten den Befehl: „Vor!" Einstweilen halten meine Leute den Schuß im Rohr zurück. Ihre Gesichter glühen. Auch drüben hat das Feuer nachgelassen. Wahrhaftig, es sieht so aus ... Hörbar rauscht das Blut. Da kommt der Befehl: „Stehenbleiben! Noch eine Stunde mindestens muß die Artillerie arbeiten."

Digitized by Google

Jetzt reißt es dem Hochhuber-Sepp den kleinen Finger von der Linken. „Sakra!" schreit der Sepp, und will, um gleich wieder zu feuern, die Wunde rasch mit seinem Taschentuch verbinden. Antiseptisch ist es gerade nicht geworden von Sterzing bis Rußland: „Zum Verbandplatz, marsch!" Der Sepp schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht, Geschichtenmacherei! Er ist entschieden böse auf mich. Und wenn er in einer Stunde nicht wiederum da ist, wenn er diese Stunde des Bajonettsturmes nicht erlebt, werde ich das verantworten können?

Getrost! Es dauert keine Stunde mehr.

Der Kolmbauer rechts von mir schmaucht seine Pfeife. Den ganzen Tag (und vielleicht auch die Nacht) hängt sie zwischen seinen Lippen. Eine schöne Pfeife mit dem Andrä Hofer auf dem Kopfe. Und just diese Pfeife sucht eine russische Kugel, just diese Pfeife schießt sie dem Kolmbauer von den Lippen, daß er zornwütig aufschreit: „Hiatzn is gnua! Hiatzn gan mers an!" Und springt aus dem Graben. Die anderen ihm nach. Ich rufe: „Halt!" Aber es gibt kein Halten. Überall zucken die Bajonette aus den Schützengräben empor, ein Flimmern, ein Funkeln, unabsehbar über Stunden und Wegstunden. Und mit gezücktem Bajonett, mit schwingendem Gewehrkolben setzt das Laufen ein, das große Laufen gegen die feindlichen Schanzen. Dieses unaufhaltsame, unabsehbare Laufen von Hunderten und Tausenden nach einem Ziel, das in der Geschichte der Sieg von Krasnik heißt. . .

In das Dorf, in dem wir biwakieren, waren zwei deutsche Offiziere gekommen. Prachtvolle Menschen sind diese Deutschen! Sie haben eine so feste Männlichkeit. Alles, was sie tun, alles, was sie wollen, alles, was sie sagen, ist ganz. Ich stand mit ihnen auf der Straße, die durch das endlose Dorf läuft. Sie waren voll Bewunderung für unsere Leute. Der eine sagte: „Ihre Truppen machen alle Strapazen zuschanden. Bei dreißig Prozent Verlust gilt sonst eine Truppe als verloren. Da heißt es sonst: Rette sich, wer kann! Ich habe aber bei Ihnen manches Bataillon gesehen, das bei einem Verlust von fünfzig Prozent nicht nur festgestanden, die Kerls haben zu stürmen angefangen!"

Der andere Deutsche lachte, daß man seine weißen, gesunden Zähne sah: „Echt österreichisch!" sagte er. Es gab mir vor Lust einen Stich ins Herz. Ich hätte aufschreien, ich hätte den Mann umhalsen mögen. Und meine Stimme zitterte, als ich hervorstieß: „Wirklich? Echt österreichisch? Ist das Ihr Ernst?" Erstaunt sah er mich an. Meine Erregtheit verblüffte ihn. Ich war ihm Aufklärung schuldig und sagte ihm: „Früher, bei uns in Wien, da hat man ‚echt österreichisch' gesagt, wenn ein Eisenbahnzug fünf Minuten Verspätung hatte. Man hat ‚echt

Digitized by Google

österreichisch' gesagt, wenn ein Brief auf der Post verloren ging. Immer und überall hat man ‚echt österreichisch' gesagt, wenn es sich um eine Lazheit, eine Schlamperei oder sonst eine Rückständigkeit handelte. Und jetzt sagen Sie es so! Denken Sie nur!"

Der Deutsche sah mich immer noch verwundert an. Er konnte den Jubel, der in mir war, nicht ganz begreifen. Kein Deutscher wird es können, denn er weiß nicht und wird es nie verstehen, wie grauenhaft wir alle in den Jahren des Friedens unter unserem eigenen Kleinmut gelitten haben. Aber mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Einspruch aufkommen ließ, versicherte er: „Man wird ‚echt österreichisch' künftig nur in diesem Sinne sagen!"

Waffenbrüder-Begrüßung in Südpolen

. . . Am 5. Januar trafen sich in einer Ortschaft Südpolens eine österreichisch-ungarische und eine deutsche Infanteriedivision. Die Österreicher waren in einem Dorf eingerückt und sollten vor diesem eine Stellung beziehen. In der letzten Minute kam aber zwischen den Divisionskommandanten eine Vereinbarung zustande, wonach die Deutschen diese Stelle bezogen und die Österreicher sich seitwärts davon festsetzten. Also marschierten die einen zurück, die anderen vor und in dem Dorfe begegneten sich die beiden Truppen. Es waren nur Deutsche, hüben und drüben, denn die österreichische Division war jene von Wien. Bataillon zog an Bataillon vorüber, bis beide Marschkolonnen ihrer ganzen Länge nach sich gegenüberstanden. Und nun lief durch beide Truppenreihen ein Kommando. „Halt! Front!" und die Waffenbrüder hielten, nur durch ein schmales Stück der Straße voneinander getrennt, Mann vor Mann. Die Säbel der Offiziere flogen aus den Scheiden und ein jubelnder Ruf brauste empor. Das „Heil" der Österreicher mischte sich mit dem „Hurra" der Deutschen — so grüßen sich die Hechtgrauen und die Feldgrünen auf erobertem Feindesboden. Nicht enden wollte der Jubel, und scheu verkrochen sich die polnischen Bauern vor diesem germanischen Begeisterungssturm in ihre armseligen Hütten. Als endlich der letzte Ruf verklungen war, traten zuerst die Offiziere aus den Reihen und stellten sich einander vor. Leider war es schon ganz finster, aber da flammten hüben und drüben die elektrischen Taschenlampen, und bei ihrem Scheine drückten Deutsche und Österreicher einander die Hände. Die Uniformen und Ausrüstungen wurden gegenseitig gezeigt und beurteilt; man zeigte sich die Handhabung des Gewehrs, die Patronen, und bei den Maschinengewehrabteilungen erhielt die Verbrüderung noch eine besondere technische Note. Hauptsächlich interessierten sich die Deut-

Digitized by Google

schen für die Art, wie die Österreicher ihre Maschinengewehre transportierten — bekanntlich auf Tragtieren — und billigten sehr dieses System. Die Österreicher waren sofort dabei, den deutschen Kameraden etwas vorzuexerzieren, und diese waren begeistert von der Schnelligkeit, mit der die Maschinengewehre abgenommen und in Feuerstellung gebracht waren. Aber die Zeit rückte vor — man mußte weiter. Das Kommando „Vergatterung" schnellte die Österreicher auf ihren Platz zurück und auch die Deutschen traten an. Wie auf dem Exerzierplatz klappten die Gewehrgriffe, wollte doch einer dem anderen zeigen, was er konnte, und in weniger als einer Minute standen beide Kolonnen marschbereit da. Plötzlich stimmten die Österreicher ihr „Gott erhalte" an und wie eine Mauer standen die Deutschen in Parade da, die Offiziere den Säbel gesenkt, die Hand am Helme. Als die österreichische Volkshymne verklungen war, sangen die Deutschen ihr „Heil dir im Siegerkranz", nun leisteten wieder die Österreicher die Ehrenbezeigung. Zum Schlusse vereinten sich beide zu einem Chor und das uralte deutsche „Stille Nacht, heilige Nacht" stieg weihevoll auf russischem Boden empor! . . . Der letzte Vers des Weihnachtsliedes war verhallt, noch einmal grüßten sich die Waffenbrüder mit „Heil" und „Hurra", dann lief das österreichische Kommando die Reihen entlang: „Doppelreihen abfallen, rechts um, Kompagnie marsch", und stramm dröhnten die Schritte der Österreicher, wie sie an den deutschen Kameraden vorbeidefilierten. Von Reih zu Reih aber sprang der gute österreichische Soldatengruß „Servus", den die Deutschen schon längst gelernt, und immer wieder brausten die „Hurra" und „Heilrufe" empor, bis die letzten Trainwagen vorübergeknarrt waren.

An der Save

14. August 1914.

Ein Reiter kam im Galopp geritten und rief unser Regiment zu Hilfe. Sofort war Alarm und hinaus rannten wir wie wilde Teufel vor die Stadt, wo wir Schwarmlinien bildeten und auf den Feind losstürmten. Ich dachte dort einen Augenblick an meine Leute zu Hause, was die so sagen würden, wenn sie ihren Einzigen jetzt so sehen würden, da fühlte ich noch etwas vom Menschen in mir. Die Kugeln pfiffen, da fiel unser Schwarmkommandant, dessen Stellvertreter ich war. Er murmelte noch, wir sollen ihn rächen und gab mir die Hand. Weiter ging's. Jetzt dachten wir an nichts mehr und stürmten wild wie Tiere gegen den Feind. Nach dem zweiten Hurra gaben die feigen Seelen Fersengeld und setzten sich in einem großen Bauernhof fest, aus dessen Fenstern uns die Hunde ein wohlgezieltes Feuer

Digitized by Google

entgegenschickten. Ein kurzes Hurra! und unser Oberstleutnant rannte als erster die Tür ein; wir natürlich knapp nach. Jetzt warfen die Bestien die Waffen weg und verlegten sich aufs Bitten. Etwa hundert Schritte mochte ich wieder durch ein Feld gelaufen sein, als ich einen Schlag am linken Arme fühlte. Ich achtete nicht darauf; jedoch, nachdem ich noch drei bis vier Schuß abgegeben hatte, wurde mein Arm schwer und schwerer, wobei mir schon das Blut durch die Bluse sickerte. Jetzt mußte ich zurück. Ich bekam noch einen Streifschuß im Rücken und pilgerte dann dem Notspital zu. Als wir verbunden waren, kam Seine k. und k. Hoheit ins Spital und weinte, als er seine lieben . . .er so zerschossen vor sich liegen sah. Nächsten Tag wurden wir nach Ungarn transportiert.

Drei Löcher haben mir die Serben in mein Leder gemacht; viel zu wenig, um meine Haut als Sieb benutzen zu können. Unkraut verdirbt nicht! Ich bin schon wieder intakt und verlasse auf meine Bitte morgen den 5. d. das Spital, um noch eine kleine Revanche für meine Schrammen zu holen — oder aber dort zu bleiben, um zu horchen, wie das Gras wächst. Wie es eben ein Höherer für gut befindet.

Das Sterben

Sandomir in Rußland.

Nicht der Tod ist es, was die Menschen fürchten — es ist das Sterben. Ich hab' es unseren Leuten angesehen: der Tod hat für sie keine Schrecken mehr; abgestumpft gehen sie an den Leichnamen gefallener Feinde und Freunde vorbei, kaum mehr ihrer achtend, aber vor Sterbenden schaudern sie immer noch zurück, da scheint es keine Gewöhnung zu geben. Der unverwüstliche Wille zum Leben und die Abneigung gegen das Leiden machen sich immer wieder bei allen bemerkbar. Heute haben wir ein Sterben mit angesehen und mit anhören müssen, das uns sehr ergriff und manch grobem Mann die Augen feuchtete. Einen von unserm Zug hatte es getroffen, einen jungen, muntern Burschen. Er hatte eine gräßliche Verletzung erlitten. Hilfe war da nicht mehr möglich, es blieb nur übrig, ihm die Schmerzen zu lindern. Am quälendsten fühlten wir, daß der Todwunde bei Bewußtsein war. Doch litt er nicht lange. Bald senkte sich sein zerfetztes blutiges Haupt auf die zerstörte Schulter. Mühsam hoben sich die schweren, bleigrau verfärbten Liddeckel ein paarmal über den Augen. Ein ungeheuer großes Verwundern schien sich zuerst im Blick auszudrücken, dann wurden die Augäpfel glanzlos, tiefdunkel und starr. Zweimal öffnete der Sterbende den verkrampften Mund lautlos, nach dem drittenmal rief er deutlich:

Digitized by Google

„Es ist vollbracht!" — Die letzten Worte des Gekreuzigten waren auch seine letzten Worte.

Karpathenkämpfe

. . Februar 1915.

. . . Das Getöse des Schlachtfeldes, in dessen blutigstem Teile wir uns eben befinden, verdoppelt sich in der eisigen Luft. Ein Schneesturm von 30 Grad Kälte fährt über den zwei Meter hohen Schnee und türmt weiße Säulen gegen die zu unermeßlichen Wäldern gescharten bergauf und bergab wogenden Buchen und Fichten. Und der Schnee wandert fort und fort. Alle Fußstapfen sind in Rufweite hinter den Kolonnen verweht, all die vielen Tropfen roten Blutes werden von den seltsamen Wellen und Streifen feinkörnigen Schnees übersponnen, bevor sie noch erstarrt und dunkel geworden sind. Der Reiter, der seinem Vormann in Sichtweite folgt, erkennt dessen Spur nicht mehr und versinkt plötzlich mit seinem Pferde in einem zugewehten Graben. Die Geschütze brüllen mit grellem Widerhall, auf dem stahlhart gefrorenen Boden bersten die Granaten mit durchdringendem Geschmetter. Die Nächte sind sternklar, morgens geht die Sonne blutrot auf. Ehe sie zu wärmen vermag, verhüllen dichte Nebel die Luft, die in der eisigen Kälte zu großen, herrlich ausgebildeten Sternen gefrieren und mit leichtem Glockenhall durch das Sturmgetöse wandern. Dann kommt der Abend. Wie riesige Scharen singender Vögel, die den ganzen Himmel bedecken, durchfliegen die dichten Geschoßgarben der Maschinengewehre mit unabläßigem, immer lauter werdendem Pfeifen die Lüfte. Immer heftiger wird das Feuern der Geschütze und Gewehre, bis endlich die Nacht in plötzlich neugeborener Klarheit und Herrlichkeit über den hohen Gipfeln steht. Bald hier, bald dort rast sich der Lärm verzweifelter nächtlicher Angriffe aus. Dann kommt die große Stille, die zum Tode oder zu neuer Kraft führt.

Die Truppen, denen ich zugeteilt bin, sind von härtestem Stahl. Alle Vorwürfe, die ich früher den Ungarn gemacht hatte, nehme ich zurück. Soviel schweigsame Unerschütterlichkeit habe ich kaum für möglich gehalten. Am Morgen drücken sie den vielen erfrorenen Kameraden, die still neben ihnen in den schneeverwehten Laufgräben zum langen Schlaf das Haupt gesenkt haben, die Augen zu und heben unter lautem Zuruf „elsio" (vorwärts) die fast erstarrten Glieder über die Brüstung, um bis zur Brust im Schne watend den Feind anzugehen. Da und dort fällt einer ohne Schrei und Angstgebärde in den tiefen Schnee. Der nächste, der schießend an ihm vorüberkommt, hebt das Gewehr des Gefallenen auf, steckt es neben ihm in den Schnee mit dem Kolben nach oben und geht

Digitized by Google

dann frierend weiter, als ob nichts geschehen wäre. Tagelang haben sie manchmal nichts zum Essen und selbst nach erfolgreichen Stürmen müssen sie hinter aus Eis und Schnee mühsam zusammengescharrten Deckungen mit zitternden Gliedern die Nacht verbringen — die fürchterlich lange Nacht, deren Morgenrot viele nicht mehr sehen werden, da der Frost schrecklicher als die Kugeln des Feindes wirkt. So schrecklich sind diese weißen Karpathennächte, die in ihrer Sternenklarheit heller sind, als die nebelverhüllten Tage.

Fliegerleutnant Rudolf Stanger, einer der zwei Flieger, die Przemysl vor der Übergabe verließen

den 22. März 1914.

Nun sollte ich ein Schauspiel sehen, schaurig und doch von unvergleichlicher Schönheit, unendlich traurig und doch von erhabener Größe . . . Wie wenn die Besatzung der Festung nur auf unsern Abflug noch gewartet hätte, um uns zu zeigen, mit welcher Pflichterfüllung sie die letzten Befehle ausführte, begannen, als wir ungefähr 100 Meter hoch waren, Feuersäulen aus der Stadt herauszuschlagen. Da und dort und dann überall begann es zu dröhnen, zu krachen, zu bersten. Feuer und Rauch erfüllten die Luft, und Massen von Erdreich, Teile von Gebäuden und Werken flogen auf und vereinten sich zu großen Staubwolken, die sich noch nicht gelegt hatten, als schon wieder neue Garben von Rauch, Feuer, Erde und Bauwerkstrümmern emporstiegen. Ich nahm die Richtung über die Stadt und kam gerade in einer Höhe von 300 Meter über eine Brücke, als diese mit furchtbarem Krach unter uns buchstäblich in die Luft flog. Ich lüge nicht, wenn ich sage, daß einzelne Trümmer der Brücke bis zu unserm Flugzeug heraufgeschleudert wurden. Sekunden später, und zur rechten Seite unter uns zerbarst ein Pulvermagazin, dessen Explosion von noch schauerlicherer Wirkung begleitet war. Nach kurzer Zeit des Fluges über die Stadt setzte ein Gegenwind ein, der uns zwang, höher zu gehen und die Richtung gegen die äußeren Festungswerke zu nehmen. Minuten waren es, die wir da über der untergehenden Stadt weilten, und doch eine Fülle von Eindrücken, wie sie mir noch kein Erlebnis geboten hatte. Schon waren wir über den äußeren Festungswerken. Noch einen Blick zurück. Da sah ich die Stadt in ein einziges, unendlich scheinendes Feuermeer getaucht. Unter diesen Flammen, die den Morgenhimmel blutigrot färbten, starb sie die Stadt und Festung, die so lange der großen Übermacht des Gegners Trotz geboten hatte.

Digitized by Google

Die Osterschlacht in den Karpathen

. . . Wir standen 967 Meter hoch, schon seit drei Wochen. Vor uns ging es steil bergab, dann 1500 Meter Ebene, dann der San, und dann wieder steil in die Höhe. Am 20. hörten wir in der Ferne Donner rollen. Das war schwerstes Geschütz. „Bei Przemysl ist was los!" dachten wir uns, und in der Nacht gab es auch bei uns schon keine Ruhe. Der Morgen begann mit einem ziemlichen Feuer unsererseits. Die Russen, die bisher hinterm San waren, hatten sich in der Nacht vorgeschlichen und auf unserer Uferseite festgesetzt. Sogar eine Brücke gebaut! Die mußte wegeputzt werden . . . Da, auf einmal! Was war das? Ein dumpfes Dröhnen, wie weit vom Norden her; das waren keine Kanonen. Einer schaute den andern fragend an. Keiner wollte es sagen, und doch wußte es ein jeder. Endlich kommt's leise und zaghaft über die Lippen: Przemysl! Ist am Ende doch etwas geschehen! Konnten wir das nicht rechtzeitig erreichen? Ein jedes Herz zitterte. Aber selbst, wenn's gefallen ist, wir stehen fest. Sollen sie nur kommen!

Der Nachmittag verlief ruhig. Gespannteste Aufmerksamkeit wurde für die Nacht geboten . . . Leise kam der Tag herauf, schon konnte man den Fluß erkennen und auch bald dunkle Punkte in der nächsten Nähe. Sie bewegten sich auf uns zu. Die Russen schlichen sich heran und setzten sich rechts von uns an einer Berglehne fest. Gerade wollte ich feuern, da kam auch schon von unten die Meldung, die Russen seien eingebrochen. Die Infanterie mußte sich in die Häuser zurückziehen, die im Tale standen, und jetzt ging's los! Hei! Wir mit Kanonen oben, die Russen kommend, alles voller Schnee, so daß man jedes Pünktchen darauf sah. Das gab ein Arbeiten! Die Kanoniere zogen sich die Mäntel aus; Schuß auf Schuß, daß alles nur so stob. Erst wollten die Russen sich in einer Rinne verkriechen, aber die Spuren im Schnee hatten sie verraten, und nun hinein in die Löcher! Erde, Steine, Äste, Fetzen, Arme, Köpfe, Beine, alles flog nur so durch die Luft. Zehnmal mehr Russen waren dort als wir wähnten und jetzt begannen sie davonzulaufen, unsere Schrapnells hinter ihnen her. Ein wilder Tanz. 11 Uhr war's, noch ohne Frühstück waren wir, und erst jetzt nahm der Kampf, besser gesagt, die Jagd, ein Ende. Die Felder waren übersät mit Toten. Telephonisch kam eine Belobigung durch das Korpskommando, und die Hauptsache, 1400 Schuß durften wir uns wieder holen lassen für den Fall, daß es noch so einen Tanz geben sollte. Jedenfalls hatte unsere Armeeleitung bereits von dem Überfall gewußt und alle möglichen Verteidigungsmaßregeln getroffen.

Um 3 Uhr kam die Munition; ich saß gemütlich im Beobachtungs-

Digitized by Google

ſtand, da bemerkte ich einzelne Punkte, diesmal gerade vor uns, unten ſich bewegen. Ich ſchaue durchs Glas. Ich traue meinen Augen nicht. 1½ Kilometer lang Front zu uns, eine einzige lange Reihe von Ruſſen. Auf je 2 Meter ein Mann, ſo kommen ſie aufrecht dahermarſchiert, als wollten ſie ſagen: „Da ſchaut's, welche Macht kommt, ſchnell, lauft, ſonſt werdet ihr von uns niedergetreten." Hinter dieſer Reihe auf fünfzig bis ſechzig Schritte immer eine kleine Gruppe von zehn bis zwölf Mann. Dann 100 Schritte nichts, dann wieder ſolch eine Reihe, und ſo kamen ſie ſechsmal in ſolchen Reihen daher. Schon wurden die erſten von einer Feldwache angepfiffen. Einzelne fielen, macht nichts. Die anderen gehen ruhig weiter, als wäre nichts geſchehen. Ganz gegen die ſonſtige Kampfesgewohnheit der Ruſſen. Raſch unſere Geſchütze nach vorne. Es ging ſo ſteil, daß man die Kanonen bis an den Abgrund heranbringen mußte. Tragtiere zu nehmen, war keine Zeit. Die Kanonen raſch zerlegt, und die Mannſchaft und 60 Mann Infanterie ſchleppten die Geſchütze, bis zum Bauch in Schnee watend fort. Keuchend brachten ſie ſie daher, raſch aufgeſtellt, und während all der Zeit, wo das geſchah, kamen noch immer ganze Wogen von Ruſſen daher. Endlos wie das Meer ſtürzten ſie heran. Schon waren ſie um 2 Kilometer näher gekommen. Knapp vor uns, wir ſchoſſen im Anfang vom Berg mit 1500 Meter Diſtanz, alſo beinahe für Flinten nahe genug. Aber jetzt waren wir auch ſchußbereit, und die Ruſſen mitten im freien Felde, ohne Schützengraben, ohne Deckung, und jetzt hinein! Jeder Offizier zu einem Geſchütz, es gab ein wahnſinniges Gemetzel. Direkt konnten wir richten, d. h. am ſchnellſten ſchießen. Jeder Schuß warf vier bis fünf Mann hin, die andern wollten zurück. Da kam das Intereſſanteſte: Wozu waren auch je 100 bis 150 Mann 10—12 und 50—60 Schritte rückwärts aufgeſtellt? Jetzt ward das Rätſel gelöſt. Jeder, der in der Reihe zurückwollte, wurde von den rückwärtigen 12 Mann erbarmungslos niedergeſchoſſen. Ihre eigenen Leute brachten ſie um! Nur um eines Zieles willen. Durch unſere Linie, uns über den Haufen wollten ſie rennen. Mit allen, allen elendeſten Mitteln, koſte es, was es wolle. Aber wir hatten noch 1400 Schuß. Wir ſaßen ja hoch am Berg oben. Wir hatten ja modernſte Geſchütze, da nützte ſolch eine Taktik nichts. Zu Haufen ſchon lagen die Toten. Ganze Reihen wurden niedergemäht, da begann die ganze Linie der Ruſſen zu wanken. Selbſt die Henker zu zehn bis zwölf Mann, ſie reißen aus oder fallen. Alles ſtürzt nach rückwärts, hinterm San das Heil ſuchend.

Da, was iſt das? Die Odrytbatterie, das war eine ruſſiſche Batterie, die uns gegenüber auf 500 bis 600 Meter am Berge oben ſtand und mit der wir des öfteren Grüße austauſchten, begann auf einmal zu ſchießen.

Digitized by Google

Aber nicht auf uns, nein, in die zurückgehenden eigenen Truppen haute sie hinein. Im ersten Moment glaubten wir, es sei ein Irrtum der Russen, aber wieder und wieder sahen wir ihre weißen Wölkchen über den weichenden Russen, und wir dazu, das war ein fürchterliches Schlachten. Und warum schossen sie in die Eigenen? Um sie am Zurückgehen zu hindern, um sie aufzuhalten, um sie wieder gegen uns vorzutreiben. Aber selbst dieses grausamste Mittel versagte. Der dichte, regellose Knäuel schob sich, immer kleiner werdend, eine breite Straße, Tote und Verwundete zurücklassend, immer weiter von uns weg; als sie den San erreichten, war nahezu alles vernichtet. Was übrig blieb, sprang in den San. Bis zur Brust watcten sie im Eiswasser. Die Brücke war längst wieder zerschossen. So endete der Angriff nach vierstündigem Gefecht. Wie es auf unserer Seite zuging, ist einfach nicht zu schildern. Bei jedem großen Treffer brüllten die Kanoniere vor Freude, einer rief dem andern vor Freude immer zu, einer spornte den andern an. Die Röcke wurden ausgezogen, die Hemdsärmel hinaufgewickelt, und obwohl hier und da auch eine Kugel zu uns heraufpfiff, so ging es doch so lustig zu, als wäre es auf einem Jahrmarkt oder bei einem Tanzfest.

Der Abend kam, buchstäblich Tausende von toten Russen lagen vor uns. Ruhiger wurde es; nur das Stöhnen der Verwundeten drang herauf. Die Russen halfen nicht. Wir konnten nicht, denn die Odrytbatterie schoß auch auf die Sanität. Die ganze Nacht wurde gewacht. Wo sich was rührte, wurde es unter Feuer genommen, und als der Morgen kam, waren die Russen wieder da! Wieder wie gestern! Über ihre eigenen Toten stiegen sie hinweg im Morgengrauen und stiegen gegen uns an. Wieder derselbe Tanz. Wieder Tausende von Toten. Wieder Ruhe, nachdem alles zerschmettert war. Gefangene Offiziere erklärten, am Vortage hätten wir in dem kleinen Abschnitt vier ganze Regimenter zerschossen! In der Nacht wurden sie durch vier neue ersetzt, und die waren wieder total vernichtet. Da kam eine ganze Division von Przemysl ins Gefecht, auch die mußte sich zurückziehen! Der gefangene Offizier war von dieser Division. Er erzählte Schaudergeschichten. Der General selbst wollte nicht glauben, wie wir gewütet hatten.

Und doch! In der Nacht kamen schon wieder neue Truppen. Die Unseren am Hang vor uns mußten zu uns herauf. Wir konnten nicht mehr schießen, es ging zu steil nach vorn. Also in die rückwärtsgelegene Aufnahmestellung. Der Abend begann. Wir packten auf und marschierten im hohen Schnee.

3 Kilometer weiter rückwärts stellten wir uns auf, alles war vorbereitet. Der Morgen graute, und von neuem ging es los. Wieder so

Digitized by Google

wie bisher. Einfach ein Gemetzel! Erst am vierten Tag gelang es den Russen, die Höhe zu erreichen, auf der wir gestanden hatten. Jetzt ging es Tag und Nacht ununterbrochen. Eingeschossen waren wir. Mit der Infanterie hatten wir bis ganz nach vorne telephonische Verbindung, und so wurde Tag und Nacht geschossen. Sieben Tage und acht Nächte ging es ununterbrochen. Da das niemand aushalten konnte, teilten wir den Dienst in eine Tag- und Nachtschicht. Schnee war noch meterhoch, hier und da ein wenig Sonne. Dann sogar eine Lerche, also der Frühling doch im Anzuge. Ein hergerichteter Schafstall, ohne Dach, so schleppten wir aus dem Dorfe Bretter daher. Der Wind pfiff durch alle Löcher, und doch schliefen wir, wenn abgelöst, wie die Könige. 5 Meter seitwärts von mir stand die Kanone, und am Morgen, als ich erwachte, meinte ich, Gott sei Dank, die erste ruhige Nacht ohne Kampf. Mit lautem Lachen wurde ich begrüßt ob meines guten Schlafes, denn nicht weniger als 180 Schuß wurden während der Nacht abgegeben, und nicht ein einziger hatte mich geweckt. Freilich, vier Tage und Nächte hatte ich schon schlaflos hinter mir.

Noch drei Tage ging es so. Wir schliefen mit dem Telephon am Ohr. Fortwährend wurde geschossen, fortwährend kam neue Munition. Lauter Granaten, und das war gut. Vor uns war eine tiefe Mulde, eng, nur durch die konnten die Russen heran. Buchen standen drin und lauter Felsboden, und da denkt Euch, wenn nachts die Meldung kam, Russen sammeln sich in der Mulde. Granaten, immer zu vier auf einmal sausten in das Loch hinein. Ein Blitzen, ein Krachen, ein Dröhnen kam aus dem Tal zu uns zurück, und die Russen liefen, so weit sie nur konnten. Die Gefangenen bezeichneten das Tal als Teufelskessel, und doch wurden sie durch ihre Offiziere jede Nacht wieder hineingetrieben. Aber kaum waren sie drinnen, so ging es von uns wieder los, als stürze der Himmel ein. So hielten wir es bis zum Karfreitag. Der Widerstand der Russen war ziemlich gebrochen. Wenn man von einer halben Million Verluste auf seiten der Russen spricht, so ist das nicht übertrieben. Die russischen Generale haben eine schwere Sündenschuld auf sich geladen. Sie haben ihre Truppen buchstäblich auf die Schlachtbank getrieben, und ich bin sicher, daß diese große Schlacht der Todesstoß für die Russen war, denn jetzt haben sie ihre Kräfte verzettelt. Dazu Tauwetter, dazu nicht genügend Leute, um ihre Hunderttausend von Toten zu begraben, dazu Seuchen aller Art, nein, nein, das hält niemand aus. Und die Karpathenschlacht hat uns um Monate dem Frieden nähergebracht.

Digitized by Google

Der Durchbruch in Galizien

Ihr wißt gar nicht, wie gewaltig die Durchbruchskämpfe waren. Grausam! Die Hölle! Und doch so schön! Wie wir den Feind besiegten, ihn vor uns hertrieben! Ein Jauchzen! Jeder Schritt ein Stück liebes Österreich wiedergewonnen, der Feind zurückgedrängt von Haus und Herd unserer teuren Lieben, die auf uns stolz sein werden. Die Kaiserjäger brachen als die ersten durch. Rechts von uns die dritte Division, anschließend das erste deutsche Gardekorps über Gorlice. Vor uns lagen die schwersten steilen Höhen, direkt Zuckerhüte mit vierfachen Stellungen, vom Feinde befestigt und scheinbar uneinnehmbar. Wohl zehnmal bin ich hart am Tode vorbeigekommen. Nur einiges will ich schildern. Nachts vom 1. auf den 2. Mai arbeiteten wir uns aus unseren Stellungen gegen die feindlichen Befestigungen vor. Vor uns Pioniere mit unseren Patrouillen, welche die feindlichen Drahtverhaue sprengen sollten. Zuerst kam es zum Geplänkel mit feindlichen Feldwachen, von denen wir einen Teil gefangen nahmen. Da wurden wir aber auch schon mit einem Kugelhagel überschüttet. Der Mond stand am Himmel. Unsere Artillerie setzte ein, und als wir uns 150 Schritt vor dem Feinde eingenistet hatten, gingen die Geschosse unserer Batterien über unsere Köpfe hinweg. Der Luftdruck unserer 30,5 warf uns beinahe um. Hinter uns standen 80 Geschütze, wovon jede leichte Batterie und die 15-Zentimeter-Haubitzen, wie nachher festgestellt wurde, mit sechs Geschützen, in vier Stunden der Artillerievorbereitung an 1500 Schüsse abgaben. Die 24er Mörser feuerten 850 Schüsse, die 30,5er gaben 40 Schüsse ab. Die Summe der Explosionen, die Lufterschütterungen waren wie ein Erdbeben des jüngsten Gerichtes. Man kann sich das auch nicht annähernd vorstellen, wenn man nicht dabei war. Um ½7 Uhr früh gingen die Tiroler den Berg hinan, von einem fürchterlichen Kugelregen empfangen. Frontal starkes Gewehrfeuer mit Salven, plötzlich von beiden Seiten Flankenfeuer aus fünf Maschinengewehren. Ich stand, vielmehr lag mit meiner Kompagnie inmitten des Feuerbereichs. Viermal in Intervallen von ungefähr zehn Minuten erneuerten wir den Sturmangriff. Meine Leute dampften vor Hitze und Erregung und ich mußte sie verschnaufen lassen. Dann ein neuerlicher Sturmangriff. Rechts und links fielen die Braven, von feindlichen Kugeln getroffen. Ein Augenblick des Gedenkens an die Teuren daheim. Dann los! Ein Jäger reicht mir unwillkürlich die Hand. Im selben Augenblick zerschmettert ihm eine Kugel den Kopf. Da packt einen eine Art Raserei, ein Druck legt sich auf das Hinterhaupt, das Gehirn ballt sich zusammen wie ein Feuerherd und mit Hurra! Hurra! geht es im Sturmlauf hinauf

auf die Höhe. Herrlich für den Offizier, seine wackeren Leute so zu sehen! Was ich selbst dabei empfunden habe? Ich weiß es nicht. Nur das eine: Hinaufkommen oder nie mehr zurück! Und dann ein Blick auf die Tiroler. Helden waren es, die dreißig Schritt vor dem Feuerkrater unter die Drahtverhaue krochen, dieselben hochstemmten, damit die Kameraden durch können. Teilweise rissen wir die Pflöcke aus. Da kamen vom Feinde die Handgranaten geflogen mit ihrer fürchterlichen zersetzenden Wirkung. Meine Ordonnanz neben mir fühlte ich glatt wegfliegen. Und dann der Nahkampf. Zum Teil kamen die Russen schon aus ihren Deckungen mit erhobenen Armen herausgelaufen. Sie liefen uns entgegen, durch meine Reihe durch in die von ihnen so ersehnte Gefangenschaft. Schießend stürme ich weiter, meine Leute hauen mit dem Gewehrkolben drein und so schwingen wir uns auf den Wall, hinter dem sich die Russen befinden. Unsere Artilleriewirkung! Auf den Leichen ihrer Kameraden stehen die Verteidiger, doch nach und nach heben sich ihre unbewaffneten Hände, Einige setzen sich noch zur Wehr. Ein baumlanger Tscherkesse springt auf mich los und holt zum Bajonettstich aus, meine Pistole versagt, ein Jäger fällt dem Angreifer in den Arm und mein inzwischen erhobener Karabinerkolben saust auf ihn nieder, trifft aber nicht das Gewehr, sondern den Schädel, der mit einem eigentümlichen Knacken bricht. Ein entsetzliches Gefühl! Der erste Feind, den ich erschlagen habe. Erschossen schon viele, aber so! Das ist Selbsterhaltungstrieb in der Notwehr.

Im weiteren Verlauf des Tages und in der folgenden Nacht erfolgten ununterbrochene Gegenangriffe der Russen, welche die genommenen Stellungen wieder zurückerobern wollten. Immer wieder Flankenfeuer. Am 3. Mai neuerliche Sturmangriffe von unserer Seite, nun schon den dritten Tag in höchster Spannung aller Körperkräfte und der Nerven, ohne ein Auge zu schließen, immer im Feuer und in Gefahr. So wurde der Feind geworfen.

Die Befreiung Lembergs

Von einem Hügel aus sahen wir Lemberg unten liegen, sahen die vielen Kirchtürme ragen und im Sonnenglanze funkeln, hier und da brannte es sogar. Russen hatten irgendwo angezündet. Wohl, Eile tat not und äußerste Anstrengung, um den Feind zu werfen und der bangenden Stadt die Befreiung zu bringen. Heiß ging's her, zwei Tage und Nächte lang. Menage in den Abendstunden, denn der Russe schoß gut, mit Vorliebe mit den verheerenden Einschußpatronen, und seine Kosakenbatterien mit ihrem kurzen Brüllen waren auch nicht zu verachten, dazu die vorzüglichen Stellungen und weite Drahtverhaue. Bei uns aber war

Digitized by Google

Begeisterung, Mut und Ausdauer, und als zum Schlusse die 30,5-Zentimeter orkanartig über unsere Köpfe zu den Russen hinüberbrüllten und die festesten Drahtverhaue und spanischen Reiter zerrissen, da waren die Russen sturmreif. Und gestürmt ward am Dienstag, den 22. Juni, das Werk Rzesna fiel in unsere Hände, der Weg nach Lemberg war frei. Im Generalstabsberichte vom nächsten Tage wurde diese Tat der Wiener Landwehr ganz besonders herausgestrichen.

In den Nachmittagsstunden kam der mir unvergeßliche Durchzug in der befreiten Stadt. Bis an die Lisiere der Vororte kamen uns die Leute entgegen, Judenkinder mit Fähnlein und den Bildern des Kaisers, uns zuwinkend und grüßend. Und stärker war das Brausen und größer der Jubel, als wir der Stadt zu zogen. Fahnen, die alten herrlichen Farben überall, Blumen auf den Balkonen und Blumen regnete es auf uns nieder. „Zivia, Zivia, Heil unseren Befreiern, hoch die tapferen Soldaten!" Lebehochs auf Deutschland, auch türkische Fahnen wehten nieder. Fast nimmer weiter konnten wir, so groß war das Gedränge. Jeder wollte geben und spenden. Brot, Schokolade, Himbeersaft, Rauchwerk, all' das mußten wir nehmen, und wenn auch alle Säcke schon voll waren. Schöne Frauen boten die Gaben dar. Die weite Menge im Festkleid, weißgekleidete Mädchen, Polinnen, Jüdinnen. Und manche davon so begeistert und freudig, daß es Küsse regnete. Dann wieder Polen, „Zivia, Zivia" schreiend. Kurz, überall maßloser Jubel und Begeisterung, denn der Erbfeind war fort und wird nicht mehr kommen.

Aus dem Görzischen

4. August 1915.

Obwohl es erst 8 Uhr früh ist, schwitze ich schon gehörig. Ich liege unter einer mächtigen Eiche, vielleicht der größten, die ich je gesehen habe, und meine Gedanken träumen von der Heimat. . . Ich sah schon viele Weingärten und Feigenbäume. Überall wuchert hier üppiges Grün, aus welchem Gehöfte und herrschaftliche Landhäuser freundlichst hervorlugen. Die südländische Bauart hat für mein Auge einen besonderen Reiz. Die kleinen Kirchen mit den eigenartigen Glockentürmen, halbverfallenen Mauern, Toreinfahrten, von Efeu umrankt, wie vieles fordert einen hier heraus, den Bleistift in die Hand zu nehmen und zu zeichnen. Tausend neue Eindrücke erlebte ich in wenigen Stunden. Alles ist hier so fremd und schön! Ich habe mir zu dem alten Steintisch unter der Eiche einen primitiven Sitz gesucht und meine Blicke wandern fortwährend hinaus in die herrliche Landschaft. Wie wunderbar, könnte man sie im Frieden genießen! Aber so!! — Ferner Kanonendonner dröhnt herüber.

Digitized by Google

Manchmal wird er ärger und man hat den Eindruck, wie wenn ungeübte Dreſcher auf der Tenne bei der Arbeit wären. Heiße Tage werden nun kommen. Wir ſind vom glühenden Mute beſeelt. In der Luft ſchweben Feſſelballone und Aeroplane ſurren über unſere Köpfe. Seid nicht beſorgt um mich! Ich bin ſtolz, an einem Ereigniſſe teilnehmen zu können, das Öſterreich zum ewigen Ruhm gereichen wird. Große Erlebniſſe harren unſer. Ich gehe mit Gottvertrauen neuen ſchweren Kämpfen entgegen. Der Sieg muß unſer ſein.

An der italieniſchen Front

9. Oktober 1915.

Ein prachtvoll ſchöner Wintermorgen war es. Der Himmel ſtahlblau, Rauhreif glitzerte auf der ½ Meter hohen Schneedecke. 1½ Stunden ſtiegen wir in weitem Bogen über den ſanft geneigten Gletſcher. Oben angelangt, hielten wir auf einem der Gratzacken Umſchau. Es galt feſtzuſtellen, ob die Fortſetzung des Grates noch immer von den Kazelloten beſetzt wäre. Still und friedlich dehnte ſich eine Bergkette hinter der andern, ſonnenübergoſſen bis in weite Ferne. Plötzlich ein ſcharfer Knall, Oberleutnant B. zeigte noch den Fehler an, dann drückten wir uns aber hinter die Felſen, denn ein Schuß folgte dem andern. Unſere Aufgabe war gelöſt. Ich hab noch geſchwind hinüberphotographiert, dann die Felle herunter und Schuß über den prachtvollen Gletſcher, daß der Pulverſchnee ſtäubte. Am nächſten Tag wurde der italieniſche Poſten heruntergeputzt. Weiter unten warteten wir zuſammen. Auf einmal wieder das bekannte ſcharfe Knallen von links oben. Die Lumpen ſchoſſen wieder. Den Scherz können ſie ſich immer leiſten. Ein Sprung nach links in den Hang und ſchon geht's dahin. So eine „Schuß"-Fahrt iſt ein ganz beſonderes Vergnügen. Im Nu ſind wir unten hinter einigen Feisblöcken. Gleich fängt unſere Maſchine an zu bellen, daß das Echo von den Bergwänden rauſcht, ein dumpfer Krach, unſer Artilleriſt meldet ſich auch und das erſte Schrapnell platzt oben am Kamm. Augenblicklich hören die Italiener auf. Noch ein paar Schuß von unſerer Seite und raſch, wie der ganze Teufelsſpuk gekommen, iſt alles wieder vorbei. — Es iſt wieder der friedliche Wintertag wie zuvor und wir gleiten, ſtillvergnügt über die gelungene Fahrt, unſerer Hütte zu.

Digitized by Google

Aus der Türkei

Der 18. März in den Dardanellen

Eine Rauchsäule aus den Schornsteinen eines feindlichen Schiffes. Zwei zähle ich, mehr kommen, fünf, sechs, noch mehr. Zwei Mastspitzen, sechs, acht, zehn, noch mehr, immer mehr. Ein Rumpf hebt sich nun aus dem graudunstigen Äther ab, drei Schiffe, fünf, mehr, zehn und noch mehr. Der Entfernungsmesser zeigt an: Vorderstes Schiff 20 000 Meter; die Entfernung verringert sich, 18 000, 17 000 Meter. Da, nun ist's da. Ein Blitz aus dem schweren Geschütz eines schweren Linienschiffes; nach etwa 30 Sekunden im Gebirge ein Aufschlag, Rauch, eine Erdsäule, dann der Knall des Schusses bei uns, nein, kein Knall, ein dumpfes Rollen und Zittern, ein todesbanges, schweres Schüttern. Und dann. Aus dem Rohr des Schiffes zucken die kurzen, feurigen Blitze, rasselt das Eisen nach unseren Batterien zu beiden Seiten der Dardanelleneinfahrt. Andere Schiffe fallen ein, dann alle; und nun antworten auch unsere Batterien und schleudern einen fürchterlichen Eisenhagel gegen die auf dem Wasser schwimmenden lebenden Ziele, die englisch-französischen Kriegsschiffe, deren Zahl nunmehr sechzehn beträgt, und die aus 500 Geschützen ihre Geschosse auf uns werfen. 16 000 Meter gibt der Entfernungsmesser als Abstand eines englischen Riesenschiffes von unserer Batterie „Hamidié" an, der „Queen Elisabeth", eines Giganten an Kampfkraft und Armierung. Da, ein Feuerblitz aus einem ihrer Kaliber 38-Zentimeter-Rohre zuckt auf meine Batterie zu. Nun steh uns Gott bei, der gilt uns. Ein wahnsinniges Krachen, Bersten von Mauern, Gestein, eine turmhohe Erdsäule belehren uns, daß diese Geschosse ganze Arbeit machen. An die Mauern unserer Traversen gepreßt stehen wir da und warten, da unsere Geschütze nicht so weit schießen können. Nun dieses Rollen und Sausen in der Luft. Rechts und links von den Dardanellen, im Gebirge, liegt schwerer Pulverdampf, aus dem gräuliche, strohgelbe, rötliche Blitze in furchtbar schneller Reihenfolge zucken. Bis 6 Uhr in der Regel, bis Eintritt der Dämmerung tobt meistens der Kampf. Ein scharfes Rufen, ein stahlhartes Kommando ertönt: „An die Geschütze". Kein Mensch kann die Wucht dieses Kommandos erfassen. Ein kurzes Gebet: „Du Vater im Himmel führe mich nach deinem Ratschluß und schütze mein Liebstes zu Hause" und ich habe abgeschlossen; ich bin bereit. Und jetzt: Kommando: Entfernung, Richtung auf jenes Schiff, mit Panzer-

Digitized by Google

sprenggranaten geladen. Fertig, Feuer! Raus fährt das viele Zentner schwere Geschoß aus dem Rohr. Hurra, Treffer, schwefliger, dunkler Rauch steigt auf dem „Bouvet", einem französischen Linienschiff, auf; schnell, geladen, Feuer! Aus guten Rohren faucht das Eisen in das todgeweihte Schiff. Unsere Schwesterbatterie fällt ein, schießt mit. Da fährt ein Schuß aus einem unserer Kaliber 35-Zentimeter-Geschütze dem „Bouvet" in den Kiel. Das Schiff sinkt. In weniger als zwei Minuten ist das mächtige Linienschiff unter der Wasseroberfläche verschwunden, mit ihm die gesamte Besatzung, 5 Offiziere und 20 Matrosen wurden gerettet. Trotz des furchtbaren Ernstes finden wir Zeit zu drei ehrlichen Hurras. Links sendet uns das englische Linienschiff „Irresistible" seine 38,5-Zentimeter-Geschosse. Rasch folgt die Abrechnung. Wir jagen ihm aus vielen Rohren die todspeienden Eisenklumpen in den Riesenleib. Schwere Aufschläge auf dem Panzer, auf Deck, in den Maschinenräumen. Der „Irresistible" liegt, todwund, unbeweglich, für den Meeresgrund bestimmt, er kann nicht mehr feuern. Ein Torpedobootszerstörer kommt ihm zu Hilfe; ½8 Uhr abends sinkt „Irresistible". Feuer auf ein anderes Schiff: Der „Ozean" liegt mundgerecht, 10 Minuten brauchen wir, dann ist er zerfetzt. Er wird weggeschleppt, sinkt jedoch noch innerhalb der Dardanellen. Dem „Inflexible" schaffen wir 160 Tote, er wird ins Ägäische Meer geschleppt. Feuer, weiter feuern! Der „Goulois" ist noch greifbar. Er fühlt unsere Stahlbrocken. Todwund schleicht er davon. Der „Charlemagne" geht schwer beschädigt weg. Die „Queen Elisabeth" erhält fünf Haubitztreffer. Schwächer wird das Feuer, matter, es setzt bald ganz aus. Die feindliche Flotte kämpft auf dem Rückzuge den Verzweiflungskampf; was nicht gesunken ist, erreicht die Einfahrt und fährt in den sicheren Hafen nach Tenedos. ½6 Uhr abends. Der Tag ist gewonnen.

Brief der Mutter eines gefallenen Helden

(Aus der türkischen Zeitung „Teswiri Efkiar" vom 12. November 1915.)

Wir begnügen uns, ohne jeglichen Zusatz den folgenden Brief als einen Beweis für die hohen patriotischen Gefühle der islamischen Frauenwelt hier einzurücken: Zur Erklärung bemerken wir, daß Frau Münire in Damaskus, Mutter des Ali Haidar Ben Riza Effendi, Führers der 4. Kompagnie des 1. Bataillons im . . . Regiment in Tschanak Kale durch eine von dem Vertreter des Höchstkommandierenden unterzeichnete Mitteilung Kunde von dem Glaubenstode ihres Sohnes erhalten hatte. Sie richtete an den Pascha die folgende Antwort:

Digitized by Google

„Im Namen Gottes, des Allerbarmers, von dem wir Hilfe erbitten!

Wir gaben Dir einen klaren Sieg!

Hilfe von Gott und naher Sieg und künde den Gläubigen frohe Botschaft (O Mohammed!).

An Seine Exzellenz Enver Pascha, Vertreter des Höchstkommandierenden des siegreichen Osmanischen Heeres.

Exzellenz!

Die Nachricht, daß mein Sohn Ali Haidar Effendi Ben Riza Effendi, Führer der 4. Kompagnie des 1. Bataillons des . . . Regiments, am 26. Juli 1331 (8. August 1915) an dem Platze Seddil Bahr Kalley Syrt die hohe Stufe des Glaubenstodes erreicht hat, ist in meine ehrfurchtsvollen Hände gelangt. Da ich die Mutter eines gefallenen Glaubenskämpfers bin, bin ich stolz auf die beständigen Erfolge unseres ruhmreichen Heeres, das die wahre Familie meines Sohnes und unserer edlen Nation ist. Indem ich beständig bete für die weiteren und größeren Erfolge unserer Brüder und Söhne im Heere, die durch ihren Eifer für die Ehre und Erhöhung des Vaterlandes die Welt in Staunen setzen, bringe ich die ehrfurchtsvolle Verehrung zum Ausdruck, die ich Ihnen für die aufrichtige Fürsorge um alle in Ihrer Obhut stehenden Personen schulde.

Den 9. Oktober 1331 (22. Oktober 1915).

Die Mutter des seligen Ali Haidar Effendi
Münire.

Frauendienst

(Aus der türkischen Zeitung „Tanin", Nr. 2380, vom 3. August 1915.)

Bekir Sidki Effendi, Tschawusch im . . . Regiment, war in den Gallipoli-Kämpfen verwundet, in dem Krankenhause des Lehrerinnen-Seminars in Tschapa gepflegt worden und hatte sich nach der Genesung sofort wieder zu seiner Truppe begeben. Von dort richtete er an die Leiterin des Seminars einen Brief, in welchem er seinen tiefen Empfindungen Ausdruck gibt, und von dem wir einen Teil unseren Lesern mitteilen. Der junge Tschawusch, der tagelang Zeuge des treuen Dienstes dieser Frauen gewesen ist, gibt darin seiner Überzeugung Ausdruck, wie es unter diesen Umständen mit dem Vaterlande vorwärts gehen werde. Er schreibt: „Ich bin glücklich, diesen Brief an Sie richten zu können. Ich habe gekämpft, um aus Liebe zum Vaterland das Leben zu opfern. Ich wurde verwundet. Durch Ihre liebevollen mütterlichen und schwester-

lichen Bemühungen bin ich schnell wieder gesund geworden. So glücklich mich der Sieg im Hinblick auf das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes gemacht hat, so sehr haben der Eifer und das Mitgefühl unserer Frauen, die ich in ganz Stambul und in dem Krankenhause gefunden habe, meiner Hoffnung Kraft gegeben. Mit diesem Briefe will ich Euch, Ihr Mütter und Schwestern, die Ihr noch eifriger, tapferer und patriotischer seid als wir, meinen Dank darbringen. Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, daß mein Blut, das durch Eure mildtätigen und gesegneten Hände vor der völligen Dahingabe gerettet wurde, den Boden des Vaterlandes tränke!"

Ein bulgarischer Feldpostbrief

Wir lagen beim Dorfe Planinitza, südöstlich von Zaribrod, in einem Tale gut gedeckt vor den 3 Kilometer entfernten serbischen Stellungen in Biwak. Es gießt in Strömen. In den Zelten ist es kalt. Die Soldaten sammeln aus eigenem Antrieb Brennholz im Walde. Es wird Feuer in den Zelten gemacht, man setzt sich in Gruppen herum und es werden Zigaretten geraucht. Der Feldwebel gibt Befehl, das Essen aus der Küche zu holen. Jeder macht in seiner Art Bemerkungen über dieses nächtliche Essen. Noch hatte sich der letzte nicht ausgesprochen, da ertönte wieder die Stimme des Feldwebels: „Zelte abbrechen, zum Gefecht fertig machen!" Im Augenblick waren alle fertig. Kurz darauf erschien der Bataillonskommandeur. Er musterte uns aufmerksam und hielt sein Pferd vor dem Bataillon an. Wir alle warteten mit Ungeduld, Neues zu hören. Er sagte:

„Soldaten! Gestern war ein Erinnerungstag des Regiments. Ich beglückwünsche euch zu dem hohen Ehrentage, dem Tage, wo ihr bei Seliolu (bei Adrianopel) siegreich hervorgingt. Heute sind wir berufen, gegen die Serben zu kämpfen und der Geschichte unseres Regiments noch eine glänzende Seite hinzuzufügen. Ich zweifle nicht, daß ihr die Hoffnungen rechtfertigen werdet, die unsere Führer, der Zar und das Vaterland, auf euch setzen. Mögen wir bis zum letzten Manne sterben, aber unsere Pflichten als Soldaten erfüllen wir!"

Ein kräftiges Hurra donnerte zum gegenüberliegenden Gebirg. Der Bataillonskommandeur teilte uns mit, daß wir gegen die Drenowa Glawa vorgehen würden, vor dem sich in 1½—2 Kilometer Entfernung der Draganow Wrch (Hügel) erhebt, der noch heute unter unserm Druck

Digitized by Google

fallen müsse, um die Stellung der Serben auf der Drenowa Glawa zu erschüttern.

Wir gingen vor. Nur der, der mit eigenen Augen unsern Marsch gesehen hat, hat eine klare Vorstellung hiervon. Als ob man nicht in einen Kampf zog, sondern zu irgendeinem Feste, zu einem Trinkgelage. Wir erreichten in Kürze das Dorf Drejane und die Begeisterung wuchs; Frauen, Kinder und Greise begrüßten uns. Die Serben stehen oben auf den Höhen. Schnell erkletterten wir die Höhen, und kaum waren wir auf der Mitte des Hangs eröffneten die serbischen Patrouillen Gewehrfeuer. „Glückauf!" rief die Mehrzahl der Soldaten und bekreuzigte sich. Die Kompagnie löste sich in Schützenlinien auf. Die Zugführer schickten Patrouillen ab, um die Stellungen der Serben zu erkunden und um die Verbindung mit den übrigen Zügen herzustellen. Die Mannschaften legten sich auf die Steine. Als Patrouillen werden stets Freiwillige genommen. Als erster aus meiner Abteilung ging ein junger, immer schweigsamer Bauernbursche namens Kolio fort. Nie habe ich ihn von irgendwelchen Taten aus den vergangenen Kriegen sprechen hören, aber später hörte ich von andern Soldaten, daß er schon zweimal verwundet war. Noch sieben bis acht andere Freiwillige treten vor, wurden aber zurückgeschickt, da man nur je einen aus jeder Abteilung brauchte. Nach 15 Minuten hörten wir heftiges Gewehrfeuer. Die Kugeln pfiffen um uns, schlugen vor uns in den Boden ein oder flogen weit über uns hinweg. Bald darauf wird Kolio sichtbar, atemlos, schweißtriefend. Er meldet dem Zugführer, daß die Serben ungefähr 600 Schritte vor uns liegen und daß die übrigen Kompagnien links und rechts schon sehr weit vorgekommen sind; die andern Gefechtspatrouillen hätten das Feuer auf die Serben eröffnet und warteten auf die Kompagnie. Zugweise ging es vorwärts. Die Serben eröffneten sogleich ein mörderisches Feuer. Ihre Maschinengewehre fingen ebenfalls zu knattern an. Die Kanonen donnerten und die Schrapnelle platzten ungefähr 80 Schritte hinter uns. Unsere Artillerie antwortete, zuerst die Gebirgsartillerie, dann die Feldartillerie, schließlich Haubitzen und schwere Geschütze. Serbische und bulgarische Granaten sausten über uns hinweg. Das Gebirge hallte wider. Kaum hörte man die Stimme des Zugführers: „Köpfe herunter! Nicht aufstehen! Niemand soll schießen!" Das Feuer verstärkte sich. Eine Hölle von Blei und Granaten. Ein gewisser Gantscho vom zweiten Zuge geht, um zu sehen, ob eine Granate, die 50 Schritte von uns einschlug, ein großes Loch aufgewühlt hat. Alle Leute rufen ihm zu, zurückzubleiben, aber er geht und kommt mit den Worten zurück: „Sehr groß, Donnerwetter. .."

Digitized by Google

Der Kompagnieführer wandte sich uns zu und erklärte, daß sich ungefähr 70 Schritte vor uns eine kahle Schlucht befände, die wir mit Blitzesschnelle durchqueren müßten, ohne eine Patrone zu verschießen. Unter heftigem Gewehr- und Schrapnellfeuer gingen wir durch die Schlucht. Hier fiel das erste Opfer des heutigen Kampfes. Die Sanitätssoldaten zeichneten sogleich seinen Namen auf, prüften alle seine Papiere und stellten die Geldsumme fest, die er bei sich führte. Bevor er begraben wurde, näherte sich ein Offizier, kniete bei ihm nieder, nahm seine Mütze ab und sprach laut folgende Worte:

„Teurer Held! Du bist das erste Opfer, aber du wirst nicht das letzte in diesem heiligen Kampfe sein. Vielleicht werden auch deine Kameraden zu dir kommen. Ich bitte dich, daß ihr, du und, die dir folgen werden, von oben herabseht, wie wir euch rächen werden. Ruhe Deiner Asche! Gott verzeihe dir!"

Der Offizier wandte sich an die Soldaten und sagte mit trockener Stimme: „Soldaten! Auf zur Rache!" Die Schlacht ist in vollem Gange. Wir sind am Abhang des Draganow Wrch, er liegt 600 Schritte vor uns. Die Höhe ist felsig und kahl. Hinter ihr erblickt man klar die Drenowa Glawa mit Schützengräben und Drahtverhauen. Unsere Artillerie eröffnet ein mörderisches Feuer und die Granaten fliegen singend über uns hinweg. Auf jedem Gesicht leuchtet Zufriedenheit über das Feuer unserer Artillerie. Ein Witzbold in unserer Mitte erklärte eben, daß man selbst bei der reichsten Hochzeit nicht einen derartigen Donner gehört hätte [bei bulgarischen Bauernhochzeiten ist es üblich zu schießen]. Zwei serbische Granaten platzen in unserer Mitte, wunderbarerweise ohne ein Opfer zu fordern. — „Wir werden jetzt die Erbschaft zu teilen beginnen" — rief derselbe Spaßmacher dazwischen. — „Von was für einer Erbschaft sprichst du?" — „Auf alle von uns fällt ein Teil Erde — 1 : 2 Meter. Unser Freund unten hat schon sein Teil . . ." „Seitengewehr aufpflanzen!" — erscholl der Befehl des Kompagnieführers. Kaum hatte er geendet, ertönte hinter uns im Gebüsch die Musik „Schäume Maritza" [die bulgarische Nationalhymne] — „Auf marsch!" schrie der Kompagnieführer, indem er seine Mütze schwenkte und der Kompagnie voranstürmte. Ein Hurra durchschnitt die Luft. Die serbischen Granaten schlugen ein und rissen ganze Felsstücke los. Die Musik war nicht mehr zu hören vor dem Getöse der Granaten, vor dem Gewehrfeuer rechts und links und vor dem kräftigen Hurra. Unsere vorderste Linie hatte die bulgarische Fahne auf dem ersten serbischen Schützengraben aufgepflanzt, damit unsere Artillerie zu schießen aufhöre. Sie meldeten laut schreiend, daß die Serben fliehen, aber niemand hörte auf sie. Die Leute stürmten in den Schützengraben

Digitized by Google

hinein und, als sie bemerkten, daß er geräumt war, betrachteten sie ihn und wunderten sich über seine Anlage. Es wurde sogleich den Gefechtspatrouillen der Befehl gegeben, gegen die Drenowa Glawa vorzugehen, das bei dem eroberten Draganow Wrch beginnt, die Kompagnie sollte sich in den Schützengräben verbergen. Eine zweite Patrouille meldete bald darauf, daß die Serben panikartig flöhen, da sie Patronenkisten, Tornister, Säcke mit Brot, Bomben usw. zurückgelassen hätten, und brachte als Beweis einen Sack serbischen Tabaks mit. Ferner meldete er, daß er einen mit serbischen Leichen angefüllten Schützengraben gesehen hätte. Nach seinen Aussagen haben sich die Serben zwei Kilometer weit zurückgezogen und den Abhang der Drenowa Glawa geräumt. Es dämmerte. Als die Artillerie nachts über schwieg, hörte man weithin das Plaudern der Soldaten. Der Tag graute. Ein undurchdringlicher Nebel bedeckte die Gebirgshöhen sowie die Drenowa Glawa. Der Nebel hinderte unsere Artillerie, auf die serbische zu schießen, die nicht weit von uns stand und uns mit einem schrecklichen Feuer überschüttete. Die Schrapnelle platzten über uns, es gab viele Verwundete. Auch ich wurde verwundet. Ich drehte mich um. Neben mir stand einer der ersten Verwundeten. Er hatte seine Tabakpfeife im Schützengraben vergessen und war bereits 1½ Kilometer bis zum nächsten Verbandsplatz gegangen, wo er erst den Verlust seiner Pfeife bemerkt hatte. Nun war er zurückgekommen und hatte sie sich mitten im stärksten Kugelregen aus dem Schützengraben geholt. Als wir auf dem Verbandplatz ankamen, eröffnete unsere Artillerie ein mörderisches Feuer, und man konnte unsere Infanterieketten beobachten, wie sie wie Fliegen die Drenowa Glawa hinaufschwirrten. Bei unserer Ankunft in Zaribrod erhielten wir die Nachricht, daß Drenowa Glawa gefallen sei.

Quellen

1. Rudolf Alexander Schröder: Heilig Vaterland. Kriegsgedichte. 1914. Inselverlag Leipzig 0,30 Mk.
2. Aus den Kämpfen um Lüttich von einem Sanitätssoldaten (Rudolf Requadt). S. Fischers Verlag, Berlin. 1 Mk.
3. Von Flandern bis Polen. Feldpostbriefe der Täglichen Rundschau. Verlag der Tägl. Rundschau, Berlin S. W. 68. Geb. 4 Mk.
4. Münchener Neueste Nachrichten.
6. Frankfurter Zeitung.
8. Briefe aus dem Felde 1914/15 für das deutsche Volk. Herausgegeben im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen, Oldenburg i. Gr. Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Digitized by Google

9. Fränkischer Kurier.
10. Briefe unserer Krieger I Feldpostbriefe aus dem Westen. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
11. u. 12. Der Seekrieg 1914/15. Herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vizeadmiral z. D. Hesse & Becker, Verlag Leipzig. Geb. 3 Mk.
13. Münchener Neueste Nachrichten (25. 9. 1914).
14. National-Zeitung (23. 10. 1914).
15. u. 17. Martin Lang, Feldgrau. Verlag K. Thienemann, Stuttgart.
16. Briefe unserer Krieger I. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
18. Karl Storch, Vom feldgrauen Buchhändler. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.
19. Frankfurter Zeitung.
20. Frankfurter Zeitung.
21. Volkszeitung Essen (28. 9. 1914).
21 a. Krieg und Sieg 1914. Hermann Hillger, Berlin. 7. Band, Das Rote Kreuz. 0,20 Mk.
22. Mannheimer General-Anzeiger.
23. Tägliche Rundschau.
24. Tägliche Rundschau.
25. Vom Kriegsschauplatz I. Feldpostbriefe u. a. Berichte. Herausgegeben von Karl Quenzel. Hesse & Becker, Verlag Leipzig. Geb. 2 Mk.
26. Memeler Dampfboot (22. 10. 1914).
27. Oberschlesischer Wanderer (26. 10. 1914).
28. u. 29. Von Flandern bis Polen. Feldpostbriefe der Täglichen Rundschau. Verlag der Tägl. Rundschau 1915. Berlin S. W. 68. Geb. 4 Mk.
30. Chemnitzer Tageblatt (8. 11. 1914).
32. Berliner Lokalanzeiger (12. 11. 1914).
33. Bruno Frank, Strophen im Krieg. Albert Langens Verlag, München.
34. Dortmunder Zeitung (1. 12. 1915).
35. Kölnische Volkszeitung.
36. Berliner Tageblatt u. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. 4. ausgew. von Julius Bab. à 0,50 Mk. Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin.
37. Karl Storch, Vom feldgrauen Buchhändler. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.
38. Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Witkop. F. A. Perthes, Gotha. 1 Mk.
39. u. 41. Karl Bröger, Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgedichte. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1 Mk.
40. Von Flandern bis Polen. Feldpostbriefe der Tägl. Rundschau. Geb. 4 Mk.
42. Walter Heymann, Kriegsgedichte und Feldpostbriefe 1915. München bei Georg Müller. Geb. 4 Mk.
43. Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben im Auftr. d. Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
44. Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens, von Geh. Hofrat Dr. J. Häußner, Direktor des Gymnasiums in Karlsruhe.
45. Briefe unserer Krieger I. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
46. Der Seekrieg 1914/15. Herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vizeadmiral z. D. Hesse & Becker. Verlag Leipzig 1915. Geb. 3 Mk.

Digitized by Google

47. Walter Heymann, Kriegsgedichte u. Feldpostbriefe. Georg Müller, München. Geb. 4 Mk.
49. Frankfurter Zeitung (24. 1. 1915).
50. Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung. S. Fischer, Berlin. 1 Mk.
51. u. 52. Briefe unserer Krieger I. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
53. Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens.
54. u. 55. Heinrich Richter, Otto Webdigen. Velhagen & Klasing, Bielefeld. 1,20 Mk.
56. u. 58. Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben im Auftr. d. Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
57. Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens.
59. Volkswacht. Freiburg i. B. (19. 4. 1915.)
60. Briefe unserer Krieger I. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
61. Berliner Tageblatt (Nov. 1915).
62. Post. Berlin (21. 5. 1915).
63, 65, 66. Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung. S. Fischer, Berlin. 1 Mk.
64. Potsdamer Zeitung (9. 6. 1915).
67. Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Witkop. F. A. Perthes, Gotha. 1 Mk.
68. u. 69. Süddeutsche Monatshefte. November 1915 aus: Zukunftsgedanken eines Feldgrauen.
71. Der Kampf. Neue Gedichte aus dem heiligen Krieg. Eugen Diederichs, Jena. 0,60 Mk.
72. Münchener Neueste Nachrichten (25. 8. 1914).
73. Von Flandern bis Polen. Feldpostbriefe der Täglichen Rundschau 1915. Geb. 4 Mk.
74. Vom Kriegsschauplatz I. Herausgegeben von Karl Quenzel. Hesse & Becker, Verlag Leipzig. Geb. 2 Mk.
75. Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben im Auftr. d. Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen. Oldenburg i. G., Gerhard Stalling.
76. Von Flandern bis Polen. Feldpostbriefe der Täglichen Rundschau 1915. Geb. 4 Mk.
77. Schleswig-Holsteinische Zeitung.
78. Deutsche Tageszeitung.
79. Freisinnige Zeitung.
80. Berliner Lokalanzeiger (25. 10. 1914).
81. u. 82. Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Witkop. F. A. Perthes, Gotha.
83. Vossische Zeitung (27. 10. 1914).
84. Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben im Auftr. d. Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
85. L. Maier, Gottesoffenbarungen im deutschen Kriege 1914/15. Christliches Verlagshaus, Stuttgart. 1,20 Mk.
86. Deutsche Zeitung. Leitmeritz.
87, 88, 89. Briefe unserer Krieger II. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
90. Zeitung für Hinterpommern. Stolp (17. 3. 1915).

Digitized by Google

91. u. 92. Karl Storch, Vom feldgrauen Buchhändler. Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg.
93. u. 94. Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben im Auftr. d. Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
96. Briefe unserer Krieger II. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
97. Wilh. Renner, Feldmarschall von Mackensen. Aug. Scherl, Verlag Berlin. 1 Mk.
98. Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Witkop. F. A. Perthes, Gotha.
99. Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben zur Sammlung von Feldpostbriefen. Oldenburg i. G., Gerhard Stalling.
100. B. Z. am Mittag (20. 10. 1915).
102. Voigtländische Zeitung (5. 12. 1914).
103. Briefe unserer Krieger II. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
104. Hundert Briefe aus dem Felde. Nürnberg 1915. Fränkische Verlagsanstalt u. Buchdruckerei, G. m. b. H. 1,20 Mk.
105. Maler Josef v. Divéky in: Der öster.-ungar. Krieg in Feldpostbriefen I. Zwischen Weichsel u. Dnjestr. Georg Müller, München. 3 Mk.
106. Briefe unserer Krieger II. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
107.
108. Tägliche Rundschau.
111. Briefe unserer Krieger II. Sämann-Bücher. Rich. Keutel, Stuttgart. Geb. 1 Mk.
112. Akademia (15. 9. 1915). Monatsschrift des C. V. der kath. deutsch. Studentenverbindungen.
113. Akademia (15. 10. 1915). Monatsschrift des C. V. der kath. deutsch. Studentenverbindungen.
114. Kriegszeitung des Akademischen Turnvereins Graz.
115. Anzeiger Pforzheim (23. 8. 1915).

Das Gesicht Deutschlands und der verbündeten Länder im Kriege

Digitized by Google

Ostpreußen[1])

Von Albert Brackmann

Unter allen deutschen Landesteilen hat Ostpreußen den „Krieg als Erlebnis" zweifellos am stärksten empfunden. Der Übergang aus der Ruhe des Friedens in das schlimmste Elend des Krieges erfolgte hier so jäh und unvermittelt im Laufe weniger Tage und Wochen, daß auch das entlegenste Dorf und der friedfertigste Bürger die Wucht der Ereignisse unmittelbar empfand. Aber die Wirkung dieser Erlebnisse auf die einzelne Persönlichkeit zutreffend zu schildern, hat hier gleichwohl seine ganz besonderen Schwierigkeiten. Wenn irgend ein deutscher Volksstamm sparsam mit seinen Gefühlsäußerungen ist, so ist es der ostpreußische. Entschlossen und beharrlich im Handeln, kurz und bestimmt im Reden, verbirgt der Ostpreuße seine Empfindungen im allgemeinen hinter einem zurückhaltenden und die äußere Form wahrenden Wesen. Auch die Schicksale dieses gewaltigen Krieges haben ihn nicht mitteilsamer gemacht. Es zieht durch das Land und seine Bewohner ein Hauch von dem Geiste des großen Königsberger Philosophen und seines kategorischen Imperativs der Pflichterfüllung. Ostpreußische Pfarrer haben in ihren „Kriegserlebnissen"[2]) die Stimmung jener Russenzeit festzuhalten versucht, aber auch in ihren Worten findet sich weniger Betrachtung als Tatsachenberichte. So müssen, wo die Menschen von ihrem inneren Erleben schweigen, die Ereignisse selbst für sie Zeugnisse ablegen.

Die Mobilmachung

Für unsere Provinz begann das „Kriegserlebnis" schon vor der Kriegserklärung. Kosaken kamen bereits vor dem 1. August ins Land, zer-

---

[1]) Der Aufsatz soll dem Plane gemäß eine Zusammenstellung gedruckter und ungedruckter Berichte ostpreußischer Männer und Frauen über ihr Erleben bringen.

[2]) Was wir in der Russenzeit erlebten. Berichte ostpreußischer Pfarrer, herausgegeben von Lic. theol. Nietzki, Dompfarrer, Königsberg 1915. — Kriegserlebnisse ostpreußischer Pfarrer, 2 Bände, herausgegeben von Pfarrer C. Moszeik in Stallupönen, Berlin-Lichterfelde, Edw. Runge, 1915.

Digitized by Google

ſtörten Poſten, Telegraphen und Eiſenbahnen, brannten Gehöfte nieder und ängſtigten die Bewohner. Daher war die Stimmung bei der Mobilmachung durchweg ernſt und vielfach gedrückt. Beim Ausmarſch der Reſerviſten und Landwehrleute fehlte die Begeiſterung nicht, aber es überwog der Schmerz und die Beſorgnis; denn überall drängte ſich den Ausziehenden wie den Zurückbleibenden die Frage auf: was wird aus der Heimat, was wird aus Weib und Kind, aus Haus und Hof? Namentlich in den Grenzkreiſen war die Stimmung bitterernſt. Die oſtpreußiſchen Pfarrer erzählen in ihren Berichten von ergreifenden Gottesdienſten und Abſchiedsfeiern. „War das eine Stunde", ſo beginnt der Pfarrer von Widminnen, im Kreiſe Lötzen, die Schilderung der Mobilmachung[1]), „mit angehaltenem Atem lauſchten wir auf den Gang der Weltgeſchichte. Bald ſollten ihre gigantiſche Schatten auch über unſeren weltvergeſſenen Gau ſich breiten. Der Sonnabend brachte das kurze, aber inhaltsſchwere Telegramm: ‚Mobilmachung befohlen. Erſter Mobilmachungstag der zweite Auguſt.' Ein mehrhunderſtimmiges Hurra war die Antwort, die unſeren Ort durchbrauſte. Mit ehernem Munde hoben die Glocken vom Kirchturm an zu tönen und zu dröhnen. Eine gewaltige Zeitenwende läuteten ſie ein ... In der Frühe des Sonntags (2. Auguſt) begaben wir uns auf den Bahnhof, um von den ins Feld Ziehenden Abſchied zu nehmen. Ich hatte den Ornat angelegt. Als die Menge der Abſchiednehmenden meiner anſichtig wurde, verſtummte das Stimmengewirr; alles machte mir ehrfurchtsvoll Platz; die in den Warteräumen ſich Aufhaltenden ſtrömten von ſelbſt heraus, alles voll heiliger Erwartung. Da wurde der nüchterne Bahnſteig zu einem Tempel. Ob jemals brünſtigere Gebete emporſtiegen in prächtigen Kathedralen als damals bei uns auf dem Bahnhof? ‚Eine feſte Burg iſt unſer Gott!', ſo klang es aus Hunderten von Kehlen zum ſtrahlenden Himmel empor, und als dann ſich die Häupter entblößten und neigten und die Hände ſich falteten, da hat wohl mancher mit ſeinem Gott geheime Zwieſprache gehalten, der in früheren Zeiten dafür ‚keine Zeit' hatte, und manch harter Mann ſchämte ſich der Träne nicht, die ſich ihm in die Augen ſtahl. Aber neue Kraft füllte die bangen Herzen, als wir dieſe ſchlichte Abſchiedsfeier mit dem Verſe ſchloſſen: ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär', und wollt' uns gar verſchlingen, ſo fürchten wir uns nicht ſo ſehr, es ſoll uns doch gelingen! ... Im Hauptgottesdienſt war eine Fülle von Beſuchern wie an einem hohen Feſttage. Wie inhaltsvoll wurde uns jetzt jedes Wort der Liturgie, welch heiligen Schwung bekam mit einem Male die Predigt;

[1]) Kriegserlebniſſe oſtpreußiſcher Pfarrer II, S. 174 ff.

Digitized by Google

welch freudigen Widerhall fand die Aufforderung zur Feier des heiligen Abendmahls, der vom Augenblick eingegebene Entschluß, fortan jeden Tag Kriegsbetstunde zu halten. Wie ergriffen waren die Einberufenen, als sie am Altar niederknieten und gesegnet wurden. Es war fast mit Händen zu greifen, daß eine neue, eine heilige Zeit uns grüßte."

Die Zeit zwischen Mobilmachung und Russeneinfall

Diese Spannung der ersten Tage und Stunden löste sich begreiflicher Weise bald in die mannigfachsten Empfindungen auf. Furcht und Hoffnung wechselten je nach den Nachrichten die kamen. Je unbestimmter diese waren, desto gedrückter wurde vielfach die Stimmung. Nach den Grenzorten verkehrten Bahn und Post sehr bald nicht mehr. Zeitungen und Briefe blieben aus, Telegraph und Telephon wurde von den Militärbehörden mit Beschlag belegt; viele Grenzbewohner machten sich schon in den ersten Tagen des August auf die Flucht. So war es kein Wunder, daß in diesen Kreisen auch ruhige Menschen unsicher und ängstlich wurden. „Die Einbildungskraft wurde angeregt. Man begann mehr zu sehen, als zu sehen war, mehr zu wissen, als zu wissen war. Viele übertriebene Geschichten liefen um, wurden geglaubt und vergrößert, die Nerven waren bei jedem auf's Äußerste angespannt [1])."

Aber sehr lange hat diese Zeit der inneren Unsicherheit und nervösen Überreiztheit nirgends gedauert. Das immer näher rückende russische Heer ließ dem Einzelnen bald keine Zeit mehr zum Nachdenken und zum Umherstehen; es stellte ihn vor Aufgaben und zwang ihn zum Handeln. Bei diesem Übergang von anfänglichem Kleinmut zu trotziger Entschlossenheit spielte wiederum das religiöse Moment eine bedeutende Rolle. „Es war der 5. August", schreibt Pfarrer Liedtke aus Stallupönen [2]), „für den der Kaiser den allgemeinen Buß- und Bettag verordnet hatte, und wir waren schon mitten im Kriege. Die Glocken riefen zum Gottesdienst. Draußen nur wenige Kilometer vor den Toren der Stadt tobte der Kampf, aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, füllte sich das ehrwürdige Gotteshaus bis auf den letzten Platz. . . . Der Gottesdienst beginnt. Es setzt die Orgel ein, leise rufend und flehend. ‚Aus tiefer Not schrei' ich zu dir', so klingt's wie ein Ruf aus der Tiefe von den Lippen der Andächtigen, und es will mir scheinen, als hätte die Gemeinde noch nie mit solcher Bewegung und Inbrunst gesungen. Aber dann braust das alte Schutz- und Trutzlied unserer Kirche, das in dieser Zeit zu einem rechten

[1]) Pfarrer Moszeik in Stallupönen a. a. O. I. S. 9.

[2]) a. a. O. II, S. 11 f.

Kriegslied geworden ist, machtvoll von den Klängen der Posaunen getragen zum Gewölbe empor: ‚Ein feste Burg ist unser Gott.' Es scheint Bangigkeit und Beklemmung gewichen, Ewigkeitsfrieden lagert über der heiligen Feier dieser Stunde, und während draußen die Geschütze donnern, ist es hier still und feierlich, wo eine große Gemeinde in tiefer Bewegung der Predigt lauscht. — Nochmals hebt die Orgel an, dann setzen die Posaunen unseres Jünglingsvereins mit sanften und doch wuchtigen Klängen zum Schlußgesang der Gemeinde ein ‚Wir treten zum Beten', und als die Schlußworte des Liedes ‚Herr mach uns frei' verklungen sind, da sind es nicht mehr dieselben Menschen, die beschwerten Herzens ins Gotteshaus kamen; nein, erhobenen Hauptes und mit innerem Kraftgefühl treten sie hinaus, denn sie fühlen sich von Gott gesegnet."

Unter dem Eindruck solcher Stunden besann man sich auf sich selbst. Der Pfarrer von Widminnen im Kreise Lötzen erzählt [1]): „Viele Menschen gingen bei mir ein und aus, aber alle nur von einem Wunsche beseelt: Für's Vaterland alles freudig hinzugeben! Nie werde ich das Leuchten der Augen jener Mutter vergessen, die auf meine Frage, wie viele aus ihrem Hause zu den Fahnen geeilt wären, antwortete: ‚Mein Mann und drei Söhne; aber, Herr Pfarrer, wenn ich noch einen Sohn hätte, auch er müßte mit.' Dabei blieb diese Frau ohne jede männliche Hilfe auf ihrem Grundstück zurück, und dazu war es Erntezeit. Hier muß ich überhaupt den einsam zurückgebliebenen Frauen einen Ruhmeskranz flechten. Wer im Reich und gar in der Stadt hat wohl eine Ahnung von dem stillen Heldentum dieser Frauen? Nicht bloß dem Hauswesen vorstehen, sondern selbst mit angreifen, die Wirtschaft besorgen, den fehlenden Mann und Knecht ersetzen, um die Kinder sich kümmern, und das alles im gefährdeten Grenzland, wo der Donner der Kanonen bald sich hören ließ, zuletzt vor dem anstürmenden Feind, was irgend möglich, auf die Wagen retten und dann mit den Resten seiner Habe tagelang durchs Land irren, flüchten müssen und dabei doch den Mut nicht verlieren — wer wollte solchem Heldentum die Anerkennung versagen? Bei meinen vielen Fahrten über Land hatte ich oft genug Gelegenheit zu beobachten, wie die Frauen und Mädchen die schwere Erntearbeit verrichteten, von den Kindern darin unterstützt, und wie sie nachher den Acker pflügten und für die Wintersaat vorbereiteten. Ich hatte nur das Gefühl tiefster Hochachtung vor diesen pflichttreuen, emsigen Frauen, die auch ein Herz voll liebender Sorge um die dort draußen hatten, aber sich nicht der Sorge und Klage überließen, sondern sich der Arbeit hingaben."

[1]) a. a. O. II, S. 176 f.

Arbeit war in der Tat das beste Heilmittel für Angst und Sorge, und an Arbeit hat es gerade in diesen Tagen wahrhaftig nicht gefehlt. Die meisten haben doppelten nud dreifachen Dienst getan, und für sehr viele gab es überhaupt keine Nachtruhe. In der Stadt galt es für die immer wieder wechselnde, oft erst in der Nacht eintreffende Einquartierung zu sorgen, die durchziehenden Truppen zu verpflegen, die sich täglich mehrenden Flüchtlinge zu speisen und unterzubringen. Auf dem Lande kam es vor allem darauf an, die Ernte zu sichern. Hier halfen Schüler, Gymnasiasten aus Königsberg und anderen Städten, Seminaristen, Frauen, Greise — kurz alles was Hände hatte und daheim zu entbehren war. So ungeschickt die Arbeiter oft waren, — „die unvergleichliche, heilige Begeisterung unserer tapferen Soldaten übertrug sich auch auf die Daheimgebliebenen; sie sahen, daß auch ihnen ganz besondere Pflichten oblagen, und jeder, auch der beschränkteste, einfachste Mensch sagte sich: ‚Dieser Krieg muß sein, wenn ihn unser Kaiser führt, der alles so lange Jahre daran gesetzt hat, uns den Frieden zu erhalten; es geht jetzt um alles‘ [1])."

Der erste Russeneinfall

Mitten in diese fieberhaft angespannte Tätigkeit in Stadt und Land traf die Nachricht von dem Rückzuge unserer Truppen. Was sollte nun werden? Sollte man bleiben, sollte man fliehen? Da die militärische Lage bis zum letzten Augenblicke auch den Behörden unbekannt blieb, so waren nirgends Anordnungen getroffen. Jeder mußte für sich handeln. Viele, die ursprünglich zum Bleiben entschlossen waren, haben sich damals unter dem starken Eindruck der Russengreuel zur Flucht entschieden, darunter sehr ruhige und überlegte Männer, denen jede Furchtempfindung fern lag. Was man von dem unsinnigen Verhalten der Russen hörte, ließ es ihnen als Pflicht erscheinen, sich und die ihrigen in Sicherheit zu bringen. Was nützte es dem Vaterlande, wenn Tausende verschleppt, Hunderte nutzlos gemordet wurden? Hier handelte es sich in den meisten Fällen nicht um Mut oder Furcht, sondern um die Aufgabe, vor einem bestialischen Feinde zu retten, was zu retten war, und das traurige Schicksal, das so viele der Zurückbleibenden traf, gab ihnen nachträglich recht.

Mit diesem Entschluß zur Flucht begann aber die große Tragödie der heimatlosen Flüchtlinge, die Ostpreußen und seine Nachbarprovinzen Monate hindurch erschütterte. Sie hat das Empfindungsleben des Volkes

[1]) Rittergutsbesitzer Born, „Meine Erlebnisse in der Russenzeit". 2. Auflage, Königsberg i. Pr., Wilh. Koch, 1915, S. 6 f.

aufs Tiefste erregt. Aber man würde die Lage doch falsch beurteilen, wenn man aus dem Elend der endlosen Flüchtlingszüge auf eine verzweifelte Stimmung der Flüchtenden schließen wollte. Die Verzweiflung hat begreiflicher Weise nicht gefehlt, aber sie hat nur in ganz seltenen Fällen zu völligen Mutlosigkeit und tatenlosen Ergebung in das übergewaltige Schicksal geführt. Schon die Tatsache, daß trotz der überfüllten Landstraßen, trotz der zahllosen Menge von Wagen und Vieh, die sich unterwegs befanden, Tausende hinter die Weichsel gelangten, spricht für die Ruhe und Tatkraft der überwiegenden Mehrheit. Ein ins Feld ziehender Offizier, der die Flüchtenden auf ihrer Wanderung sah, faßte seine Beobachtungen [1]) in die Worte zusammen: „Man reitet wie in einer neuen wunderlichen Welt. Es ist nicht eigentliche Traurigkeit, die uns überkommt, — allermeist suchen wir solche auch vergebens in den Augen der Flüchtlinge. Stille Wut und — unendliche Zuversicht hebt trotz allem uns Menschen empor zu einem fast unheimlich in uns, um uns glühenden Trotz- und Kraftgefühl. Gleich dem köstlichen Sommerweben ringsum; was schön und wahr und echt ist, bleibt über allem unverändert ... Kriegsreligion! Die Wahrheit siegt, und Deutschland kann nicht untergehen!"

Diese Zuversicht erfüllte aber vor allem die Mutigen, die auf ihrer Scholle und auf ihrem Posten blieben. Der spätere Gouverneur von Gumbinnen, der im Januar 1916 verstorbene Gymnasialprofessor Müller, hat dem Empfinden, das diese Männer und Frauen beseelte, in Worten Ausdruck verliehen, die es wert sind, im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben [2]): „Mein Entschluß war fest: der kategorische Imperativ ‚Bleibe'. Ich dachte nicht darüber nach, ob es vorteilhaft wäre wegzugehen oder zu bleiben, sondern ich hielt es für meine Pflicht zu bleiben. Die Gründe dafür waren teils praktische, teils ethische. Der Krieg 1870/71 hatte gelehrt, daß Plünderungen und Zerstörungen hauptsächlich nur dort erfolgten, wo die Einwohner ihr Heim verlassen hatten, daß dagegen alles unversehrt blieb, wenn die Besitzer zurückblieben und den Soldaten, Freund oder Feind, mit der notwendigen Gefälligkeit entgegenkamen ... So hielt ich es für die Interessen der Stadt geboten, daß beherzte Männer dablieben, um Rat zu schaffen und Gefahren abzulenken. . . Wir leben in einer großen Zeit, die nur in der Erhebung Preußens zur Zeit der Freiheitskriege ihres Gleichen hat. Das Leben des Einzelnen gilt jetzt nichts, er

[1]) E. M. Simons, Drei Monate Regimentsarzt im Ostheere, Heilbronn, C. Salzer, 1915, S. 37 f.

[2]) Dr. Rudolf Müller, Drei Wochen russischer Gouverneur, Gumbinnen, C. Sterzel, 1914, S. 7 ff.

Digitized by Google

muß es freiwillig, gern, wenn es nötig ist, für's Vaterland opfern. Leider können wir nicht alle mit der Waffe in der Hand dem Feinde entgegentreten, aber wir dienen auch dem Vaterlande, wenn wir, jeder an seiner Stelle, ausharren und den Mut zeigen, allen Gefahren zu trotzen. Das gilt namentlich für alle Beamten. Der preußische Staat ist groß geworden durch die Pflichttreue seiner Beamten. ‚Treu bis in den Tod', lautet die Devise. Hier ist unser Wohnhaus, hier ist unser Amt, hier zu bleiben ist unsere Pflicht... Deutschland, das gegen eine Welt von Feinden kämpft, kann nur gerettet werden, wenn jeder Mann Soldat ist, auf dem Schlachtfelde, wie in der Stadt zu Hause."

Bei solchen Grundsätzen rechneten die Zurückbleibenden noch mit einem disziplinierten Heer und menschlicher Kriegsführung. Was sich nun aber von den Grenzen her über Ostpreußen heranwälzte, setzte sich in Wirklichkeit zum größten Teil aus Gesindel schlimmster Art zusammen. Wie sollte man sich in dieser Lage richtig verhalten? Eine ostpreußische Gutsbesitzersfrau, die auf ihrem Gute aushielt, schrieb über die Stimmung jener Tage: [1]) „Wie beneidete ich die Männer, die dort draußen fürs Vaterland kämpfen durften, wie leicht dachte ich es mir, sich dort durch Tapferkeit auszuzeichnen. War nicht die Erstürmung einer Festung, fortgerissen von der Macht des Augenblicks, ein Nichts im Verhältnis zu diesem täglichen dem Feind Gegenübertreten, wo man nicht wußte, wird er Dich oder einen der Deinen jetzt über den Haufen schießen? Für das eigene Leben zitterte man nicht, aber wie viele Jünglinge und Männer und andere Angestellte hatte ich, für die ich jeden Augenblick in Sorge war. Den Leuten wurden die Schränke durchgewühlt, den Männern die Uhren aus den Taschen fortgenommen. Das Ganze war kein Krieg, sondern ein Stehlen, Morden und Brennen... Und doch mußte man sich sagen, es muß wohl sein, um unser Vaterland zu retten. Wir dienen alle eben dem Ganzen, wenn wir uns opfern, und nur so ist ein endgültiger Sieg möglich."

Diese Überzeugung gab dem russischen Gesindel gegenüber das rechte Wort und den Mut zur entschlossenen Tat. In den Dörfern waren es vielfach die Pfarrer, denen die Führung zufiel. Sie haben damals ihre geistliche Tätigkeit unter sehr erschwerenden Umständen so lange geübt, wie sie irgend konnten [2]). Doch die größten Schwierigkeiten erwuchsen

[1]) Aus der Russenzeit Ostpreußens. Erlebnisse einer Gutsfrau von G. J. Siegfried-Jäglack, Berlin, Hapke & Schmidt, 1915, S. 19.

[2]) Vgl. z. B. den Bericht des Pfarrers von Budwethen über einen Gottesdienst unter russischer Aufsicht in den: „Siebzehn Berichten ostpreußischer Pfarrer", herausgegeben vom Dompfarrer Nietzki, S. 50 f.

Digitized by Google

ihnen aus der Führung der politischen Gemeinde. Aus allen Teilen der Provinz liegen Nachrichten vor, die von den außerordentlichen Leistungen dieser Männer Zeugnis ablegen. Beide Konfessionen haben hier miteinander gewetteifert. Der evangelische Superintendent Kittlaus war in dem Granatenhagel, der sich gelegentlich der Verteidigung der Deimelinie über das Städtchen Tapiau (Kreis Wehlau) ergoß, mit wenigen Tapferen zurückgeblieben[1]). Am 26. August erhielt er von dem preußischen General, der mit schwachen Kräften die Stadt gegen die russische Übermacht hielt, die Aufforderung, zusammen mit dem Forstmeister G. die Stadtverwaltung, Sicherheitsdienst, Feuerlöschwesen, Ernährungsfragen usw. zu ordnen. „Um 10 Uhr konstituiert sich, 12 Männer stark, die Stadtverwaltung, um 5 Uhr ist wieder Sitzung, selbst Fleisch und Mehl ist besorgt, es geht über den Markt zur förmlichen Verpflichtung . . . Wir werden verpflichtet und beim Herausgehen heißt es: Erschrecken Sie nicht, die Brücken werden gesprengt. Da kracht es, und die Luft erbebt, die Fenster klirren, tausende von Scheiben splittern, mein Begleiter sinkt zusammen, der Himmel färbt sich glühend vom Feuerschein der Pregelbrücke, ein Angstschrei der Bewohner zittert durch die Luft. Wer bisher bleiben wollte, flieht, und auch die neuen Stadthäupter eilen davon. Um 9 Uhr sind wir noch 4 Mann hoch zum letzten Male zur Beratung vereint, dann gibt um 11 Uhr Forstmeister G. die Schlüssel auf der Wache im Gerichtsgebäude ab, und auch er macht von seiner Befugnis, die ihm seine Behörde erteilt, Gebrauch und zieht sich zurück. . . Um Mitternacht mache ich noch einen Versuch, mit drei Bürgern für Brot, Fleisch, Feuerlöschwesen zu sorgen, dann bleibe ich allein. Noch gibt's am 27. August Fleisch und Brot, noch ist die Gasanstalt im Betrieb, aber die Bevölkerung ist so dünn geworden, daß das Fleisch vom Militär mit Beschlag belegt wird, da es sonst verkommt. Das Geschützfeuer beginnt. Die Flucht wird allgemeiner. Nur ein halbes Hundert sucht in Kirche, Pfarre, Gemeindehaus Schutz. Einige Keller werden gerichtet, eine kurze Gebetsandacht stärkt uns, es beginnt eine lange Nacht, der der entsetzlichste Tag folgen sollte. Der 28. August fing für mich mit einem Rundgang an, bei dem ich die Landsturmleute auf ihrem Posten begrüßte. Es mögen wohl noch 400 Stadtbewohner da gewesen sein. . . Eben habe ich das erste Dutzend Verwundeter mit etwas Saftwasser gelabt . . ., da fährt eine Haubitzgranate über meinen Kopf in den zweiten Stock des Hotels am Markt, die Mauer öffnet sich, und die Flamme schießt empor. . . Schuß um Schuß in Richtung auf den Kirchturm schlägt ein, Treffer auf Treffer zerschmettert die Reihe der Ge-

[1]) „Siebzehn Berichte ostpreußischer Pfarrer", S. 140—145.

Digitized by Google

bäude an der Bergstraße hinauf. Ich bringe meine Schützlinge in die Keller und meine, im Schutze meines Hauses, da die Geschosse von Süden kommen, auf der Nordseite, auf der Veranda am sichersten zu sein... Da kreischt wieder eine schwere Granate durch die Luft, noch eine, sie trifft den Kirchturm an seinem Fundament, reißt die Tore fort, zerschmettert den Gartenzaun, die Sprengstücke fliegen vor mir in die Erde, der Luftdruck zerdrückt die Verandascheiben, die Glassplitter fliegen um mich; ich stürze auf die Erde und angstvoll zu den anderen in den Keller. Furchtbar geht die Kanonade über die Stadt... Schon stürmt der Feind gegen die Besserungsanstalt und die inzwischen auch gesprengte Deimebrücke heran... Die Stunde naht, wo die Unseren abziehen mußten; dann mußte ich vor den Feind treten und um Schonung bitten!... Da gab der Feind plötzlich den Sturm auf Tapiau auf,... aber das grausige Geschützfeuer ging weiter... Die Feuerlohe steht vor mir im Süden, Osten, Norden meines Gehöftes. Es gilt Kirchenbücher, Akten, Urkunden retten. Auf dem Hofe hat eine Granate ein zwei Meter tiefes Loch gewühlt. Ein paar Wachstuchläufer hinein, die Sachen hinausgeschleppt, wir können alles bergen, bedecken, mit Erde überschütten, daß es auch der Feind nicht finde... Noch einmal gehe ich durch Kirche und Pfarrhaus, die in wenig Minuten aufbrennen müssen, da kommt es über mich wie Sterbensweh und dann wie himmlische Freiheit... Los von allem Besitz, ein Amtskleid über dem Arm, ein paar Bildchen in der Hand, verlasse ich mein Haus... Die Flammen lodern gen Himmel, und der Wind macht sich auf und trägt sie weiter. Da kommt über die unversehrte Südseite des Marktes der Mond herauf. Gott redet. Es wird stille... Nach einer Stunde darf ich mein Haus und Kirche für gerettet ansehen und ein Ruheplätzchen suchen. Die Schreckensnacht ist zu Ende. — Im Morgengrauen gehe ich durch die Stadt... Ist's noch vernünftig zu bleiben? Doch da öffnet sich eine Tür, und man ruft mich zu einem Sterbenden. Da dankt eine Greisin Gott, daß sie mich noch sieht, da bittet mich ein Offizier, einen gefallenen Kameraden um 10 Uhr auf den Friedhof zu geleiten; da nimmt mir Gott die letzten Zweifel, ob ich bleiben muß, als ich ins Krankenhaus komme. Dort liegt ein Pole in dicker Luft, von Schmerzen gekrümmt... „Wie geht's", so frage ich. Er versteht nur wenig Deutsch, aber seine Augen tauchen in die meinen, und „So allein" entringt es sich seinen Lippen. Ich durfte ihn nicht ganz allein lassen.

In den kommenden Tagen gibt es mancherlei Arbeit, manche Berührung mit den Truppen, die eben nur noch bei mir Wein, Zigarren, Unterjacken, Schuhe kaufen konnten. Die Geschäfte waren ja großen-

Digitized by Google

teils verbrannt. Etwa 500 Mark durfte ich aus dem Verkauf lösen und hatte so Geld für die später so nötigen Unterstützungen. . . Vielen wurde ich die Obrigkeit, die den Empfangschein für das Gekaufte erhielt und die Requisition zur rechtmäßigen stempelte. Auch die vom General herbeigerufenen Gendarmen riefen mich, bald um einem Verhafteten Zeugnis abzulegen . . ., bald um unter meinen Augen Geschäfte zu schließen oder zu öffnen. Ebenso hielten es die Quartiermacher der Truppen für gewinnbringend, mich zu befragen, wo noch ein Bett, wo noch ein Stall, wo vor allem Stroh und Heu sei. So gab es Arbeit die Fülle, und da die Kanonen nicht schwiegen . . ., stieg die seelische Anspannung höher und höher. Mühsam galt es, der mit elementarer Gewalt herandringenden Angst gegenüber die Fassung zu bewahren. . . Freilich fehlte auch keinen Tag die Erfahrung der rettenden Leitung und stärkenden Nähe Gottes. . . Am Sonntag reitet ein Hauptmann, einst Justizrat in Wehlau, vor mein Haus, und muß, da kein Küster noch Kirchendiener mich mahnt, erinnern: „Ist heute Gottesdienst?" „Ist heute denn Sonntag?" fahre ich heraus, bejahe die Frage, eile auf den Turm und läute den Sonntag ein. Dann gehts durch die Straßen, um hier und dort einen zu erinnern. Lieder und Texte werden ausgesucht und nun ist's 9½ Uhr und es wird zum Gottesdienst geläutet; ob's gleich ein schweres Stück, ich habe lange geläutet. Ich steige vom Turm und sehe in die Kirche. Der Wind pfeift durch die zerborstenen Scheiben, die Sonne blinkt in den Glassplittern, mit denen der Kirchhoffußboden bedeckt ist. . . Da tritt ein Leutnant mir entgegen und bittet um die Erlaubnis, die Orgel zu spielen, den Balgentreter hat er mitgebracht. . . „Verzage nicht, du Häuflein klein" stimmen wir an, dann knirscht's und rauscht's durch die Kirche. Einzeln in Gruppen kommen die Landwehrleute, die Kirche füllt sich während der Liturgie, dann braust vielhundertstimmig durch die Kirche „Ein feste Burg ist unser Gott", und ich darf mit brechender Stimme von der Angst der Welt und dem großen Überwinder reden, und Schluchzen und Jauchzen zog durch die Männerbrust."

Neben die Pfarrer aber traten Angehörige aller Stände und Schichten der Bevölkerung. Als in Heinrichswalde[1]) (Kreis Niederung) die männlichen Bewohner des Ortes, 31 an der Zahl, im Alter von 14—45 Jahren, auf Befehl des russischen Truppenführers ausgepeitscht und dann 6 zum Tode verurteilt wurden, trat auf die spöttische Frage der Russen, ob sich vielleicht freiwillig jemand zum Erschießen

[1]) „Siebzehn Berichte ostpreußischer Pfarrer", S. 65; vgl. „Tägl. Rundschau" vom 11. Dezember 1915. Nr. 629, Morgenausgabe, erste Beilage.

melden wollte, der Lehrer a. D. Otto Grau vor und erklärte sich bereit, sein Leben zu opfern. Da reichte ihm der Russe die Hand und entließ ihn und die übrigen mit den Worten: „Bin ich verwundert, daß auch Deutscher in Zivil sich nicht vor Tod fürchtet." Diesem Bericht sei an die Seite gestellt der Inhalt einer Todesanzeige aus einer Königsberger Zeitung[1]): „Am 11. September wurde der Administrator Richard Grunau von russischen Soldaten erschossen. Die freie Brust den russischen Meuchelmördern zugekehrt, ist er mit dem Rufe: ‚Ich bin ein Preuße, will als Preuße sterben', gefallen. Während 43jähriger Tätigkeit hat er in treuer Gewissenhaftigkeit dem Hause Rabe-Ernstburg seine Dienste gewidmet. Wir werden ihm ein ehrendes und treues Andenken über das Grab hinaus bewahren! Ernstburg, Kreis Darkehmen, Frau Margarete Rabe, geb. Steffens. Hugo Rabe."

In den Kreisorten und Landstädten haben die Landräte, Bürgermeister oder ihre Stellvertreter die Führung gehabt. Sie haben damals unter den allerschwierigsten Verhältnissen gearbeitet. Wer in solchen Zeiten nur für sich allein steht, wie der Soldat im Felde, wird ohne allzu große Sorgen mutig seine Pflicht tun. Wer aber vor dem Feinde neben dem Amt für Weib und Kind, für Hab und Gut, für viele ihm anvertraute Werte zu sorgen hat, trägt eine doppelt schwere Last. Um so mehr gilt es diejenigen anzuerkennen, die ihre Überlegung trotz aller dieser Schwierigkeiten behielten. Man könnte ihre Reihe von Memel und Tilsit an durchmustern und würde überall Proben entschlossenen Mutes und seltener Pflichttreue finden.

Besonders schwierig war die Lage derer, die unvermutet durch russische Militärkommando vor große Aufgaben städtischer Verwaltung gestellt wurden. In Gumbinnen wurde der vorhin erwähnte Gymnasialprofessor Müller zum Gouverneur der Stadt und Umgegend ernannt. In seiner Schrift über die Russenzeit in Gumbinnen[2]) erzählt er von der Stimmung jener Tage und den Aufgaben, die er oft unter größter Lebensgefahr zu erfüllen hatte. Nur ein kurzer Auszug aus seinem Bericht über eine Bürgerversammlung finde hier Platz:

„Für Montag, den 24. August, hatte ich eine Versammlung in das Gesellschaftshaus einberufen. Es erschienen gegen 120 Personen. Ich setzte zunächst die eingangs angeführten Gründe auseinander, die mich veranlaßt hätten, in Gumbinnen zu bleiben, und bat sie alle, sich als

[1]) Vgl. M. Brügmann, „Aus Ostpreußens Russennot", S. 14.
[2]) Drei Wochen russischer Gouverneur, S. 18 ff.

Digitized by Google

Soldaten zu betrachten, die auf ihrem Posten ohne Furcht und Sorgen auszuhalten hätten. Sie sollten sich glücklich schätzen, eine historisch so wichtige und für unser liebes Vaterland glanzvolle Zeit nicht aus der Ferne, sondern an den Stätten der Ereignisse zu erleben. Ernste, aber einmütige Zustimmung bewies mir, daß ich mit meiner Ansprache das Richtige getroffen hatte. Dann machte ich die Mitteilung, daß ich ohne vorheriges Befragen und ohne meine Zustimmung zu verlangen zum Gouverneur von Gumbinnen ernannt sei. Als Beisitzer ließ ich mir aus der Versammlung durch Zuruf 6 Herren wählen. Als Bürgen neben dem Vorsitzenden der russischen Behörde gegenüber meldeten sich freiwillig 3 Herren. . . Ich schloß die Versammlung mit der Bemerkung, daß Gumbinnen für russischen Besitz erklärt sei. Ein lautes Hoch auf Kaiser Wilhelm konnte also als Hochverrat erklärt werden und uns und die Stadt in arge Verlegenheit bringen, ohne daß wir dadurch irgend etwas erreichen könnten. ‚Was wir im Herzen hegen, das wollen wir durch lautloses Erheben von unseren Sitzen zum Ausdruck bringen.' Der ernsten Lage entsprechend gingen wir dann schweigend auseinander, und alle beschlich ein unheimliches Gefühl ‚Wir sind in den Händen der Feinde'. . . Dann aber ging es an die Arbeit — Läden wurden geöffnet, Verkäufer und Verkäuferinnen eingesetzt, Straßenreinigungskolonnen gebildet, Wohlfahrtsküchen eingerichtet, die Beleuchtung und Wasserleitung geregelt, Fuhrwerke requiriert usw., und diese ganze ungeheure Arbeitsleistung vollzog sich infolge der unermüdlichen Aufopferung aller Personen glatt und ohne größere Störung.

In Insterburg wurde der praktische Arzt Dr. Bierfreund zum Gouverneur erwählt. Er führte in der damaligen Residenz des Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch und des Generals von Rennenkampf mit derselben Energie das Regiment wie Prof. Müller in Gumbinnen. In seinem Bericht[1]) über die Wirkung des Krieges auf die Bewohner der Stadt hat er seiner eigenen Tätigkeit kaum gedacht, das wird man zu beachten haben, wenn man seine Worte liest:

„Als unsere Truppen nach dem siegreichen Gefecht bei Stallupönen und Gumbinnen (17.—20. August 1914) auf höheren Befehl anderweitig verwendet wurden, kam es unter dem Eindruck der schreckenerregenden Erzählungen von Flüchtlingen über zahllose, von den Russen

[1]) Den nachfolgenden Bericht sandte Stadtrat Dr. Max Bierfreund aus dem Felde, wo er als Stabsarzt beim XVII. Reserve-Armee-Korps steht (vgl. seine soeben erschienene Schrift: „Meine Erlebnisse als Gouverneur von Insterburg während des Russeneinfalls", Würzburg 1916).

Digitized by Google

an wehrlosen Männern und Frauen und Kindern verübten Grausamkeiten zu einer panikartigen Flucht der Bevölkerung, so daß nach meiner Schätzung beim Einbruch der Russen in Insterburg am 24. August 1914 nur etwa 2000 Personen, darunter etwa 500 Männer, zurückgeblieben waren. Diesem kleinen Häuflein von Bürgern lag während der fast 3 Wochen dauernden Herrschaft der Russen in Insterburg die gewiß nicht leicht zu lösende Aufgabe ob, an Stelle der berufenen Vertreter der Stadt die Stadtverwaltung auch unter so außergewöhnlichen Verhältnissen fortzuführen. Daß diesen braven Bürgern durch beispiellose Einigkeit, unbedingten Gehorsam und treueste Pflichterfüllung ihre Aufgabe aufs Glänzendste gelungen ist, beweist am Besten die Tatsache, daß Insterburg durch den Russeneinfall so gut wie gar nicht gelitten hat. Es gab keine noch so anstrengende und gefahrvolle Aufgabe, für welche sich mir nicht sofort an Zahl mehr als genügend beherzte Bürger zur Verfügung gestellt hätten. Selbst der schmachvolle Befehl der Russen, die von ihnen verunreinigten Abortanlagen in den Kasernen, den Lazaretten und dem Hauptbahnhofsgebäude fortgesetzt zu reinigen, wurde, wenn auch unter Zähneknirschen über den Übermut der Barbaren, von meinen wackeren Bürgerwehrleuten ohne Widerrede ausgeführt.

Als ich am 24. August den versammelten Bürgern die Mitteilung machte, daß General von Rennenkampf die sofortige Gestellung von 3 Geiseln verlange, welche in erster Linie für etwaige von der Bevölkerung verübte Verfehlungen gegen die russische Heeresmacht einstehen sollten, erklärten sich die Herren Stadtrat Keßler, Architekt Lauzinat und Oberkellner Udau sofort zur Übernahme der Bürgschaft bereit. Ich forderte die zur freiwilligen Übernahme der Bürgschaft bereiten Bürger auf, sich behufs Eintragung in eine alsbald zu veröffentlichende und zum ehrenden Andenken im Stadtarchiv aufzubewahrende Ehrenliste bei mir melden zu wollen. Obwohl ich die Zeit der Bürgschaftsleistung für den einzelnen nur auf 24 Stunden festsetzte und die Zahl der Bürgen infolge des Unglücks auf dem Wasserwerke am 28. August auf 18 erhöhen mußte, möchte ich mit ganz besonderer Freude zu Ehren dieser braven Bürger auch an dieser Stelle betonen, daß die Zahl der sich freiwillig meldenden Bürgen den wirklichen Bedarf weit überstieg und die Bevölkerung den Russen keinen Anlaß gegeben hat, sich an den Bürgen zu vergreifen.

Der Universitäts-Kalkulator a. D. Schimmelpfennig, welcher vom 29.—30. August freiwillig Bürgschaft leistete, brachte in dem von mir den Geiseln zum Aufenthalt angewiesenen Stadtverordnetensitzungssaal folgendes Hoch aus:

Wir freiwilligen achtzehn Geiseln, die wir mit unserem Blut für's teure Vaterland uns freiwillig gestellt haben und jeden Augenblick den Tod erwarten, wir verzagen nicht im Vertrauen auf Gott und unsere tapferen Soldaten und rufen siegesbewußt aus:

Hoch unser Kaiser!
Hoch unser Vaterland!

Dies geschah, während in nächster Nähe im Rathaus sich eine russische Wache befand und in dem nur durch eine 8 Meter breite Gasse vom Rathaus getrennten Hotel „Rheinischer Hof" eine große Zahl russischer Offiziere wohnte, die Geiseln selbst auch öfters von Deutsch sprechenden russischen Offizieren unvermutet beaufsichtigt und überwacht wurden.

Unvergeßlich werden jedem Zuhörer die von echtem Heldenmut, größter Siegeszuversicht und starkem Gottvertrauen zeugenden Worte des Herrn Superintendenten K u h n bleiben, welche er am 30. August in der Lutherkirche zu einer von mir einberufenen, außerordentlich zahlreich besuchten Volksversammlung sprach. Auch eine große Zahl Deutsch sprechender russischer Offiziere und Mannschaften hatte sich zu dieser Versammlung eingefunden, so daß der Gedanke nicht fern lag, daß es sich um eine Art Überwachung der Versammlung nach russischem Rezept handele. Es sei mir vergönnt, den Inhalt dieser Rede kurz wieder zu geben.

„In der Halle des Leipziger Völkerschlacht-Denkmals sind die Sinnbilder der vier großen Tugenden dargestellt, die vor 100 Jahren unser Volk zur Freiheit geführt haben, vor allem Gottvertrauen. Ein Volk, das Gottvertrauen besitzt, hat auch Vertrauen zu sich selbst. Aus solchem Gottvertrauen baut sich die Hoffnung für die Zukunft auf. Wohl liegt ein schwerer Druck auf unserem Ostpreußen, ein schwererer auf uns. Aber denken wir an unsere Söhne und Brüder, welche täglich dem Feind ins Auge sehen und ihr Leben sozusagen dem Tode geweiht haben! Wollen wir es besser haben? Wollen wir klagen, wenn nicht jeder Tag im Sonnenlicht glüht? Wer auf die Höhe will, der muß zuweilen auch bergab. Gott führt uns bergan, wundern wir uns nicht, wenn es einmal bergab geht. An dieser Stätte ist vor einigen Tagen zu meinem Kollegen von einem russischen Offizier gesagt worden: ‚Wir kommen wie die Sintflut über Sie'! Wir wollen's glauben. Aber wir bleiben bei dem Bilde stehen. Die Sintflut ist vergangen, und nichts ist von ihr übrig geblieben. Aber das kleine Häuflein, das Gott erhalten wollte, hat sich die Welt erobert. Auch diese Sintflut, die Ostpreußen jetzt überflutet, wird vergehen, wenn Gottes Stunde gekommen ist, und neues Leben wird kraftvoll sich erheben. Solche Notzeiten verbinden uns Men-

Digitized by Google

schen untereinander ganz anders als glückliche Zeiten. Jetzt treten alle Unterschiede des Standes, alle Gegensätze der Parteien zurück. Jetzt muß es heißen: ‚Einer für alle und alle für einen!' Hinweg mit allen Sonderinteressen, die sich bisweilen auch unter frommem Mäntelchen versteckten! Stehen wir unserem Gouverneur treu zur Seite. Das wird ihm Freudigkeit geben, seine ganze Kraft für das Wohl der Stadt einzusetzen! Treten wir dichter zusammen wie die Pferde der Steppe, die in Gefahr die Jungen in die Mitte nehmen und mit den Hufen den Feind abwehren. Der heutige 30. August ist ein Gedenktag schmerzlicher Art. Vor 157 Jahren siegten hier bei Gr.-Jägersdorf die Russen über einen Teil des preußischen Heeres. Die umliegenden Ortschaften bezahlten die Niederlage mit ihrer Asche. Aber auf Gr.-Jägersdorf folgte Zorndorf, und der große König war die Russen los. Das Gr.-Jägersdorf in unserem Völkerkriege liegt hinter uns! Sorgen wir an unserem Teil, daß Gott uns ein neues Zorndorf schenken kann."

Zum Schlusse möchte ich noch eine Stelle des von Herrn Gymnasialdirektor O. Lücke unserm am 11. Sept. siegreich in die Stadt einziehenden Truppen gewidmeten Grußes wiedergeben: „Wer in diesen Wochen seiner Pflicht getreu standhielt, der durfte in der schweren Zeit nicht nur wie sonst, die Freuden, er durfte auch einmal die Sorgen mit seinen Mitbürgern teilen, er konnte auch so viel ungeahnte Tatkraft, so viel selbstlose, nie ruhende Arbeit für das Wohl unserer Stadt bewundern. Wir haben alle gelernt, der Krieg hat uns alle in die Schule genommen. Mannesmut und ruhiges, schlichtes Gottvertrauen werden wir nie wieder gering achten, und ein festes Zusammenschließen zu edlem, tüchtigem Zwecke werden wir schätzen: Eins aber ist doch das Schönste: Unsere eigenen Väter, Brüder, Söhne sind es, die uns den Tag der Freiheit wiedergaben, und wenn's auch nicht ohne schwere Opfer ging, die alte Tüchtigkeit und Tapferkeit unseres Heeres hat nach Gottes Fügung schließlich wieder die Flut der Feinde geworfen. Auch bei uns im Osten wird bald keine Russenhand mehr ein Fleckchen deutscher Ede festhalten. Drum aus tiefstem Herzen und mit vollem Klang:

Ein Hurra unseren braven Kriegern!
Gottes Segen mit unserem Vaterland!

Die prophetischen Worte des Insterburger Superintendenten gingen überraschend schnell in Erfüllung. Als nach den Siegen Hindenburgs bei Tannenberg und an den masurischen Seen unsere siegreichen Truppen in die von den Feinden verlassenen Städte und Ortschaften einrückten, war alle Not und Sorge schnell vergessen. Damals kamen Augenblicke, in denen

Digitized by Google

auch der kühle Ostpreuße seine Zurückhaltung verlor. „Hurra! Hurra! unser stolzes Militär", so schrieb ein Pfarrer aus Angerburg über diese Stunden [1]) „Engel vom Himmel können nicht freudiger begrüßt werden, als diese unsere Retter in höchster Not." Wir fragen, wir rufen: „Kommt noch mehr Militär?" „Ja, ja, Tausende." Nun danket alle Gott! Überall in den Straßen haben sich Gruppen von Menschen gebildet. . . Man fällt sich in die Arme und beglückwünscht einander. Frauen und Männer schluchzen laut und schämen sich der Tränen nicht . . . Wir eilen nach Hause. Flaggen heraus. Mit fiebernden Händen wird die deutsche Fahne, an der schon gestern gearbeitet ist, fertig gestellt. Um 6½ Uhr hisse ich sie an unserer Flaggenstange. Stolz bläht sie sich im Winde. Ein feierlicher Augenblick:

Dir woll'n wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod,
Dir woll'n wir unser Leben weih'n
Der Fahne schwarz-weiß-rot!"

Der Wiederaufbau der Provinz nach dem ersten Russeneinfall

Aber mit dem Feiern von Festen hielt sich die Bevölkerung nirgends lange auf. Unmittelbar nach dieser Zeit höchster seelischer Erregung ging man an den Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens. Ganz Deutschland half mit Geld und Liebesgaben, dankbar von den Gemeinden begrüßt: „Wie willkommen waren uns die Liebesgaben", schreibt der Pfarrer von Widminnen [2]), „die wie ein Strom unsere Gemeinde erreichten und durch die Vermittlung des Pfarrhauses in Bächlein geteilt und in die einzelnen Ortschaften geleitet werden sollten. Tagelang nahm das Verteilen der Gaben in Anspruch, zu Hunderten drängten sich die Bittenden, und ihre Wünsche bewegten sich nicht gerade in mäßigen Grenzen . . ., denn unsere Gegend war wirklich ganz ausgesogen". Die Arbeit aber mußte von der Bevölkerung selbst geleistet werden. Zu Tausenden strömten die Flüchtlinge im September und Oktober zurück, es fehlte an Unterkünften, an Mitteln, an Werkzeugen, an Vieh, an Arbeitskräften, aber den Mut verloren nur wenige. Die überwiegende Mehrzahl ging an die Aufräumungsarbeiten, an die Kartoffelernte und die Herbstbestellung. „Nach Hause!" liest man in einer Schilderung dieser Zeiten[3]). „Rasch

[1]) „Siebzehn Berichte ostpreußischer Pfarrer", S. 37 f.
[2]) „Kriegserlebnisse ostpreußischer Pfarrer" II, S. 186.
[3]) M. Brügmann, Aus Ostpreußens Russennot, S. 17.

Digitized by Google

soviel als möglich pflügen, einsäen und Kartoffeln ausnehmen! 200 Scheffel Kartoffeln hat ein alter Eigenkätner allein auf seinem Rücken vom Felde nach Hause getragen... Freudig schritt man mit dem Säelaken übers Feld in dem Gedanken: Über ein Jahr werden wir im Frieden die Ernte einbringen." Immer größere Massen fanden sich ein —, bis man im Oktober in manchen Grenzkreisen plötzlich merkte, daß Ostpreußen abermals gefährdet war.

Die zweite Flucht

Von der Grenze her tönte der Kanonendonner immer näher; wieder zogen Truppen durch die Grenzorte, die Bahnzüge führten Flüchtlinge von der Grenze mit, auch zu Wagen kamen sie wieder an. Viele Orte wurden militärisch geräumt, andere benachbarte freiwillig, und bald war abermals ein Strom von Flüchtlingen unterwegs, der größer war als der im August und September. Nun wiederholte sich das Flüchtlingselend vom Sommer. Zwar war von dem neuernannten Staatskommissar für das Flüchtlingswesen nach Kräften für den Abtransport durch Bergungszüge gesorgt, aber Tausende mußten doch wieder die Landstraße ziehen, diesmals unter viel größeren Beschwerden als das erstemal. Erschwerend kamen im Oktober und November die Unbilden der Witterung und die bei weitem größere Roheit der nachdrängenden Russen hinzu.. Viele glaubten nicht, daß die Besetzung lange dauern würde, und flüchteten nur in die benachbarten Wälder, wo sie bei Eis und Schnee und kümmerlichster Nahrung oft wochenlang aushielten [2]). Die Stimmung dieser Unglücklichen war selbstverständlich oft verzweifelt. Nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hat ihnen geholfen, die Leiden zu überwinden.

Die Zurückbleibenden

Schlimmer noch als den Flüchtenden erging es denen, die den Entschluß zum Bleiben faßten. Die Not und das Elend überstieg an manchen Orten alle Begriffe. Zusammengepfercht auf kleinstem Raum, ohne ausreichende Nahrungsmittel, ständig bedroht von einer rohen Soldateska, die namentlich auf Frauen und Mädchen Jagd machte, bei der geringsten Gelegenheit mit dem Tode bedroht, haben sie entsetzliche Monate durchlebt. In den Berichten aus dieser Zeit treten aber zwei Dinge immer wieder hervor: Die feste Zuversicht, daß unsere Truppen der Qual bald ein Ende machen würden, und die gegenseitige Hilfsbereitschaft. Der Pfarrer von Kumilsko (Kreis Johannisburg) er-

[2]) Vgl. A. Brackmann, Aus der Fluchtbewegung, in: „Ostpreußische Kriegshefte" II, S. 21 ff.; Aus der Zeit des zweiten Russeneinfalls, ebenda, III, S. 11 ff.

Digitized by Google

zählt[1]) „Die schlimmste Zeit begann für uns alle mit dem 6. November v. J., als die Russen zum zweiten Male kamen; denn von da drangen fast täglich russische Soldaten in Gruppen von 3, 4 bis 10 Mann in die Häuser ein, durchsuchten alle Zimmer und nahmen, was ihnen gefiel... Noch größer wurde die Not, als sie meine Wirtschaft plünderten und mir meine Kuh, Schweine und sämtliches Federvieh nahmen, so daß ich nichts zu essen hatte. Da hat meine Gemeinde mir geholfen und für mich gesorgt, wie Kinder für ihren Vater; denn als die Leute hörten, daß ich keine Lebensmittel und kein Geld hatte, haben sie mir aus Dankbarkeit dafür, daß ich bei ihnen geblieben war, . . . von dem, was sie vor den Russen versteckt hatten, so reichlich mitgeteilt, daß ich nicht Hunger zu leiden brauchte." Selbstverständlich lockerte diese Zeit auch vielfach die Sitten, aber die besonneren Elemente haben doch schlimmere Ausschreitungen fast überall zu verhindern gewußt.

In den Orten, die in deutschem Besitz blieben, aber dicht an der Kriegszone lagen, war die Stimmung ebenfalls ernst; trotzdem aber hoffnungsfreudig, die Haltung der Bevölkerung durch die gegenseitige Hilfsbereitschaft bestimmt. „Bis in den Februar[2]) währte das Messen der gegnerischen Kräfte, ein stellenweises Vordringen des Feindes bis in unmittelbare Nähe des Kirchortes, ein fortwährendes Hangen und Bangen, wie lange man bei aller Kaltblütigkeit und ruhiger Besonnenheit in den eigenen vier Wänden noch werde bleiben dürfen, ein unsicheres Tasten auch bei der eigenen Militärbehörde, die uns schließlich nur raten konnte, nicht zu spät fortzugehen. — Dies war die Signatur vom 14. November bis 15. Februar. . . In dieser Einquartierungszeit hieß es für jeden Wohnungsinhaber persönlich Opfer bringen, mit wenig sich begnügen, die eigenen Vorräte, die bis zum Sommer ausreichen sollten, preiszugeben, um die hungernden, frierenden und oft ermatteten Soldaten versorgen zu helfen . . ." Das war oft schwer. „Über allem aber leuchtete der Zuspruch von oben: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen." — Mit den Männern haben hier an der Grenze die Frauen tapfer ausgehalten. „Meine Frau", so schreibt ein Pfarrer aus Angerburg[3]), „saß eines Tages zu Anfang Februar 1915 an ihrem gewöhn-

[1]) „Ostpreußische Kriegserlebnisse (Fortsetzung von Kriegs-Kreuz und -Liebe, herausgegeben von Sup. Braun-Angerburg u. a., Angerburg, Krüppelheilanstalt Heft 3, S. 63 f., Heft 4, S. 2.

[2]) „Kriegserlebnisse ostpreußischer Pfarrer" II, S. 114 f. (Bericht des Pfarrers von Kraupischken, Kreis Ragnit).

[3]) „Ostpreußische Kriegserlebnisse" (Fortsetzung von Kriegs-Kreuz und -Liebe) Heft 2, S. 18.

Digitized by Google

lichen Fensterecken und strickte fleißig Handschuhe für unsere Soldaten. Dabei zählte sie die Zahl der Bomben, welche die Russen gegen uns abschossen, und die Zahl der deutschen Bomben, die darauf antworteten. Sie hatte ja mit der Zeit den Unterschied zwischen der russischen und deutschen Kanonade bald herausgefunden. Die russischen Granaten aus einer Entfernung von 6 Kilometer in der Luftlinie abgeschossen, polterten in nervöser Hast hintereinander, wie ein Jähzorniger, der blindlings darauf losschlägt, um alles zu zertrümmern. Dann antworteten die deutschen Feuerschlünde in einer Entfernung von 1 Kilometer von der Stadt, langsam, bedächtig und laut mit urkräftigen Donnerschlägen. In 5 Minuten krachten 21 russische und 4 deutsche Schüsse. Das macht in einer Stunde 252 Bomben von russischer Seite. Rechnet man die Dauer einer Kanonade während eines Tages durchschnittlich zu 6 Stunden, dann sind bei Angerburg täglich mindestens 1512 feindliche Bomben gefallen. Die Russen umlagerten uns im Süden und Osten der Stadt im ganzen 93 Tage. Folglich haben sie auf unser Städtchen etwa 140 616 Kanonenschüsse abgegeben." Diese die feindlichen Bomben in aller Ruhe zählende Pfarrersfrau ist gewiß ein Beispiel für die Haltung der ostpreußischen Bevölkerung, das man so leicht nicht vergißt.

Die Verschleppten

Das schlimmste Los zogen die Unglücklichen, die damals in den Wintermonaten nach Rußland verschleppt wurden. Die Geschichte wird dereinst ihr Schicksal unter die furchtbarsten Erlebnisse der Menschheit rechnen. Ihre Fahrten im ungeheizten Viehwagen ohne Nahrung und ohne wärmende Winterkleidung, ihre Wanderungen durch das in Eis und Schnee erstarrte Innere von Rußland übersteigen alles Elend, das menschliche Einbildungskraft sich vorzustellen vermag. In diesen Unglücklichen erstarb fast das Gefühl für ihr Erleben; sie wandelten über das Eis der Wolga und durch die Schneewüsten Rußlands als geistig Tote ohne die Fähigkeit zu tieferem Empfinden und eigenem Handeln. Andere mußten für sie denken und wirken. Gott sei Dank fanden sich fast überall mitleidige Deutschrussen, die ihre Not zu lindern suchten, so gut sie konnten. Ohne die deutschen „Komitees" wäre die überwiegende Mehrzahl der Verschleppten elendiglich verkommen; *denn die russische Regierung tat so gut wie nichts, um sie vor den Unbilden der Witterung und dem Hungertode zu retten.* Nur in einigen Gouvernements haben persönlich wohlwollende Gouverneure aus eigener Machtbefugnis und mit leider sehr beschränkten Mitteln die Not zu lindern gesucht. Der aus Odessa nach Jenotajewsk

Digitized by Google

im Gouvernement Astrachan verschleppte Assistent an der Münchener Sternwarte, Dr. August Kühl, hat in den „Süddeutschen Monatsheften" (November 1915, S. 226 f.) die Lage dieser Ostpreußen geschildert: „Wenn ich nicht irre, war es Mitte Dezember, als an einem kalten Frosttage (etwa bis 20° Celsius) über das Eis der Wolga einer jener traurigen Züge der aus Ostpreußen verschleppten Landsleute kam. Etwa 100 Personen, meist Männer, doch auch Knaben von 12 Jahren und Greise von über 90 Jahren, schleppten sich mit den letzten Kräften in schweren Holzschuhen, zerfetzten Stiefeln, teils nur in Strümpfen, ja einer barfuß über das Eis. Ihre Kleider waren Lumpen von Sommeranzügen, denn sie waren über 6 Wochen seit ihrer Gefangennahme unterwegs in Viehwagen und Gefängnissen; am letzten Tage hatten sie den etwa 50 Kilometer langen Weg von Charibali her zu Fuß gemacht und waren verurteilt, den nächsten Tag weitere 70 Kilometer nach Nikolsk zu gehen. Man brachte sie ins ‚Teehaus' des Dorfes und gestattete einigen Herren, darunter mir, sie aufzusuchen und ihre dringendsten Nöte kennen zu lernen, und womöglich zu lindern. Ein Lehrer, der geistige Führer der armen Schar, gleich allen im zerfetzten Anzuge, mit Schmutz und Läusen besät, bat für alle um Gelegenheit zum Waschen und womöglich etwas warme Kleidung — für Tee und Brot war bereits gesorgt, und ausreichend Fleisch- und Wurstwaren flossen aus den mildtätigen Händen vieler hinzugekommenen Landsleute. Dank der Opferwilligkeit aller Verschickten konnten wir am nächsten Tage allen Ostpreußen warme Unterkleidung, einigen auch Anzüge und Stiefel geben. . . Vielleicht 8 Tage nach dem ersten Transport traf der zweite und bald darauf ein dritter ein. Die Angehörigen dieser beiden Transporte blieben zunächst in Jenotajewsk, so daß wir uns plötzlich vor die Aufgabe gestellt sahen, neben den bisher unterstützten etwa 50 unbemittelten Odessaer Deutschen noch etwa 150 bis 180 völlig unbemittelte und obdachlose Ostpreußen zu erhalten; denn die russischen Behörden beschränkten sich darauf, diese armen, kranken und entkräfteten Menschen in die Ortschaften hinauszutreiben, ohne ihnen zunächst die geringste Unterstützung zu gewähren."

Alles, was die Ostpreußen in der Heimat wie in Rußland erlebt haben, ist eine einzige ungeheure Anklage gegen die russische Regierung und gegen die russische Armee. Das Bild wird im einzelnen später noch bestimmter werden, aber in den Grundzügen wird es so bleiben. Um so heller hebt sich auf diesem düsteren Hintergrunde die Haltung der Bevölkerung ab. Als die Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses in den Tagen vom 25. bis 30. August 1915 die zerstörten Ortschaften der Provinz besichtigt hatten, faßte der Vorsitzende des Ausschusses, der Abgeordnete

Digitized by Google

Winckler, die Eindrücke, die sie gewonnen hatten, in folgende sehr richtige Worte zusammen: „In ernster Stimmung verlassen wir Ostpreußen — ist doch erschütternd gewesen, was wir gesehen und gehört haben —, aber zugleich in gehobener Stimmung; denn wir haben uns überzeugt, wie überall gearbeitet wird, um aus Ruinen neues Leben sprießen zu lassen. . . Den am meisten erhebenden Eindruck aber haben wir von dem Geiste der Bewohner erhalten, den der Vorsitzende der Landwirtschaftskammer in Insterburg in die Worte kleidete: ‚Nichts tun wir weniger, als den Kopf hängen lassen.‘ Dieser entschlossene Mut, mit dem man hier an die Arbeit gegangen ist, ist ein Beispiel für ganz Deutschland. Wie Ostpreußen vor 100 Jahren zuerst aufgestanden ist, so hat es jetzt für ganz Deutschland gelitten. Darum handelt es sich bei dem Wiederaufbau des Zerstörten nicht nur um eine ostpreußische Sache, sondern um eine ganz Preußens und Deutschlands; denn das gesamtstaatliche Wohl verlangt es, daß der deutsche Eckpfeiler im Osten fest und sicher bleibt.“ Der Berichterstatter aber, der Abgeordnete Fuhrmann, schloß seinen Bericht mit den Worten: „Wir verließen Ostpreußen mit herzlichem Mitgefühle für die schwer geprüfte Provinz, aber auch mit hohem Dankgefühle für die dort gefundene Genügsamkeit, Standhaftigkeit und Heimatliebe.“

So ist denn die Erwartung in der Tat nicht zuschanden geworden, die der Kaiser am 27. August 1914 in seinem Erlaß über die Hilfe für Ostpreußen aussprach: „Ich kenne den in noch schwerer Zeit bewährten unerschütterlichen Mut Meiner Ostpreußen zu genau, um nicht zu wissen, daß sie stets bereit sind, auf dem Altare des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern und die Schrecknisse des Krieges standhaft auf sich zu nehmen.“ So schrecklich der Krieg hier als „Erlebnis“ war, — das Erfreuliche ist, daß die Ostpreußen durchgehalten haben. Darin liegt die Gewähr für eine neue Blüte der Provinz.

Digitized by Google

Das heilige Land Tirol

Von Karl Bär

Durch das Bergdorf Trafoi zieht mit wehenden Fahnen die Prozession. Die Hotels und Häuser sind geschlossen, wie ausgestorben der Ort, wo sonst gerade um diese Zeit der große, internationale Reiserummel herrscht. Zu nahe ist er dem Stilfserjoch. Ehe aber die Bewohner mit ihrem ganzen Hab und Gut in die Fremde zogen, haben sie in rührendem, gläubigen Vertrauen das Bild der Gottesmutter oder des Herzens Jesu über der Türe befestigt. Ein eigentümlicher Anblick dieser tote, vom Himmel bewachte Ort. Heute aber sind sie von weither gekommen in ihrer Not und Angst, und tragen nun das Gnadenbild der Muttergottes vom Altar der Trafoier Kirche hinein in die Kapelle im Talschluß, in den riesigen Felsenkessel der heiligen drei Brunnen. Sie soll ihnen helfen, ihre Hütten und ihr Land beschützen vor dem Feinde, der von Süden her droht, wie sie es für die Vorfahren getan in allen früheren Welschen- und Franzosenkriegen. Befehl: „Die dienstfreien Herren Offiziere und die dienstfreie Mannschaft haben sich der Prozession anzuschließen." Und so ziehe auch ich mit hinein. Das Ziel ist erreicht. Unter den letzten, hohen Fichten des Tales setzten sie ihre Last hin, die Schar der Beter umsteht das Bild. Drohend, in der Sonne blauschillernd hängen die Eisstürze der Gletscher herab; fast 1500 Meter hoch von der Talsohle schwingt sich die Riesenwand der vorderen Madatschspitze empor, unnahbar, abweisend. Aus ihr aber springen hoch droben als starke Bäche direkt aus dem Stein drei Quellen, die heiligen drei Brunnen. Eben ist der Frühling erst in das Hochtal gezogen und hat dem Tannenbaum halbgrüne Lenzkerzen aufgesteckt. Der Pfarrer von Stilfs hält die Festpredigt. Ich höre anfangs nur mit halbem Ohre zu, mein Auge schwelgt in der Pracht der Linien und Farben dieser herrlichen Bergwelt, in die heute die Uniformen, die Meßgewänder der Priester, die Trachten der Wallfahrer neue Formen und neue Töne bringen.

Jetzt horche ich auf. Der Prediger ruft Hilfe und Schutz der Gnadenmutter an. „Ist es nicht schon ein Wunder, daß der Welsche nicht in unser Tal eingebrochen, daß eine so winzige Anzahl von Verteidigern

Digitized by Google

seine Stürme abgeschlagen? Ist es nicht schon ein Wunder, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, daß unsere Verluste trotz des heftigsten Feuers verschwindend sind? Vertrauet der heiligen Jungfrau, sie wird euch nicht verlassen, das Recht und der Glaube wird siegen." Und während alle in frommem Vertrauen aufschauen zum Joch, wo Tag für Tag die Kanonenschüsse brummen, fliegt mein Blick hinüber zu dem scharfgeschnittenen, ehernen Gesicht unseres Kommandanten, des Verteidigers vom Stilfserjoch. Ist es nicht ein Wunder, daß gerade dieser Mann in der Zeit der größten Gefahr hieher kam, dessen unbeugsame Energie bewirkt hat, daß wir heute im Feindesland stehen in unbezwingbarer Front? Daß er den geringen Streitkräften Mut und Vertrauen einflößte, dem übermächtigen Feind mit voller Siegeszuversicht entgegenzutreten? Der Abt von Kloster Marienberg liest die Messe, und während er die Hostie emporhielt und die Gläubigen in die Knie sinken, zieht hoch droben in den Wänden der Madatschspitze eine Patrouille vorbei. An schmalem Felsband bleiben die Soldaten stehen und schauen herab. Sie werden wohl die Kappe abgenommen und die rauhen Fäuste, die den Eispickel umklammern, zum Gebet gefaltet haben, damit auch sie des Segens, der dort unten gespendet wird, teilhaftig werden. Während der priesterlichen Handlung singt ein kleiner Chor von Landstürmern und Kanonieren die deutsche Schubertsche Messe. Ungemein weihevoll klingen die einfachen Weisen durch das ferne Rauschen der heiligen Quellen.

Die Wallfahrer aber sind nur Frauen, Kinder und einzelne Greise. Männer fehlen, sie alle stehen ja dort oben auf der Grenzwacht gegen den Erbfeind, alle, alle. Wenn aber für künftige Geschlechter einmal der Heldenkampf der Tiroler im Jahre 15 geschrieben wird, dann muß auch des Heldenkampfes der Frauen daheim gedacht werden. Ich sah sie keuchend unter den riesigen Heubündeln die steilen Bergwiesen emporsteigen, das Ochsengespann lenken, ich sah sie ernten und ackern und säen ohne Klage mit trotzigem Lächeln: „Es geht auch ohne Mander." Ein stilles Heldentum, zum letzten Opfer bereit. Kann aber die Begeisterung, die Heimatliebe allein das erzeugen? Ich glaube,-nein. Da muß noch eine mächtige Triebfeder dazu kommen, und das ist der Haß. Ich kenn meine Tiroler bis in den innersten Winkel ihrer Seele, und doch bin ich manchmal erschrocken über den zügellosen Haß, der emporloderte, wenn die Sprache auf „den Welschen" kam. Und bei allen gleich, bei jungen Burschen und ernsten Männern, bei frischen Mädeln und Mütterchen nahe der Grube. Und der Haß hat den Männern das Gewehr in die Hand gedrückt und Auge und Hand sicher und fest gemacht und ihr Herz erbarmungslos; denn der Treubruch gilt ihnen als

Digitized by Google

das schwerste Verbrechen. Wird diese Kluft zwischen den Völkern einmal überbrückt werden? Können die Pfingsttage des Jahres 1915 einmal vergessen werden? Abends ziehen sie wieder talaus, Trost und Hoffnung im Herzen, die Muttergottes zu den heiligen drei Brunnen wacht ja über dem Joch und dem Tal. Als aber im Herbst die Schneestürme über die Pässe fegten, meterhoch den Schnee anhäuften, und so ein unüberwindbares Hindernis der Grenze zogen, das kein Heer durchbrechen kann, da holten sie voll Dankbarkeit und gläubiger Liebe das Gnadenbild wieder aus dem hintersten Talkessel und trugen es zurück in das Kirchlein von Trafoi, um das die Opfer der Stilfserjochkämpfe liegen. Die Gottesmutter hat wieder sie und ihr Tal behütet.

Digitized by Google

An der Südgrenze des Reiches

Von Wilhelm von Scholz

Seit dem aufregenden Tage, an welchem die Mobilmachung befohlen wurde, und den ihm unmittelbar vorangehenden der wachsenden Zuspitzung aller europäischen Verhältnisse war ich bis zum Sommer 1915 nicht am Bodensee. Im Juli des zweiten Kriegsjahres, fast genau zwölf Monate nach dem Beginn des großen Völkerringens, führte mich eine Urlaubsreise wieder an die Südgrenze des Reiches.

An die Stelle der angespannten, aufgeregten und überarbeiteten Tätigkeit aller, die damals den sicheren Vollzug der raschen Wehrhaftmachung des Landes bewerkstelligte, die mir die Fahrt am ersten Mobilmachungstage von Konstanz an den Ort meiner Mobilmachungsbestimmung zu einem der größten Lebenseindrücke machte, war jetzt ein ruhiges, an den Krieg gewöhntes Arbeiten getreten. Selbst auf den Bahnhöfen in der breiten Rheinebene, auf welche schon mehrfach Fliegerangriffe stattgefunden hatten, war nichts von Aufregung zu spüren. — Die Züge waren gut besetzt, doch nicht überfüllt. Viele Urlauber, Offiziere und Mannschaften, Sommerreisende, an einzelnen Haltestellen Gefangenenzüge, einmal ein Truppentransport: der Eindruck eines in seinem gleichmäßigen inneren Lebensvorgang vom Krieg wohl beeinflußten, aber nirgends in seiner willensvollen Selbstsicherheit erschütterten Volkes und Landes. Alles arbeitete ruhig und sicher wie im Frieden.

Der Schwarzwaldnachtzug, der mich von Offenburg nach Konstanz brachte, war leer; in meinem Wagen I. und II. Klasse war niemand außer mir. Ich fuhr zwischen den dunklen Bergen über den schwarzen Tälern, die in tiefer Nachtruhe lagen, einsam hin, meinen Gedanken überlassen, die immer wieder zu der Zeit vor einem Jahre zurückkehrten. Ich sah vor mir wieder die vielen Wachen und Posten an der Bahnstrecke, an Haltestellen, Tunneln, Brücken; die Abschiedsszenen auf allen Stationen, den überfüllten Zug mit den aufgeregten Reisenden, unter denen die tollsten Gerüchte erzählt wurden, den überarbeiteten Bahnbeamten.

In Konstanz, wo ich mitternachts eintraf, standen die Hausdiener der Gasthöfe in langer Reihe an der Bahn — wie im Frieden.

Digitized by Google

Die Stadt lag in tiefem Schlafe. Der Gasthofswirt, ein eingezogener Landstürmer, empfing mich in Uniform. Ich befragte ihn über den diesjährigen Fremdenverkehr.

„Sehr wenig", antwortete er betrübt. „Der Paßzwang für den ganzen Obersee und die Schweiz und die sonstige Behinderung des Reisens hierzulande halten die Leute ab. Nur durch den Verwundetenaustausch kommt noch etwas Leben her."

In den folgenden Tagen sah ich mir Stadt und Land, die ich durch jahrzehntelange enge Beziehung kenne, etwas genauer an. Der Wirt hatte Recht. Trotz der wunderschönen, sonnigen Sommertage bot der Verkehr überall nur ein Bild wie im Herbst oder Winter. Keine weißen Segelboote oder buntgestrichenen Rudergondeln, keine raschen Kraftjachten tummelten sich wie sonst in der Bucht. Es war, wie ich erfuhr, nur ein bestimmter Teil des Konstanzer Trichters — so heißt das Becken, an dem die Stadt liegt — für den Bootsverkehr freigegeben; dann erst wieder der Überlinger See mit einer Grenzlinie etwa von Meersburg zum Eichhorn herüber. — Die Dampfer nach Friedrichshafen, Lindau, Bregenz fuhren fast ganz leer. Nur wenige Reisende standen an Deck, wenn die, viele Hunderte von Personen fassenden, schmucken Schiffe sich schwerfällig aus dem Hafen herausarbeiteten. Die Kraftboote, die sonst den Verkehr zwischen dem badischen und dem Schweizer Ufer vermitteln, waren auf ein paar örtliche Strecken der Stadtseeseite beschränkt. Da und dort stand ein Fischerkahn draußen auf der glänzenden Fläche; an einem Fähnchen in den Reichsfarben kenntlich. So wollte es die Vorschrift für das Befahren der den Gondeln verbotenen Zone.

Das Leben der Stadt war geschäftig wie im Frieden, wie überall in Deutschland. Daß soviel Arbeitskräfte weniger schafften, war äußerlich nicht zu sehen.

Auf dem Lande aber war es einsamer als sonst: weniger Wagen, keine Kraftfahrzeuge, leere Felder, auf denen man selten einmal arbeitende Bauern traf. Die Paßgrenze schnitt einige ins Schweizerische vorspringende Gebietsteile am Rhein schon auf deutschem Boden ab, um die Bewachungslinie zu verkürzen. Dort war auch der örtliche Verkehr ziemlich erstorben oder auf das Notwendigste beschränkt.

In den Parks der vornehmen Landhäuser, die sich von der Stadt aus am badischen Ufer hinziehen, lag tiefe Sommerstille, lag über Baumwipfeln, Grasflächen, Blumenbeeten und den kleinen Gondelhäfen mit den festgeschlossenen Booten wie ein lichter Schatten der Frieden, dem sich die durch den fortwährenden Gedanken an den Krieg zermürbte und ermattete Seele für Stunden nicht entziehen konnte. Dann träumte sie

Digitized by Google

wohl von blumiger Terrasse auf den weiten blauen See hinaus, der unter den Wipfeldächern der Uferplatanen reglos dalag — bis wie ein Schüttern, wie ein innerliches Erdbeben, wie ein Erschrecken und ein plötzliches Verlöschen der Sonne der Gedanke an den Krieg in die friedenvolle stille Landschaft, in die selige Ruhe dieser Zeitabgeschiedenheit hereinbrach, den Himmel verdunkelte, den silbernen Spiegel trüb überhauchte, die lichten Berge dunstig umhüllte und als ein herniederrieselnder Aschenregen sich mit traurigem Schleier über alles legte. Kaum erquickte ein Bad in der reinen, klaren Flut, die tief durchsichtig, sommerlich geschwellt hoch an den sonnigen Parkmauern stand und mit herüberhängenden Epheuranken und Weinlaubzweigen spielte. Grau schaute der Gedanke an den Krieg die Landschaft, in der ein Unwissender, ein dem Lande und der Zeit Fremder vielleicht nichts gesehen hätte als sonnenleuchtenden Frieden und die gewohnte menschliche Arbeit.

Wie waren die Menschen, die ich seit einem Jahr nicht gesehen hatte, ernst geworden — schweigend oder mitteilsam, verändert alle. Jeder hatte Kriegssorgen, von der Teilnahme an den großen Zeitereignissen bis zum bedrückten Gedanken an Angehörige, die im Felde standen, und zu Überlegungen, wie die notwendige Arbeit bewältigen, wie die ausgefallenen Hilfskräfte ersetzen. — Wie waren alle heimatlichen Lebenskreise, die ich berührte, dünner geworden: da und dort fehlte einer — mancher wohl auf immer. Es war, als seien alle Entfernungen von Mensch zu Mensch weiter geworden, als habe sich Einsamkeit wie entrückender Nebel überall zwischen sie gelagert.

Einen stillen sonnigen Vormittag brachte ich auf der Reichenau zu. Von den vielen Hinausgezogenen der Insel erzählte mir die Kellnerin, von den Gefallenen, den Vermißten. Die Sommerblumen blühten dazu, reifend hingen die Trauben in den Weinbergen und die roten Frühäpfel in den Bäumen. Musik drang aus der Kirche. Man feierte den Geburtstag des Großherzogs. Veteranen mit dem Eisernen Kreuz von 70, junge verwundete Krieger mit dem von 14, viele, viele Frauen — manche in Trauer — entströmten der alten Klosterkirche. Die Dorfkapelle spielte. Ein Hoch auf den Landesfürsten ward ausgebracht. Und in Gesprächen zerstreute sich die Menge wieder über die heimatliche Insel.

Stiller noch als Konstanz war das alte Meersburg, das sonst um diese Zeit als Dampferverbindungspunkt zwischen Ober- und Überlinger See regen Verkehr hat. Der Eindruck dieses Kleinstadtfriedens war um so größer, als das mächtige Schloß so trotzig-kriegerisch inmitten der engen Berggassen aufragt, als der neue Bischofspalast (jetzt Taubstummenanstalt) mit seinen, bis zum Felsenrande vorgelagerten, breiten Prunk-

Digitized by Google

terraſſen der Stadt das bauliche Gepräge, wenn auch ländlich zurückgezogenen, ſo doch großen fürſtlichen Lebens geben. Ich beſuchte den Weiſen vom Glaſerhäusle, den alten jungen Fritz Mauthner, mit dem ich vor einem Jahr bei den Klängen des Radetzkymarſches auf der Inſelterraſſe geſeſſen und ernſt vom kommenden Kriege geſprochen hatte. Seltſam: der graue Philoſoph, der liebenswürdig überlegen, mit lächelndem, warmherzigen Spottblick von ſeiner Uferhöhe aus längſt über das ganze Leben mit ſeinen Freuden und Schmerzen hinſah — er wünſchte ſich, wieder jung ſein und mittun zu können. Auch das iſt mir ein unvergeßlicher Eindruck des Krieges.

Eines Tages war in Konſtanz das Bild der Stadt lebendiger als die Zeit vorher. Außer den deutſchen, verwundeten oder in der Ausbildung begriffenen Soldaten, zu denen manchmal höchſtens noch einige Öſterreicher kamen, ſah man Trupps franzöſiſcher Sanitätsmannſchaften, franzöſiſche Militärärzte in den Türen der Gaſthäuſer, vor denen plötzlich Poſten ſtanden. Auf den großen, kahlen Höfen der Kaſerne, des ehemaligen Petershauſener Kloſters, ſtanden oder lagerten Gruppen franzöſiſcher Kriegsgefangener, die ſchwerverwundet und nicht mehr waffenfähig nun mit den unverwundeten Ärzten und Sanitätsleuten durch die Schweiz die Heimreiſe antreten ſollten. Und gleicherweiſe wurde aus der Schweiz ein Zug mit deutſchen Austauſchgefangenen erwartet.

Der Bahnhof war für die Ankömmlinge, die ſeit langem — manche bald ein Jahr — die deutſche Erde nicht mehr geſehen hatten, feſtlich geſchmückt. Die Muſikkapelle des Erſatzbataillons (vom Inf.-Regt. 114) war aufgeſtellt, Hoheiten, der ſtellvertretende Kommandierende General, der Miniſter aus Karlsruhe, viele Offiziere, viele Damen mit Liebesgaben ſtanden in Gruppen auf dem Bahnſteig, hinter deſſen Sperren ſich dicht die Bevölkerung drängte. Fahnen wehten im Frühwind.

Da klangen von dem Gleisnetz des Schweizer Bahnhofs die hellen Tuten der Weichenſteller. Die Muſik ſetzte ein. Langſam rollte der Zug heran.

Dieſer Augenblick, ehe man einen einzelnen Verwundeten ſah, als man auf das Kommando, das Übermaß von Gefühlen, das dieſe ſchwere klirrende Eiſenmaſchine heranſchleppte, im Bewußtſein hatte, war erſchütternd. Ich geſtehe, daß ich bei dem erſten Zug ſchwerverwundeter kriegsgefangener Franzoſen, armer, jämmerlich zuſammengeſchoſſener Geſtalten, nicht ſo ergriffen war wie hier, wo Wagen um Wagen voll deutſchen Leides, deutſchen Stolzes, deutſcher Entſagung und endlich erfüllter deutſcher Heimatſehnſucht, die noch nicht als einzelne Menſchen unterſcheidbar waren — ſondern nur dunkles großes Sympol — über eine

Digitized by Google

friedliche Grenze in das Land hereinrollten, das all die Männer, die nun aussteigen würden, mit ihrem Blute verteidigt hatten. Der Blick, der ein wenig unklar und unsicher wurde, umkrampfte den Zug, auf den all die zahllosen Menschen ergriffen hinstarrten, während die Musik „Deutschland, Deutschland über Alles!" spielte; man hatte das Gefühl: in einem Rhythmus und Takt mit dem Rollen der Eisenräder.

Der Zug fährt ganz langsam. Alles winkt, grüßt, schwenkt Tücher. Blasse und frische, müde und fröhliche Gesichter werden an den Fenstern erkennbar; hinter anderen Scheiben hochgehängte Liegebahren, von denen sich bleiche, bärtige Köpfe herunterneigen, abgezehrte Hände winken.

Der Zug hält. Und nun eilen die Wartenden, die die Schwere des Augenblicks plötzlich überwunden haben, in die Wagen, treten mit Blumen und dem buntesten Gemisch von Liebesgaben an die Fenster und Türen, während immer von neuem die Musik vaterländische Weisen spielt. Ein Schweizer Oberst, Schweizer Sanitätsleute steigen aus; der Oberst wird von den deutschen Offizieren begrüßt.

Das Schweizer Rote Kreuz hatte den Durchfahrenden ein sehr nützliches Geschenk gemacht: kleine Säcke für Liebesgaben, die sich nun mit Zigarren, Postkarten, Büchern, Schokolade und vielem anderen füllen. Ein Begrüßungstelegramm der Kaiserin wird allen gegeben — und noch etwas, vielleicht das schönste Begrüßungsgeschenk: eine besonders für die Verwundeten gedruckte Ausgabe der „Konstanzer Zeitung", welche die Begebenheiten des großen Krieges während der letzten Monate, alle unsere Erfolge, die den Gefangenen von den Feinden natürlich verheimlicht worden sind, in gedrängter Übersicht zusammengestellt. — „Wie werdet ihr staunen, was werdet ihr euch freuen, wenn ihr lest, was unser Heer inzwischen geleistet hat!" — das liegt in dem froh-aufstrahlenden Blick der jungen Mädchen, die die Blätter verteilen.

Einige Damen haben einen großen Posten Feldmützen besorgt, dessen Wert als Liebesgabe von manchem Wartenden wohl zuerst skeptisch betrachtet wurde. Der Erfolg gab den Damen Recht: die Leute, die zum Teil Zivilmützen oder sehr schlecht gewordene Kopfbedeckungen trugen — sie waren überhaupt z. T. phantastisch gekleidet, hatten wollene Armeljacken, Blusen oder knopflose Waffenröcke an, von denen sie alle Knöpfe als Erinnerung hatten verschenken müssen — rissen sich um die neuen Feldmützen, von denen gewiß der doppelte Bestand ebenso leicht aufgebraucht worden wäre.

Nachdem die Schwere des ersten Eindrucks — wie alles Große, Erschütternde — ins Gewöhnliche untergegangen war, und wir an den meist frohen Gesichtern der armen Heimkehrenden selbst wieder ein leichteres

Digitized by Google

Herz gefunden hatten, waren die Gefühle, welche ein Herumgehen im Zuge und die Gespräche mit einzelnen der Verwundeten erweckten, bald wieder trübe und bedrückend. Dem fehlte ein Arm, dem ein Bein, ein anderer stand in Krücken gehängt auf unfesten Füßen; wie viele lagen und sprachen leise und tonlos von ihren hohen Betten herunter. Und das ruhige stille, manchmal selbst heitere Heldentum, mit dem die meisten ihr nun schon seit Monaten gewohntes Leidenschicksal ertrugen, legte sich mit fast noch größerer Schwere auf Auge und Herz der Begrüßenden. Dort steht ein armer Blinder am Wagenfenster, die Zivilmütze mit Blumen geschmückt, eine Wolljacke an, in den Händen Postkarten und Zigarren — und erzählt lachend, zwischen zwei ebenfalls fröhlich dreinschauenden Kameraden, die ihn wohl ans Fenster geführt haben, einer Gruppe Draußenstehender vom Krieg und von Frankreich. —

In diesem Kriege, der durch so Vieles, was unsere Gegner tun, den Glauben an Menschheit und Menschlichkeit immer wieder aufs schwerste erschüttert, ist eins besonders erfreulich und beglückend: wenn man leise Spuren davon findet, daß auch unter unseren Feinden Menschen sind, Menschen mit liebevollen, warmfühlenden Herzen. Einer der Verwundeten erzählt mir, daß der französische Sanitätsmann, der ihn und einige seiner Kameraden zu pflegen hatte, so um sie bemüht war und so herzlich mit ihnen verkehrte, daß er bald von den anderen Franzosen gemieden wurde. Einige klagen über die Behandlung, die sie erfuhren. Andere sagen, sie sei nicht schlechter gewesen als die der französischen Verwundeten auch. Nur manchmal, in gewissen Zeitabständen, wären ihre Pfleger hart, wortkarg und unfreundlich geworden, aber das hätte sie im Stillen gefreut: denn das war die einzige sichere Nachricht, die sie von neuen Niederlagen der Franzosen und von den Siegen ihrer Brüder erhielten. Dann waren sie glücklich und stolz.

Langsam, langsam geht das Aussteigen und das Ausladen vor sich, lange Zeit dauert es, ehe die Verwundeten in einer blumengeschmückten Halle essen und feierlich begrüßt werden können. Aber ich glaube, sie drängten nicht. Sie dehnten und genossen diesen köstlichen Augenblick des Wiedersehens mit der Heimat, des ersten Ruhens auf deutschem Boden, des Umgebenseins von Freunden und des durstigen Atmens der reinen freien Luft an der Südgrenze des Vaterlandes.

Digitized by Google

Fußwanderung im Kriegssommer 1915

Marie von Bunsen

Juni.

Zu Fuß, so hatte ich es mir ausgedacht, wollte ich von München nach Berchtesgaden wandern. Im Berliner Lazarett erhielt ich Sommerurlaub; eine andere Kriegshilfsschwester würde an meiner Stelle im Verbandszimmer stehen, mit Jodbenzin und Borsalbe handhaben, würde stützen und halten, während der Narkose den Puls befühlen.

Meinen Rucksack nach dem ersten Nachtquartier vorausschickend, ließ ich in der Morgenfrühe die Stadt und ihre Vororte hinter mir und ging das Isartal entlang. In der feierlichen Buchenpracht durchbrach Sonnenschein das Zweigengrün die Luft war walddurchduftet; milchgrün, Frische verbreitend, stürzte der Fluß vorbei. Dann setzte ich auf einer Fähre über; eine Frau fuhr, ich frug, ob ihr Mann draußen stände, ja, er sei Tiroler und kämpfe gegen die Italiener, „und gern, er gönnt es ihnen!" Auch am rechten Ufer führte der Weg durch den Wald an der Isar entlang. Der Baumbestand war weniger eindrucksvoll hoch, aber durch das Unterholz schwirrten singende Vögel, Finken und Amseln, Hausrotschwänze, und im dichten Gebüsch erging sich in ihrer dreistfröhlichen Niedlichkeit eine Zaunkönigsgesellschaft. Dann kamen einige Dorfhäuser, und auf hohem Ufer erhob sich das Schloß Grünwald. Ein nach dem Richtweg befragter Bauer meinte, es sei „aus der Römerzeit". Am Ende hat er recht, das Schloß steht an beherrschender, weitumfassender Lage, entstammt dieser jetzige Bau, dieses Jagdschloß der bayerischen Herzöge auch etwa dem 15. Jahrhundert. Es ist beglückend unverdorben, einfach, wie das unsere echten Schlösser und Burgen fast immer sind; überaus malerisch; diese Ringmauer, Höfe, Torwege, diese hochdächerigen, unregelmäßigen Gebäude. Ich bestieg den Bergfried; da lag in der Ferne, visionenhaft, das Hochgebirge, auf welches ich zuwanderte, und gegenüber, blaß hingehaucht, die soeben verlassenen Münchener Türme.

In der Nähe stand eine schlichte alte Kapelle. Innen zeigte ein Bild von 1700 eine Prozession von Dorfleuten in der noch immer lebenden Tracht, voran ein Hofjagdwart in grün und gold. „Wegen schädlichen

Viehfahl" war die Gemeinde Grienwald „zum Bildnis des gekreuzigten Erlösers und seiner schmerzhaften Mutter" gezogen, war infolgedessen „von dem Uebel frey geblieben". Draußen blühten Taglilien, Sturmhut, Schafgarbe und Königskerzen auf den Gräbern „wohlgeachteter Jünglinge" von 68 Jahren.

In der beachtenswert geschickt angegliederten Schloßwirtschaft aß ich auf der Terrasse zu Mittag, übersah den Isarlauf, wie er sich zwischen den Waldufern hinwand, während Tölzer Flöße vorüberglitten. Zu dieser Stunde war es hier einsam, außer mir war nur ein Paar zu sehen. Die junge, elegant gekleidete Dame zeigte freigebig ihre spinnwebendünnen Strümpfe, und sprach vom letzten Brief ihres Mannes, von seinen Quartieren und Vorgesetzten. Bald verfielen Beide aus dem Sie in das Du, aber dieses deutlichen Hinweises auf ihre Beziehungen bedurfte es nicht. Als kürzlich in München der Oberstabsarzt Str., vom Feld heimgekehrt, den cynischen Liebhaber seiner Frau niederschoß, sah ich dieses Paar vor mir. Die beiden jungen Menschen waren hell sommerlich angezogen, und wirkten doch als Fleck, verdunkelten die reine Landschaft.

Nun durch das Dorf und über die Felder in den Forst. Hohe Edeltannen, ein grünbedeckter Boden mit weißen Labkrautblüten, ernststilles Walddunkel, weit und breit kein Mensch. Da donnerte es, und Wolken ballten sich zusammen. Mit ehrlicher Freude habe ich mir meinen Regenmantel angezogen — seit Wochen und Wochen war kein Tropfen gefallen, bekümmert hatte ich auf der Herreise aus Norddeutschland die blassen, anämischen Saaten betrachtet, hatte mir vorgenommen, auf dieser Fußwanderung mich über keinen Guß zu beklagen. Aber ehe ich in Deisenhofer, meinem Nachtquartier ankam, schien bereits wieder die Sonne. Meinem von der Bahn abgeholten Rucksack entnahm ich ein Buch, ruhte in dem mir angewiesenen Zimmerchen mit dem Blick auf Wiesen und Wald. Als ich zum Abendessen in den Gartensaal hinunterging, begann die Brotkartenverwicklung. Sorgfältig hatte ich mich in Berlin an der bayerischen Gesandtschaft erkundigt, vernahm dort, daß bestimmte Verordnungen noch nicht erfolgt wären, ich möge meine Brotausweiskarte mitnehmen. Als ich sie hier vorzeigte, machte sie nicht den geringsten Eindruck, nur die blaue bayerische Karte sei gültig, die hätte ich mir in München verschaffen müssen. Ein Ausflügler-Ehepaar erbarmte sich darauf meiner, die Frau schnitt mir ein reichliches Stück ihres mitgebrachten Brotes ab; möge es ihr vergolten werden.

Morgens in der Dämmerung begannen Vögel auf den Baumwiesen sich anzusingen.

Bald war ich unterwegs, ging zwischen Forst- und Weideland hin-

Digitized by Google

durch, zu beiden Seiten blühten lila Scabiosen und weißer Giersch in hohem Junigras, unter dem Baumschatten wuchs eine unbekannte weiße Orchidee und überall tanzten Schmetterlinge umher. Dann kam ich auf die stattlichen Dorfhäuser von Sauerlach. Es lag an der ehemals viel befahrenen Landstraße Tegernweg-München; in das deftige Gasthaus kehrte ich ein. Wie ansprechend ist dieser Typ; Bauernhoftreiben nach hinten zu, vor der Tür halten Planwagen, in der Ecke sitzen Fuhrleute am Schoppen. Sauber gescheuerte Tische (es gibt nur zwei ästhetische Möglichkeiten, entweder das makellose Leinenzeug der kostspieligen Häuser oder dieses saubere, frische Holz). Bis Holzkirchen folgte ich nun dieser alten Landstraße; von Schwarzpappeln und Eschen wurde sie umstanden, immer duftete es nach Heu. Der Landstrich muß fruchtbar sein, oft kam ich an wohlhabenden Dörfern vorbei, oft waren die Häuser neu, darum ohne bestechende Patina, aber keineswegs schlecht. In den Dörfern erhoben sich zu Volksfesten dienende, blaugestrichene Maibäume, an einem Dorfhaus war das flott naiv gemalte Bild eines Schornsteinfegers als Aushängeschild zu sehen. Vor diesem Dorf breiteten sich großartige Eichen, die zum Jubiläum des Königs Maximilian gepflanzt worden waren. Hier hatten die geschwungenen Hofreisewagen mit den leutseligen Herrschaften gehalten, hier hatten an großen Schuten die Federn der die beglückten Dorfbewohner anlächelnden Prinzessinnen gewebt. Unwillkürlich sah ich das alles vor mir in der geleckten, sauber ausgeführten Maltechnik jener Zeit: ein zu blauer Himmel mit aufgetürmten Wolken, sorgfältiger Baumschlag, (auf das Gewissenhafteste wurde dieser damals studiert), ein liebevoll ausgeführter Vordergrund mit sinnigen Zügen.

Nun erschien blaß aber eindrucksvoll das Hochgebirge, verlieh der Gegend einen noch vornehmeren Schwung.

Wenn der Lindenduft nicht vorwog, durchzog der Heufelderatem die Luft, überall wurde gewendet und eingefahren. Hier wie überall arbeiteten Frauen, fuhren wuchtige Wagen, es gehorchten ihnen die schweren Pferde. Von den grünen Saatfeldern stiegen Lerchen empor, schmetterten dem Himmel entgegen.

Dann nahte sich Holzkirchen, ein gewerblicher Ort, aber wenig verdorben. Der ansehnliche Gasthof zum Oberbräu hatte vor sich eine verwitterte romanische Kirche (seit mindestens 700 Jahren besteht der Name dieser Ortschaft zu Unrecht) und neben ihr stand ein Staffelgiebelhaus aus grauen Steinquadern. Es war die noch jetzt gebrauchte „Wage"; einer Inschrift gemäß, gehörte Holzkirchen früher zum Tegernsee-Klostergebiet. Der Bürgerhaustyp war gefällig, vorspringende Dächer, alle Fensterläden und Türen bunt mit den verschiedensten Blumen und Blumentöpfen be-

malt. In der alten Kirche mit ihrem eichenen Renaissancegestühl stand blumenbeschmückt ein Sarg, ringsumher waren Granaten und Geschoßtrophäen aufgebaut, auf der Sargdecke lagen Helm und Schwert. Ein Sohn des Ortes, der überführt worden war. In einem Laden zeigten Karten den Auszug der hiesigen Krieger, die Begleitung der jungen Frauen und der Väter — bewegliche Karten. — Ruhig lag das Städtchen im Sternenschein, in jedem der schweigsamen Häuser sorgte man sich um „die draußen".

In der Nacht regnete es wirklich, es regnete noch morgens, und an den Türen standen die Leute und sahen befriedigt auf die triefende Straße. Als ich bereit war, die von Kriegszeiten unbeeinflußt gebliebene Rechnung beglichen hatte, klärte es sich auf. Durch Feldfluren ging ich nach dem grünen Vorgebirge zu, überall krochen Schnecken, die nackt schleimigen Rotbraunen wie die im Gehäuse über den Weg, genossen die Erdennaßheit. Vor mir zog langsam ein mit Milchkarren beladener, von einem halbwüchsigen Knaben gefahrener Wagen, hielt im Wald an der „Kreuzstraße". Eine kleine Ortschaft mit stattlichen Gehöften; prachtvolles hellgelbliches Vieh weidete auf den ausgerodeten, saftigen Wiesen. Jenseits vom Wald kam bewegtes Gelände, dann baumbestandenes Vorgebirge, das sich zu einem ungewöhnlich reizvollen Bild zusammenschloß: eine rote Zwiebelturmkirche, malerische Bauernhäuser, ein tiefer Einschnitt mit Steilufern, waldiges Hügelland und blaß — die Luft hatte sich inzwischen geklärt — das Hochgebirge. Es kam ein Waldgrund, Eichhörnchen spielten umher, einen Eichhäher, er ist fast unser wirkungsvollster Waldvogel, scheuchte ich auf.

In einem Dorfwirtshaus aß ich an einem kleinen Fenstertisch zu Mittag. Um den runden mittleren Tisch saß der Förster; vorzüglich geschnittene Züge, ein langer grauer Bart, Joppe und Berghosen, mit ihm noch andere reifere Männer. Erst kam ein, dann ein zweiter wandernder Urlaubssoldat. Sie wurden gebeten, am Tisch Platz zu nehmen, sollten nun erzählen. Der erste hatte wegen einer kleinen Verwundung Garnisondienst, wollte wieder ins Feld, hier sei es öde. Beide versuchten diesen Siebziger Veteranen den Unterschied zwischen damals und heute auseinanderzusetzen, ganz bescheiden gab der Förster die Fortschritte und die weit größeren Anstrengungen von heute zu. Unterdessen wurde unter Anteilnahme der Dorfjugend draußen das Fahrrad des einen Feldgrauen aufgepumpt; als dieser erschien und weiterwollte, stellten mit scheuen und leuchtenden Augen die Knaben auch ihre Fragen, die jungen Mädchen schäkerten, die kleinen blondzöpfigen Dirnen lachten ihn an.

Durch das Mangfalltal ging jetzt der Weg am grünen Gebirgsfluß

Digitized by Google

entlang, in der Ferne begleiteten die Hochlandketten; Sonne brach durch fliegende Wolken. Es war Sonntag, da trugen die Frauen und Mädchen ihre kleidsamen schwarzen Filzhüte mit Goldtroddeln und Goldborden, mit lang-herabfallenden Seidenbändern.

Spät und müde langte ich in Albling an, wohnte im Schuhbräu; ein kühn geschwungenes Aushängeschild zeigte einen schmiedeeisernen, gut stilisierten Wagen, auch noch steif anschauliche Fuhrleutebilder. Morgens durchwanderte ich den kleinen Badeort mit freundlichen Wasseranlagen, die sich „Kurpark" nennen, brachte meinen Rucksack zur Bahn. Vier entlassene Verwundete bestiegen den Zug, Kameraden und Sanitäter gaben das Geleit, stimmten mit Lautenbegleitung ein gut eingeübtes Abschiedslied an. Blumen in den Händen standen die Vier verlegen, gerührt an der Wagentür, grüßten und dankten.

Nun führte ein friedlicher grüner Weg mich hart an der Mangfallstraße auf Rosenheim zu. Diesseits ein baumreicher Abhang, jenseits vom rasch rauschenden, meergrünen Wasser die Ebene und das sich hinziehende Gebirge. Immer geleitete mich ein Blumenkranz, wurde von der goldgelben Wucherblume, der weißsternigen Orakelblume beherrscht, zwischen dem Schilf und dem Schierling blühte die weißlich rosa schlankschaftige Wasserviole. Es kamen große Spinnereien mit sauber ordentlichen Arbeiterwohnungen, und ähnlich waren auch die Vororte von Rosenheim. Langweilig aber erfreulich. Malerisch hingegen die alten Teile am Markt mit Laubengängen und Erkern, mit flottverschnörkelten Patrizierhäusern. Und die Stadt war beflaggt! — Schöner Sieg bei Lemberg, überaus heiter und festlich wirkte das bayerische Blau und Weiß der Fahnen. Bescheiden und herzlich erbat ich im Rathaus eine Brotkarte, einen Ausweis um postlagernde Briefe erhalten zu können, — vergebens. Die Wanderung war ja sehr genußreich, aber ich kam mir pariahaft vor, es war immer zweifelhaft, ob ich das tägliche Brot erhalten würde. Am Bahnhof kam ein Trupp Feldgrauer an, setzte sich auf Befehl vor aufgestellte Tische, erhielt von freudestrahlender Weiblichkeit wohlgefüllte Teller. Da schlich sich ein halbwüchsiger, ärmlich gekleideter Knabe heran, wohl ein Lehrling. Schüchtern drückte er sich durch die Reihen der essenden Soldaten und reichte jedem eine Zigarette, jede bedeutete einen Bruchteil seines Wochenverdienstes. Schmunzelnd würdig dankten ihm die Soldaten, er wurde heiß und rot.

Nun über die mächtige Inn, und auf den Schloßberg, Tal und Stadt überschauend, ein Mittagessen unter schattigen Baumriesen. Es war recht warm als ich weiter zog, aber der Weg war abwechselungsreich, ich ging

durch behäbige Dörfer, durch Flur, Wiese und Wald. Dann lag der Simmsee unter mir; wenig bekannt, überaus anziehend, überaus harmonisch, mit bewegten Waldufern, mit blauem Hochgebirgshintergrund. Im Baumschatten führte ein Fußpfad zu einer Seewirtschaft mit Badegelegenheit; bald schwamm ich, erfrischt, beglückt im durchsichtigen Bergseewasser. Am Wiesenrand weiter nach Krottenmühl, eigentlich müßte es Grottenmühle heißen, jetzt ist dort eine Lourdesgrotte, nimmt wahrscheinlich die Stelle eines uralten Heiligtums ein.

Unberührte Schönheit, reizvolles Vorland, nur durch einige Kirchtürme und Gehöfte belebt, kaum ein Gebäude am Ufer zu sehen, die wenigen Wirtschaften durch Bäume versteckt. Mein Quartier war ja nicht eigentlich behaglich, Mücken, der hellste dünnste Fenstervorhang, keine Schlafdecken und wie soll man, noch dazu im Hochsommer, unter Federbetten schlafen? Dafür jedoch freundliche Leute, gute Verpflegung und ein berückender Blick auf den See, so in der blauen Abendstunde mit aufsteigenden Sternen, so in der rosenroten und aprikosengelben Sonnenaufgangszartheit. Lange Spiegelungen im Wasser, verträumter Frieden.

Morgens ging ich durch taufunkelnde Waldwiesen am verschilften Seeende entlang. Auf schroffem Vorsprung erhob sich eine alte Kirche, wohl an Stelle eines Römerkastells, denn hier führte der Weg von Salzburg nach Augsburg. Einöde, hieß dieses Seeende; nur wenige stattliche Gehöfte waren zu sehen, Flockengräser und Wiesenkönigin und Vergißmeinnicht wucherten auf den Wiesen. Quer über die Ratzinger Höhe führte mein Weg, oben angekommen, lag unten, jenseits von üppigem, bewegtem Gelände, der Chiemsee mit seinen Vorsprüngen und Inseln, seiner stolz gezackten Alpenkette. Überall Vögel, Goldammern, Rotschwänze und Buchfinken flogen singend umher. Wie mir ein Bauer sagte, brauchten sie zwar Regen, doch stand das Getreide gut, zum Teil vorzüglich.

Mittwochs langte ich in Prien an, trotz regen Fremdenverkehrs ist der Chiemsee nirgends sichtbar, überraschenderweise legen die Touristen hierauf keinen Wert. Im übrigen ein malerischer Ort; hier, an einem stattlichen Bauernhaus, eine 600jährige Linde, in der weißen, hochtürmigen Barockkirche ein flottes spätes Fresko von der Lepantoschlacht. Sonderbar wirkte ein in verblaßte Kostbarkeiten gehülltes heiliges Skelett; aus dem Goldbrokatt lachte der Totenkopf, stark gekrümmt ruhte die Gestalt auf rotem silbergefaßten Damast. An der Kirchtür hing ein Aufruf, der die katholischen Frauen und Jungfrauen ermahnte, sich nicht in „undeutschen, verletzenden Kleidern" zu zeigen. „Fort mit durchscheinenden, ausgeschnittenen Blusen, fort mit enganschließenden Kleidern". (Dabei haben

Digitized by Google

auch ohne Bannflüche die heutigen Röcke bereits eine 4 Meterweite erreicht).

War eine Seeaussicht auch nicht aufzutreiben, ging mein Gasthauszimmer doch auf Wiesen und auf die Bergpracht der Kampenwand. Nachmittags besuchte ich im nahen Dorf den General und Frau von Bomhard in ihrem rosenumgebenen, hochgelegenen Landhaus. Der ganze See liegt vor ihren Augen ausgebreitet, großartig steigt das Hochgebirge empor. Wir jubelten über Lemberg, sprachen ununterbrochen vom Krieg; ein Soldatengeschlecht; die zwei Söhne, die zwei Enkel stehen im Feld, wären es 6 Söhne und 12 Enkel, hätten sie sie ebenso freudig hinausziehen lassen. Sie erzählten von den Erlebnissen ihrer Feldgrauen, von ihren siegesgewißzuversichtlichen Briefen. Da hingen ihre Bilder, stattlich-frische Menschenkinder, die Enkel hatten liebe Knabengesichter. Ich ließ mir vom General über die Wesensverschiedenheit der bayerischen Soldaten erzählen, hatten mir doch meine Verwundeten oft mit ehrlicher Bewunderung über „dies Draufgehen der Bayern, als wäre so ein Sturm garnichts" gesprochen.

Abends wanderte ich nach dem See um ein Boot auf zwei Tage zu mieten, denn natürlich hatte die Wasserfläche Rudergelüste entfacht, oder wie man heute sagt, ausgelöst. Ich fand eine schlichte behagliche Wirtschaft, der über 250 Pfund wiegende Wirt versprach mir „ferr a schönes Boot", und ich aß dort zu Abend. Neben mir saß intellektuelles, dunkeläugiges München, Einer in feldgrau. Sie ärgerten sich über den „volkstümlich falschen Ton" der von mir gleichfalls nicht gewürdigten, hochberühmten Ganghoferschen Kriegsberichte.

Ein zierlicher Viertelmond hing am Himmel, als ich unter Baumreihen, an feuchtduftenden Wiesen vorbei, nach Prien zurückkehrte. Im Baumdunkel spukten Leuchtkäfer mit grünlichem Schein.

Morgens stand ich wieder am See; das „ferr a schönes Boot" zeigte sich als landesüblicher, grüngestrichener Kahn, der in die Herzogs Thassilozeit hineingepaßt hätte. Aber ich kam doch vom Fleck und es war eine muskelstärkende Bewegung. Zwei unvergeßliche Tage verlebte ich dann auf dem See, übernachtete in der Fraueninsel, badete im klarhellen Wasser, ruderte umher, freute mich an den alten Klostergebäuden, an der Rosen- und Lindenblüte, an den ansprechenden Fischerhäusern, und ließ das Kitschversailles des irregeleiteten Königs Ludwig beiseite. Es war Johannistag, und in der dämmrig milden Hochsommernacht leuchteten die Sonnenwendfeuer. Wohl seit 1000 Jahren und mehr noch, an denselben Stellen, und niemals haben sie an einem denkwürdigeren Jahr emporgelodert, sich im See gespiegelt.

In der Morgenhelle dann wieder zurückgerudert, und bald wanderte

ich auf der Landstraße zwischen Feldern und Obstbäumen und Dörfern auf das Gebirge zu; drohend groß vor mir die Kampenwand, der zackige Heuberg und die Hochfellerspitze. Mittagsrast hielt ich in einem überaus zusagenden Dorf, Bernau. Häuser mit weitvorstehenden Dächern, Umgängen, Obstbäumen, Gärtchen; dabei keine nach leichtem Verdienst lugende Sommerfrische, vom Verschönerungsverein sinnig zugestutzt, sondern alles für und durch die alteingesessenen Bauern geschaffen. Eine hochgelegene alte Kirche, etwas niedriger ein altfränkisches Schlößchen, daneben das Gasthaus. Wuchtig vortretende Erker, blau umschnörkelte Fenster, Blumenkästen, Torbogen, eine gewölbte Diele; im Gärtchen veilchenpurpurner Rittersporn und weiße Dorfchrysanthemen. Mich an diesem Erfreulichen freuend aß ich unter Bäumen zu Mittag — selbst in Friedenszeiten wäre das Gebotene gut und preiswürdig gewesen. Selbstverständlich klagte die Wirtin jedoch über die schweren Zeiten, über die Arbeiternot, über die Sorge um die draußen. Immerhin waren bisher nur wenige der Ortschaft gefallen.

Nun in die Berge hinein; über steile Fichtenabhänge ragte die Hochgernspitze und fast von Bäumen versteckt lag das altersgraue Schloß Niederfels, dem Baron Hünoldstein gehörend. Seit undenklichen Zeiten belauert und bewacht es das nahe Tal; fein vermählte sich das Schindeldachgrau mit dem Grün der Bäume, an den Ecken erhoben sich gezinnte Türme. Noch etwas weiter lehnte sich an die Felswand eine Schloßwirtschaft, hier bekam ich unter weitschattigen Linden Kaffee und Kuchen, ein vorüberkommender Dorfknabe bot mir ein Körbchen voll Walderdbeeren an, die verlangten 20 Pfg. beglückten ihn ebenso wie mich diese Walderdbeeren mit ihrem aromatischen Naturduft, ihrem subtilen Schmelz. Tintentiefe Wolken zogen über die Bergwände, Felsenzinken und Bäume; die Farben wurden feierlich stark. Über einem aufsteigenden, dieses Niederfelsidyll abschließenden Waldabhang führte ein Pfad ins Tal; vor mir sah ich bald das sich aus der Ortschaft erhebende Schloß Marquartstein des Barons Taufphäus, ging durch den Wiesengrund darauf zu. Den neuen, gleichgültigen Teil der Ortschaft zurücklassend, überschritt ich die Achen, fand unberührte Gassen und im altfränkischen Nebenhaus der Alten Post genoß ich von meinem Fenster aus ein vollendet schönes Bild. Bildmäßig in der gestrigen Bedeutung, die auch jene von von morgen wieder sein wird. Fahle, unregelmäßige Schloßgebäude mit grauen, kühn ansteigenden Dächern, mit blau und weißgestreiften Läden. Gar keine „Architektur", keinen „Seidl" Ausschmuck von Türmchen und Erkern — alles echt, einfach und edel. Als Hintergrund steile, nur hier und da mit Fichten bedeckte Felswände, als Vordergrund anziehende,

Digitized by Google

geweißte Bauernhäuser mit steinbeschwerten Schindeldächern und blühenden Hollunderbüschen. Die Wolken entluden sich; befriedigt saß ich am Fenster, las und bewunderte zwischendurch den Zusammenfluß, die Steigerung der Linien und Töne.

Morgens frühstückte ich in der Alten Post mit einem Geistlichen; er war am gestrigen Abend mit großer Auszeichnung von dort speisenden Honoratioren behandelt worden, die Kellnerin nannte ihn „Herr Professor". Er erzählte mir von der unvergeßlichen Leidenschaft der Augusttage, von der Kampfesfreude der Ausziehenden — nicht zurückzuhalten seien sie gewesen. Gerade hier an der Post hätte sich damals an jedem Abend eine dichte Menge eingefunden, hätte sich die eingegangenen Heeresberichte vorlesen lassen.

Der Regen hatte aufgehört, ich wanderte an der Achen, dann am Bergrand entlang. Gelegentlich rastete ich in kleinen Kapellchen, besah mir ihre auf Stramin gestickten, gutgemeinten, „lautgemäß" geschriebenen Inschriften. Immer konnte ich den Junivierklang der Düfte genießen: Heu, Lindenblüte, Holunder und grünende Weizensaat. Gewaltige Laubbäume erhoben sich, der eine oder andere Hochgebirgriese war meistens zu sehen. Friedlich lag am Waldrand, vom Bergbach umrauscht, ein Hüttenwerk. Ich erkundigte mich, hörte, daß das frühere Getriebe gleich nach Kriegsausbruch umgestellt worden sei, Tag und Nacht habe man seither Granaten gegossen und gepreßt, keiner der hiesigen Männer durfte eingezogen werden. Jetzt wäre hingegen anscheinend ein geringeres Bedürfnis, denn die Nachtschichten hätten aufgehört. (Fast ein Jahr währt der Krieg und bei uns kann der Munitionsbedarf eingeschränkt werden. Nicht einer der Feinde würde es glauben.) Bedeutsam eindrucksvoll wirkte in der duftigen Landstille das Gerassele der männermordenden Maschinen.

In einem Seitentälchen, am rauschenden Bach mit Weiden, Wiesenblumen und Singvögeln ging ich auf Siegsdorf zu. In einer Ortschaft war ein Genesungsheim, und eine Wegstrecke lang begleitete mich ein verwundeter Soldat. (Öfters war ich ihnen in diesen Tagen begegnet, hatte sie beobachten können; sie grüßten immer besonders freundlich und bescheiden, nicht einen einzigen „miles gloriosus" hatte ich gesehen.) Dieser erzählte mir, wie er mit 5 Kameraden verschüttet worden sei; die Franzosen beschossen den Graben, 3 von den Unsern wurden verwundet, erst nach 2 Stunden konnten sie herausgeholt werden. Drei Tage lag er bewußtlos, erholte sich jedoch gut; in den Lazaretten und hier habe er es „sehr schön" gehabt. Wiederum berichtete ich von meinen Verwundeten, und ich frug mich im stillen, ob der kleine D., ein liebes blasses Bübchen, unterdessen etwas zugenommen habe, ob die Unterschenkelwunde des

Digitized by Google

Fliegers, die er 7000 Fuß über dem Erdboden erhielt, sich endlich schließe, ob die Nächte, die Nervenschmerzen des grauhaarigen Majors sich inzwischen etwas gebessert hätten.

An der rauschenden Traun lag das weitläufige Siegsdorf, hatte eine gute graue Balkenbrücke, mit einer Nepomuckkapelle, neben einer gewaltigen Linde. Hieran erfreute ich mich von meinem Fenster, beim Sonnenuntergang wie in der Frühe. Ein wohlhabender, gepflegter Ort, in den Gärten blühten feurige Liebe, blutende Herzen und die honigduftende weiße Alyssum, wie die hochherrschaftlichen rosa Heucherien hatten sich zugestellt.

Morgens wartete ich längere Zeit an der Post, um meinen Rucksack aufzugeben, denn Eisenbahnen gab es von jetzt ab nicht mehr. Da zog die ganze Bevölkerung an mir vorüber zur Kirche; auch mit der Kleinbahn kamen die Menschen an, auch zu Rad. Die meisten Männer gingen in Gebirgstracht, fast alle Frauen, alt und jung trugen den schwarzen Hut mit flatternden Bändern über sauber aufgesteckte Zöpfe; vorzüglich wirkten einige Mütterchen im großen, abstehenden Kopftuch, mit Silberhalsketten, faltigen seidenen Schürzen und Umschlagtüchern. Trotz des sonntäglich geschlossenen Schalters gelang es mir durch eindringlich liebenswürdige Bitten den Rucksack im gelben Postwagen unterbringen zu dürfen, dann trat ich noch in die Kirche ein. Der große Barockraum war überfüllt, obwohl die „goldene Jugend", hübsche Gebirgsburschen, draußen noch plaudernd umherstanden; vor der Hand sang der Chor laut und schlecht das Eingangslied. Im kleinen Portalvorraum hingen eingerahmt die Bilder (Photographien, Ansichtskarten und dergleichen) der Gefallenen — frischkräftige Menschenkinder, die meisten mit erstaunten Augen — unter einem jeden der volle Name, die Bitte, ihrer im Gebet zu gedenken. Jeder betrachtete die für uns Gestorbenen, es mögen an 20 gewesen sein, eindringlich lange, ehe er die Kirche betrat. Das wirkte sehr anschaulich, sehr intim, ich wollte solche Bilder wären in jeder deutschen Kirche zu sehen.

Nun am Salinenpfad entlang, schwefelgelber Odermennig blühte, mächtig stieg Bärlappen mit monumentalem Blattwerk empor. Dann gelangte ich in das runde Bergthal, ehemaliges Seebecken von Inzell. Ringsumher graue Kalkschroffen, Rundhocker und Schuttkegel, emporklimmende Fichten und leuchtend grüne Matten. Auch hier in Inzell fand ich eine ansprechende Alte Post, wanderte nachmittags in der Gegend umher, bewunderte die Bauernhäuser, selbst unter den Neuen fand sich kein schlechtes. Hierin liegt der erschütternde Gegensatz zur Mark; deren Typen sind bei aller Einfachheit keineswegs reizlos, aber fast jeder Neu-

bau, selbst der entlegenen Dörfer, hat ein städtisches Vorortgepräge oder wenigstens eine grenzenlose Nüchternheit, fast jeder schändet die Gegend, verleidet die Heimat. Es ist ein Jammer. Hier wie fast überall erzählte mir die Wirtin von den Hinausgezogenen; aus diesem Tal waren es 300 gewesen, von ihnen sind 12 gefallen; ähnlich waren die sonstwo genannten Zahlen. Ich hatte Schlimmeres befürchtet.

Morgens war ein recht früher Aufbruch, denn vor 6 Uhr mußte ich dem Postwagen meinen Rucksack geben. Über dem Bergdunkel lag perlgrauer Dunst, davor erhob sich der bleiche Kirchturm mit schwarzen Eisenkreuzen, mit rosablassem Seifenkrautgewirr. Der Nebel verdichtete sich nach einigen Stunden zu Regen — nasses Wetter darf man in diesem Sommer nicht schlechtes nennen und „schön" war gewiß dieser Bergschluchtenweg. Tief unten der, fahlen Gischt verspritzende Weißbach, abenteuerliche Kluftspalten, zwischen den Nebelschleiern und Wolkenmassen Firnflecken auf tintenpurpurnen Zinken, feuchtglänzender Schotter und krampfhaft sich anklammernde Kiefern. Darauf nach dem Tal zu der stille Thunsee mit Mummelblumen und Schilf, und hinter dem, die Schlucht beherrschenden, mit Burgresten gekrönten Karlstein lag Reichenhall.

Nachmittags schien wieder die Sonne, stimmungsvoll erhob sich der Unterberg. Ich sah mich um; erstaunlich wenig erzählte von der uralten Vergangenheit, in der von dieser Abtei aus München gegründet wurde. Zwei Kirchen sind jedoch tatsächlich alt, sieht man sehr genau zu, haben sich noch unverfälschte Einzelheiten herüber gerettet. Das Unwetter der „würdigen Wiederherstellung" ist über sie hergefegt, in ihrer dem Banausen wohlgefälligen Stattlichkeit sind sie leblos, sind sie tot. Endlich fand ich etwas Echtes, ein Brauhaus am Markt, gewiß vor 3 oder 4 Jahrhunderten Fremden Mittelpunkt des altangesehenen, hochgepriesenen Wildbades. Schwere Mauern, eine Laute hing an der Wand, Bauern saßen rauchend an den Bänken; ich ließ mir einen Enzian geben. Die Landleute sprachen von „dem Hindenburg"; wenn ich sie recht verstand, wünschten sie, daß er gegen die ...., die Italiener bald losgehen möge.

Phantastisch schön war der nun folgende Tag. Lange zog ich durch die Schwarzbachtalenge zwischen der Reiteralp und dem Lattengebirge. Üppige Fichtenpracht, Alpenveilchen und pflaumfarbene Akelei, Erdbeeren zwischen Adlerfarren und saftigen Moosen, alles frischfeucht, teils nebelumflort, teils in Sonnenstreiflichtern funkelnd. Tiefste Einsamkeit, kaum je war ein Mensch zu sehen, aber einige Rehe jagten zwischen den Rottannenstämmen vorbei und einige glockenbehangene Kühe ließen die Waldabhänge einkönigsanft ertönen. Dann ging es allmählich hinunter zu einer bewegten Talebene, mit Wiesen, Felsblöcken und Ahornbäumen, mit Ge-

Digitized by Google

höften, Landleuten und viehhütenden Kindern. Und endlich lag jenseits eines Fichtenhaines tief dunkel der Hintersee. Es war traumhaft, verwunschen; zerklüftet hob sich die Reiteralp und spiegelte sich im Wasser.

Den Meisten bedeutet nur das Hochgebirge eine „wirklich lohnende" Gegend; Mittelgebirge genügt bescheidenen Ansprüchen, die Ebene hat „keine eigentliche Landschaft". Andere ersehen Höhenpunkte der Erdenschönheit in jeder einzelnen dieser drei Lagen, entscheidend sind ihnen die Linien, die Farben, die Stimmungswerte. All dieses fand ich hier vereinigt, es sang und klang.

Abends saßen am Nebentisch zwei Feldgraue: stattliche, gepflegte Herren. Sie sprachen vom Aufsichtsrat, vom Direktorenwechsel, der Sanierung, und der Fusion; zwischendurch vom Kolonnenführer, vom Feldwebel und dessen künstlerisch vollendeten Photographieen.

Am anderen Morgen tobte neben mir die Ramsauer Ache; die schöne Landstraße war wie in alten Zeiten autoimmun. Ich schlug einen Richtpfad ein, fand eine emsige Schar ältlicher Männer, die einen neuen Fahrweg ebneten — als Kriegsarbeit war diese Aufgabe von der Gemeinde unternommen. Dann erkannte ich in ihrer wohlbekannten Herrlichkeit den Watzmann wie den Untersberg; von den jähen Zacken des Hohen Göll überragt, lag waldumgeben, am Wiesenabhang das liebe Bergfrieden-Haus. Wie ich vor 14 Tagen dieses angemeldet hatte, erschien ich pünktlich um Mittag in Sicht. Richard Voß und die schlanke Gestalt der Gattin standen dort vor ihren Blumenrabatten, winkten, kamen mir entgegen.

Digitized by Google

Berlin

Von Karl Scheffler

Im ersten Kriegsjahr machte das Scherzwort die Runde, in Wien sei man pessimistisch aber heiter, in Berlin dagegen optimistisch und ernst. Ob dieses für Wien zutreffend gewesen ist — heute ist man dort keineswegs mehr pessimistisch —, weiß ich nicht; auf die Stimmung in Berlin aber paßt das Wort noch heute.

Nach den Aufregungen der ersten Kriegstagen hat die Berliner Bevölkerung merkwürdig schnell ein festes Verhältnis zu den Ereignissen gefunden, in deren Mittelpunkt Deutschland steht, ein Verhältnis, das die Eigenart der Berliner in charaktervoller Weise abspiegelt. Die Bevölkerung der Hauptstadt hat das Beste getan, was sich den harten und ungeheuren Tatsachen gegenüber tun ließ: sie hat die Ereignisse ganz realistisch genommen und hat sie mit einer gewissen nüchternen Verständigkeit verabeitet. Selbst in den ersten Tagen, als alle wie im Fieber waren, und als die Nervenanspannung sich in lauten Ausbrüchen oft entlud, haben die Berliner nie ganz die kritische Besonnenheit verloren. Natürlich ist in den ersten Tagen die Verwirrung der Gemüter in manchem Symtome zutage getreten; aber selbst damals sind die Bewohner der Reichshauptstadt nicht jenem unechten, Arm in Arm mit der Lüge einhergehenden Pathos verfallen, das in so peinlicher Weise, zum Beispiel, den Parisern bei solchen Anlässen eigen ist. Der vielgeschmähte Berliner Rationalismus hat in dieser furchtbaren Krisis nicht versagt. Selbst im Rausche der Leidenschaft ist man sachlich geblieben — in ähnlicher Weise sachlich, wie es der Generalstab, wie es das Militär war. Nichts hat, unter allen Eindrücken der ersten Zeit, den Berlinern mehr imponiert, als die klassische Berufsmäßigkeit, womit von unserer Seite der Krieg vom ersten Tage an geführt worden ist. Wer aber sachlich bleibt, der ist auch fähig, gerecht zu sein und selbst im Sturme noch die Dinge richtig zu beurteilen. Und das zu tun war von vornherein, wenn es auch nicht ausgesprochen wurde, der Ehrgeiz der Berliner. Man darf nicht in erster Linie an die Haltung der Zeitungen denken.

Digitized by Google

Sie konnten, vor allem in der ersten Zeit, der Volksstimmung nicht eben genau Ausdruck geben, weil die große Verantwortlichkeit, die Zensur und die nackten Existenzschwierigkeiten alle Blätter gleichmäßig zu einem unpersönlichen, konventionellen Stil der Berichterstattung von Tatsachen zwangen. Ihre ursprüngliche politische Farbe gewinnen die Zeitungen jetzt erst langsam zurück. Wenn im Frieden die Zeitungen oft radikaler sprachen als ihre Leser, so ist es seit dem Beginn des Krieges umgekehrt. Heute lernt man die wahre Auffassung des Krieges vor allem aus dem Gespräch kennen. Aus tausenden von Gesprächen. Und diese haben alle, so verschiedene Ansichten darin auch geäußert werden mögen, dieselbe Note. Die Note nämlich eines skeptischen Optimismus, einer festen Entschlossenheit, die aber durchsetzt ist von Kritizismus. Jedermann hütet sich, wie auf Verabredung, vor Übertriebenheiten. Es ist oft merkwürdig zu sehen, wie die Berliner die innere Erregung gewaltsam unterdrücken und sich zu einem gemessenen, kühl abwägenden Ton zwingen. In allen lebt die Zuversicht des Sieges, ja, die Gewißheit des endlichen Erfolges. Das steht nie in Frage. Aber man hört kaum jemals, auch nicht nach den glänzendsten Erfolgen, ein prahlendes Wort, man sieht nirgends pathetische Gesten. Im Gegenteil: da das Endergebnis sicher scheint, da es von vornherein dem Bewußtsein sicher war, räumt der Berliner sich selber die Freiheit ein von Fall zu Fall kritisch zu sein. Es ist selbst in dieser Zeit nicht die Ironie, die Selbstironie sogar, die in dieser Form in keiner anderen Hauptstadt Europas anzutreffen sind, verschwunden; und diese Säure hat sich als ein vorzügliches Mittel zur Konservierung erwiesen. Nirgends ist die Stimmung weniger schwankend. Dieselbe Stimmung, die anfangs vor Übertriebenheiten zurückgehalten hat, bewahrt jetzt vor Entmutigung oder Müdigkeit. Es ist noch nicht der kleinste Zuspruch von seiten der Regierung nötig gewesen. Das aber ist ein bedeutender Vorteil, weil Berlin nun doch einmal die Hauptstadt Alldeutschlands ist, und weil die Haltung seiner Bevölkerung auf alle Deutschen irgendwie abfärbt. Der Krieg hat erst gezeigt, wie sehr Berlin auch geistig das Zentrum des deutschen Lebens geworden ist. Die Demonstrationen auf dem Schloßplatz, im Lustgarten und Unter den Linden in den ersten Kriegstagen, waren nicht nur Kundgebungen der Berliner, sondern ganz Deutschlands. Jeder Einzelne wußte damals, daß er mit im Mittelpunkt der Weltentscheidungen stand, auf historischem Boden, und daß seine Haltung den Charakter des Geschichtlichen hatte. Mit um so größerer Befriedigung dürfen wir darum auf jene Haltung zurückblicken. Es war nicht die Spur von Sensationslust darin, keine Freude am Lärm und keine ungesunde Suggestion. Jeder einzelne in der sich drängenden Menge blieb damals

Digitized by Google

ein Individuum — was man bei anderen, weniger wichtigen Gelegenheiten keineswegs sagen kann. Zudem spürte man, wie tief den Berlinern das Militärische im Blute sitzt. In einer Zeit wie dieser regen sich alle märkisch-preußischen Instinkte und nehmen teil. In jenen ersten Kriegstagen hatten die Berliner die Entwicklung dramatisch vor Augen; wie in szenischen Bildern zogen die ersten entscheidenden Ereignisse vor ihren Augen vorüber, alles Geschehen löste sichtbare Wirkungen aus. Dieses eben ist es, was die Bevölkerung in allen Hauptstädten sonst berauscht, was zu lauten und oft maßlosen Kundgebungen führt. Hauptstädter fühlen sich leicht wie Schauspieler, die vor aller Augen in einem Heldenstück tragieren. Um so mehr Respekt verdient die Haltung der Berliner, die eigentlich nie die nüchternste Selbstbesinnung verloren haben, trotzdem die Eindrücke zeitweise orkanartig auf sie einstürmten, und obwohl sie sehr genau wußten, daß für sie, für die Deutschen am meisten, daß alles auf dem Spiel stand. Als die Krisis am gefährlichsten war, als die Kriegserklärung Englands bekannt wurde, und als ein Gefühl von Lähmung durch Deutschland ging, schrieb ein Berliner Junge mit Kreide an eine Kasernentür: „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen". Mit einem Witzwort befreite sich das Volk vom drückenden Gefühl. In den Eisenbahnwagen der Soldatenzüge, worauf die gelungensten Karikaturen gezeichnet, die treffendsten Spöttereien geschrieben waren, steckten jedesmal Berliner. Überall herrschte der Wille, der Dinge, so oder so, geistig Herr zu werden. Und um diesen Willen ist es etwas Gesundes, fast darf man sagen: etwas Großes.

Es ist viel die Rede davon gewesen, daß die einmütige Begeisterung und Opferbereitschaft, daß die moralische Gesundheit des deutschen Volkes uns selbst überrascht haben, weil wir glaubten, Wohlleben und Reichtum hätten das Volk bereits geschwächt. In eben diesem Sinne hat man allgemein den Berlinern diese männliche Vernunft und Gelassenheit, mitten im Wirbel der Leidenschaft, nicht zugetraut. Eingeborene Eigenschaften gehen aber, wie es sich nun zeigte, so bald nicht verloren. In dieser Zeit tritt die durch Jahrhunderte erprobte Widerstandskraft des alten Kolonistengeschlechts wieder hervor. Es wird nach wie vor viel kritisiert und räsonniert, vor allem den kleinen Unbequemlichkeiten gegenüber; aber mit einer von keiner Phrase verbrämten und nicht künstlich erzeugten Einmütigkeit unterwirft sich jedermann dem Notwendigen. Ja, doppelt und dreifach wird das zu Erwartende und Geforderte getan. Nur in ganz vereinzelten Fällen begegnet man dem Pessimismus — überall aber ist die Stimmung ernst und geduldig bis zur Unempfindlichkeit; die Ereignisse werden hingenommen, wie der Landmann Sturm und Hagelschlag hinnimmt, mit Resignation, fast mit

Fatalismus, aber der Optimismus erscheint dabei nicht einen Augenblick erschüttert.

Die Fähigkeit zu nüchterner Aufmerksamkeit hat die Berliner befähigt den militärischen Vorgängen mit Verständnis zu folgen. Das sachliche Denken der Heerführer wird instinktiv begriffen. Auch dieses tritt wieder nicht so sehr in den Zeitungen zutage wie im Gespräch, wenn die Telegramme gelesen und diskutiert, die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten erörtert werden. Daß es sich in der Tat um ein allgemeines Verständnis handelt, hat sich darin gezeigt, wenn bei gemeldeten Erfolgen, ohne daß eine Parole ausgegeben worden wäre, plötzlich allgemein geflaggt wurde, oder wenn es in anderen Fällen unterblieb. Der Sinn für das Wichtige und Unwichtige auf militärischem Gebiet ist entschieden entwickelt, es zeigt sich ein unleugbarer Takt für das Angemessene. Es sind natürlich auch Irrtümer und Übertreibungen vorgekommen; im allgemeinen aber ist ein natürliches Verständnis für die Realistik des Krieges, für das zweckmäßige Denken des Strategen, für die Praxis des Soldatenhandwerks vorhanden.

Weniger gut ist der Sinn für das Politische ausgebildet. Dafür fehlt dem Berliner eine gewisse Abstraktionskraft, es fehlt ihm an Phantasie; dafür lebt er gewissermaßen noch zu tief drinnen im Lande. Auch die weitreichenden menschlichen Fragen und die ungeheure Romantik des Geschichtlichen, die in diesem Kriege hervortreten, werden noch nicht voll erfaßt. Vielleicht ist dieses aber überhaupt nicht Sache einer Stadtbevölkerung, sondern die Angelegenheit einzelner Persönlichkeiten. Jedenfalls ist es so, daß die Tugenden, die die Berliner entwickeln, nicht so sehr idealistischer als vielmehr realistischer Natur sind. Die praktische Arbeitskraft triumphiert. Sie ist freudiger und erfolgreicher noch am Werke als in der Friedenszeit. Dagegen wird zuweilen in Dingen des guten Geschmacks gefehlt. Wie ein Symbol dafür steht vor der Siegessäule die schlimme Holzfigur Hindenburgs da, um benagelt zu werden.

Der Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit entspricht eine für die Zeit erstaunliche Genußfähigkeit. Kaum ein einziges Theater hat seine Pforten geschlossen, und alle sind sie gut besucht, zum Teil besser als im Frieden. Was an musikalischen Genüssen geboten wird, steht hinter den Darbietungen der früheren Zeit nicht zurück; die Schauspieler und Virtuosen haben ein ebenso begeistertes Publikum wie sonst. Jeden Abend strömt das Volk in die vielen Kinos, die den vollen Betrieb aufrecht erhalten, obwohl die Films aus Frankreich und Italien sehr fehlen. Die bildenden Künste haben anfangs versucht, sich auf den Krieg einzustellen, haben es aber bald wieder unterlassen. Eine Reihe gut beschickter und stark be-

Digitized by Google

suchter Ausstellungen sind gemacht worden, und es werden, auch infolge der hohen Kriegsgewinne, mehr Bilder und Skulpturen fast gekauft als in früheren Jahren. Die Preise sind im Steigen und die Auktionshäuser nehmen den Betrieb wieder auf. Von den Zeitschriften, die der Kunst, der Kultur oder der Politik dienen, hat keine wichtige Revue zu erscheinen aufgehört. Im Gegenteil, es sind sogar eine Reihe neuer Zeitschriften gegründet worden. Die Verleger werden wieder unternehmend. Unübersehbar ist die Broschürenliteratur angewachsen; aber auch kostbare und teure Werke werden herausgebracht. An den begonnenen und geplanten Staatsbauwerken, an den großen Verkehrsbauten wird ruhig, wenn auch in langsamerem Tempo fortgearbeitet. Alle Hochschulen sind geöffnet. Die Wirtschaften sind voll, daß es oft schwer fällt, Platz zu finden, die Kaffeehäuser sind mehr noch als früher Zusammenkunftsorte politisierender Männer und plaudernder Frauen geworden. Dieses alles aber ist nicht krampfhaft gewollt, sondern es ist ganz selbstverständlich. Auch die Genußkraft der Berliner ist ganz realistisch, ganz unsentimental. Der Krieg wird überhaupt nicht empfindsam genommen. Man fühlt, daß man nicht damit fertig werden würde, wenn man es täte. Der Realismus behauptet sich noch dem Tode gegenüber, ja, dort vielleicht am kräftigsten. Man tut für die Verwundeten, was sich irgend tun läßt, man sorgt für das Heer, wie es in jedes Einzelnen Kraft steht; aber es giebt kein öffentliches Wehgeschrei Die schweren Verluste werden gefaßt ertragen, man macht das Leid mit sich selber ab. Nach außen ist nur ein ruhiger Ernst sichtbar. Dir Kirchen werden mehr besucht, die Großstädter besinnen sich wieder mehr auf das Religiöse; doch auch dieses wird nicht zur Schau getragen. Mehr denn je ist Religion Privatsache. Doch ist diese Haltung weit entfernt von Gefühllosigkeit. Es ist spezifisch Berlinisch, Empfindungen nicht zu zeigen oder doch nur im intimen Kreise. Überall zeigt sich in dieser Zeit der Segen der Disziplin — jener Disziplin, die seit Jahrhunderten geübt worden ist, und die wie ein spöttisches Spartanertum ist. Die Trauer über den Tod unserer Krieger wird gemildert durch soldatischen Stolz. Das gilt natürlich für ganz Deutschland; in Berlin aber hat dieses soldatische Gefühl noch eine besondere Nuance. Auch der Zivilist hat etwas von dem Gefühl, als gehöre er unsichtbar einem Garde du corps an. Das bringt in die Trockenheit der Lebensgeste etwas auch in gutem Sinne Selbstbewußtes. Und auch etwas vom noblesse oblige. Im Grunde ist noch nichts Gesättigtes im Wesen des Berliners. Was so aussieht, ist äußerlich, ist Mode; auch die Genußkraft ist ein Teil der Lebenskraft schlechthin. Ein Teil des Ehrgeizes, der den Berliner beseelt und der ihn unermüdlich antreibt zu einer dominierenden

Digitized by Google

Weltgeltung zu gelangen, nachdem er schon aus märkischem Partikularismus bis in den Mittelpunkt der ungeheuersten Weltereignisse emporgestiegen ist.

Von allen europäischen Großstädten ist Berlin zur Zeit vielleicht die innerlich ruhigste, trotzdem für Deutschland am meisten auf dem Spiel steht. Der Sinn der Bevölkerung ist praktisch immer auf das Nächste gerichtet, er sorgt für den Tag, für die Stunde. Das ist nicht nur Prosa; es ist in seiner Art auch ein Heldentum. Mag sein, daß dieser Lebensheroismus auch jetzt nicht sehr liebenswürdig ist; aber er erweckt die Zuversicht auf Ausdauer. Er ist derselbe in Schützengraben und zu Hause; er bewitzelt gegebenenfalls noch den Tod, ist aber im Grunde voll Gottvertrauen. Voll eines Gottvertrauens, das in keiner Sekunde träge ist, das ganz überzeugt ist von der Wahrheit des Wortes: hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Der Sinn des Berliners ist auf Selbsthilfe gestellt. Und dadurch eben sieht er sich in den Stand gesetzt, den Dingen ihr richtiges Maß zu geben und, im gegebenen Augenblick, vom Objekt das Gesetz zu empfangen. Nichts charakterisiert den Preußen und vor allem den Berliner besser als der Wahrspruch des höchsten preußischen Ordens: „suum cuique!“ Keiner unserer Feinde könnte dieses Wort verkünden, ohne in dieser Stunde der Weltgeschichte unwahr und uneins mit sich selbst zu erscheinen. Der Berliner aber ist heilig überzeugt, was immer die Gegner sagen mögen, daß auch dieser Krieg von Deutschland im Sinne dieses Preußenspruchs geführt wird, daß wir nur erobern, um zu verteidigen, daß wir jedem Staatsorganismus den Raum gönnen, der seiner lebendigen Kraft zukommt, daß wir für uns selbst aber ebenfalls die Sicherheit und den Lebensraum fordern, die uns zum Leben unerläßlich sind. Suum cuique!

Digitized by Google

Wien im Kriege

Von Erwin Weill

„Da blickt der Steffel freundlich auf uns nieder und lächelt still, der stolze Dom, das ist mein Wien, die Stadt der Lieder, am schönen blauen Donaustrom."

Dies der Refrain eines Liedes, den früher, als die Reichshaupt- und Residenzstadt bei der „Linie" endete, bei einem Glase goldschimmernden Weines, bei Backhühnern und leisem Gitarrengezupf manch einer selig vor sich hingebrummt hat, bevor er nach Zylinder und Rohrstock griff, um etwas unsicher den Weg zu seiner „Alten" anzutreten.

Wien, die Stadt der Lieder: Wenn man über die Hauptstadt Österreichs im Kriege schreiben will, so muß man damit beginnen, über die Veränderungen des Wiener Liedes im Kriege zu berichten. Es ist anders geworden, ganz anders. Die weiche Sentimentalität, die den Wiener Gesängen eigen war, ist verschwunden. In den öffentlichen Lokalen, in denen Musik gemacht wird, ertönen kriegerische Weisen: Die Volkshymne „Heil Dir im Siegeskranz" und die „Wacht am Rhein". Man wünscht immer und immer wieder diese markigen und kräftigen Lieder zu hören, man stimmt begeistert mit ein, wenn der feurige Prinz Eugenmarsch ertönt und der ungarische Rakoczymarsch, der den Honvedregimentern wie ein Sturmbanner voranflog, und die allgemeine Begeisterung auf den Höhepunkt treibt.

Und mit dem Verschwinden der Sentimentalität im Liede ist auch die Sentimentalität, die wir Phäaken früher gerne als Programm mit uns trugen, einer alles Weiche und Weichliche verschmähenden Zielbewußtheit und einem prachtvollen Kraftbewußtsein gewichen. Man bemitleidet sich nicht mehr, daß man keine „Kipferln" und „Weckerln", diese Glanzpunkte der Wiener Bäckererzeugnisse, zum Morgenkaffee erhält, sondern beißt unverzagt in das weniger schmackhafte Kriegsbrot, man ärgert sich nicht, wenn man dies und jenes nicht mehr erhält, was man früher als zum Leben für unbedingt notwendig erachtete, man ist von dem Gedanken durchdrungen, daß all die verhältnismäßig geringen Unannehmlichkeiten, die zu ertragen sind, die Sprossen zu einer Leiter bilden, die unseren braven Feldgrauen den Weg zum endgültigen Siege ermöglicht.

Digitized by Google

Unsere braven Feldgrauen! Sie sind es, die Wien jetzt beherrschen, die unserer Stadt ihren Stempel aufdrücken. Auf dem „Korso", der alltäglich zwischen zwölf und ein Uhr mittags auf der Kärntnerstraße und Ringstraße stattfindet, bilden sie das überwiegende Element. Stolz wandeln sie dahin, die Brust mit den sichtbaren Abzeichen ihrer Tapferkeit geschmückt.

„Das Capua der Geister", wie Grillparzer Wien einst nannte, hat sich gründlich geändert: Es weht ein scharfer Wind, ein Wind, der stählt und stärkt, der keine Schwachheit und Flauheit aufkommen läßt und keine Zweifel an der eigenen Kraft, an dem endgültigen Erfolg.

Einen Beweis dafür, wie hoffnungsvoll wir Wiener sind, bildet der Umstand, daß die Theater, die ohne Ausnahme spielen, einen ausgezeichneten Besuch aufweisen, daß manche Theaterdirektoren mir sagten, daß das Geschäft viel, viel besser gehe als im Frieden. Im Vorjahre wurde in den beiden Hoftheatern, in der Burg und in der Oper, abwechselnd gespielt, aber nun hat man sich infolge der guten Erfahrungen, die man gemacht hat, dazu entschlossen, allabendlich in beiden Theatern Vorstellungen zu veranstalten. Die Gasthäuser sind voll, die Kaffeehäuser nicht minder. Und wenn unsere Feinde das Gegenteil behaupten, so ist das eine ihrer Lügen mehr.

Die Verwundeten, die auf den Ringstraßenbänken sitzen und dankbar für jeden Sonnenstrahl sind, den der Winternachmittag ihnen beschert, sind der Gegenstand rührendster Aufmerksamkeit seitens der Wiener; man läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sie zu beschenken, sie nach ihren Erlebnissen und Taten zu befragen, ihnen Beweise der Anerkennung zu geben.

An schönen Tagen sind die öffentlichen Gärten, der Stadtpark, der Volks- und Schwarzenberggarten und wie sie alle heißen, von einer heiteren und angeregt plaudernden Menge erfüllt und in Schönbrunn, wo unser ehrwürdiger geliebter Kaiser Tag und Nacht für unser Wohl arbeitet und für eine glückliche Zukunft seines Volkes wirkt, sind die Gartenanlagen besonders umdrängt. Hat doch jeder Wiener die Sehnsucht, wenigstens in der Nähe des greisen Monarchen zu weilen, einen Blick zu den Fenstern des herrlichen Schlosses tun zu können, an denen er oft steht und freundlich zu seinem Volke hinablächelt.

In einem Punkte ist das Wien im Kriege dem im Frieden gewiß gleichgeblieben: In der unwandelbaren Treue zu seinem Herrscher, dessen Krone, so Gott will, in nicht allzuferner Zeit ein neues Kleinod schmücken wird: Das des glorreichen Sieges!

Digitized by Google

Budapeſt

Von Ludwig Biro

Im Juli 1914 war Budapeſt nervös; vielleicht war es nur Ärger, nicht Zorn. Die Stadt wagte noch nicht zu zürnen; wußte ſie doch nicht, ob ſie ihren Zorn nicht wieder werde abrüſten müſſen; noch zweifelte ſie. Nicht an ſich ſelbſt. Sie zweifelte an ihren Führern. Sie zweifelte an Wien, an der Entſchloſſenheit aller anderen. In der ſüßen, hellen, warmen Budapeſter Sommernacht hörte man nervöſes Lachen, nicht Zornesbrüllen.

Eines Tages . . . eines Nachmittags . . . eines Sommerabends dann, erfuhr Budapeſt mit einemmal, was ſeine Führer in der Stille der letzten Wochen — in den drei Wochen nach dem Mord von Serajevo — beſchloſſen hätten. Der Miniſterpräſident. Der Miniſter des Äußern. Der Chef des Generalſtabs. Der König. — Budapeſt erfuhr, daß wir in Belgrad ein Ultimatum überreicht hätten, und ſah, durchlas, las zehnmal aufs Neue, ſchlürfte langſam genießend die ruhigen und harten Sätze dieſes Ultimatums. Und in der ſüßen und warmen Budapeſter Nacht erklang ein Ton: ein Aufheulen des befreiten Zorns, ein klingender Chor, der Fluch und Hymne zugleich war.

Zwei Tage mußte man noch warten. Die Stadt keuchte ungeduldig und hätte die ſich allzu langſam drehende Erde jagen wollen. Und wieder eines Nachmittags . . . an einem warmen Abend, am 25. Juli 1914, durchflog die Stadt in einer Minute, wie ein Vogel mit feurigen Schwingen, die Kunde: Krieg! Eine Stadt, die in Brand geraten war. Ein Beifallsſturm . . . ein wogender Rauſch . . . ein Schrei, der kein Ende hat . . . Millionen Menſchen, die ſich plötzlich als Brüder fühlen . . . eine Nacht, die nur Glanz und Muſik iſt. . .

*

Budapeſt hat in dieſen Tagen Antwort auf die Frage gegeben, wer, obgleich vordem weder Peſt, noch Ofen, noch Altofen wollten, daß Budapeſt geboren werde, es eigentlich gewollt hat. Wer es wollte — in dieſen Tagen konnte man ſolche Worte ohne Scham ausſprechen —, das war der Genius des Ungartums geweſen.

Digitized by Google

Alle guten Eigenschaften des Ungars leuchteten dieser Tage im Budapester Leben. Da war die Seele jener reinmagyarischen Regimenter, die später im fürchterlichsten Kugelregen zum Sturm und bis ans Ende singend in den Tod gingen. Da war die Güte jener alten Bäuerinnen, die in kleinen ländlichen Eisenbahnstationen zu den Militärzügen hinauswanderten, und alles, was sie besaßen, den ins Feld ziehenden Soldaten mitgaben. Da war die Herzlichkeit jener jungen Bauernmädchen, die auf allen Militärzügen allen Soldaten eine Blume und ein Band an die Kappe steckten, (so daß in Ungarn jeder Militärzug unter einem Blumenregen und zwischen Umarmungen dahinfuhr); da war die ganze Liebenswürdigkeit der ungarischen Rasse, ihre aufflammende Opferwilligkeit und rückhaltlose Großmut. Und noch anderes. Budapest hat sich — wie jede andere Stadt auf vielfache Art in der Beurteilung des kommenden Krieges geirrt. Doch gab es eine ganze Menge von Dingen, die Budapest vom ersten Augenblick an richtig gesehen hat.

Die erste Feststellung war: Jetzt zeigen wir allen, die mit oder ohne guten Glauben daran gezweifelt, was Ungarn und das Ungarntum für die österreichisch-ungarische Monarchie und ihre Verbündeten wert ist. Jetzt werden wir zeigen, was der ungarische Soldat wert ist, und wie einig Ungarn sein kann, wenn es einig zu sein hat.

Die zweite Feststellung war: Wir wissen noch nicht, mit wem wir es zu tun bekommen. Das aber wissen wir, daß wir an Deutschlands Seite kämpfen werden. Und wir wissen, daß Deutschland Wunder tun wird.

Budapest hat außer Ungarn auch Deutschland gekannt; und es ist schade, daß in diesen Tagen nicht viele, viele Deutsche in Ungarn waren: sie hätten gesehen, wie sehr ein Volk in der schwärmerischsten Liebe für ein anderes Volk aufgehen kann, und sie hätten gesehen, wie aus einer ganzen Nation die jubelnde Freude darüber hervorbricht, daß sie von ihrer Liebe, — die sie bisher für ziemlich hoffnungslos und unerwidert gehalten hat — nun glauben kann, daß sie fortan Erwiderung findet. —

Vom Budapest der Mobilisierungstage muß man noch eines aufzeichnen. In diesen Tagen konnten nicht nur Franzosen und Engländer unbelästigt durch die Straßen Budapests gehen, sondern auch die Fenster des russischen Konsulats schwebten keinen Augenblick in Gefahr, und keinem einzigen Serben wurde auch nur ein Haar gekrümmt.

Anfang September kamen trübe Tage. Dann schlug vom Frühherbst bis zum Spätfrühling die russische Flut immer wieder über die Karpathen; im April 1915 standen die russischen Truppen noch tief in den Komitaten

Zemplén und Sáros. Budapest lebte schwere Tage und traurige Wochen. Es gab Leute, die sich in diesen traurigen Wochen würdelos benahmen. Die Stadt selbst wurde aber für keinen einzigen Augenblick unwürdig jener ersten Tage, in denen sie sozusagen sich auf sich selbst besonnen und sich selbst entdeckt hatte.

In den ersten trunkenen Tagen gab es manche unter uns, die Budapest daran mahnen zu müssen glaubten, daß in der festlichen Begeisterung die Gefahr läge, daß die stummen und trüben Tage des Leidens dann von der verflackerten Begeisterung nicht ertragen werden könnten. Budapest aber hat uns bewiesen, daß es auch stumm und lautlos zu leiden verstand. Es vermochte in diesen Tagen der Prüfung die züngelnden Schlangen der Nörglerzucht zu zertreten, und es vermochte später, es noch heute — da es den Sieg schon gewährleistet sieht — all das wortlos zu ertragen, was es auch für den Sieg noch zahlen muß. In Budapest ist die Kriegsteuerung noch viel größer als in Berlin; und diese Stadt ist nicht wiederzuerkennen, die so wortlos, so ergeben, mit zusammengebissenen Zähnen duldet.

Andere Großstädte — mit alten Traditionen, ausgebildeten Lebensformen — konnten sich auch garnicht so verändert haben, wie Budapest. Andere Städte haben höchstens Erfahrungen gesammelt. Budapest hat sich bis in seine Wurzeln verändert. Budapest wird nach dem Kriege eine andere Seele haben als vor dem Kriege. Woran Budapest nicht zu glauben wagte, und wofür Budapest sich nur schamhaft zu begeistern wagte: der Glaube an Ungarns Kraft und Ungarns und Budapests große Zukunft und Sendung, ist der natürlichste Glaube und die selbstverständlichste Überzeugung in Budapest geworden. Früher war alles zweifelhaft: die Stellung in der Weltpolitik, das Verhältnis zu Österreich, Ost oder West, Leben oder Tod, das Ziel jeder Arbeit, der Sinn allen Lebens. Heute ist nichts zweifelhaft, denn es gibt vor allem anderen eine jubelnde Gewißheit: dies ist ein junges Land, dies ist eine junge Hauptstadt, unser ist das Leben und unser die Zukunft. Wir wußten immer, daß dem so sei; nun haben wir es auch anderen bewiesen, in erster Reihe aber doch uns selbst.

In Budapest geht vielerlei nicht so, wie es sollte. Man hat sich mit der Festsetzung der Höchstpreise verspätet, und die Leitung der Hauptstadt hat nicht gut mit ihren Vorräten gewirtschaftet. Wo man Energie gebraucht hätte, dort gab es keine Energie, und wo Härte überflüssig war, dort meldete sie sich unerwartet. Der Krieg läßt sich auch zuhause schwer ertragen. Aber die Seelen hier an der winterlichen Donau sind doch voller Frühlingshoffnung. Hier rüstet jeder zur Tätigkeit, hier hat jeder Pläne,

Digitized by Google

hier brennt jedes Hirn oder Gedanke, und jede Sehne wartet geſpannt auf Arbeit. Hier ſind die Seelen voll Optimismus. Aus dem ſkeptiſchen Budapeſt iſt ein optimiſtiſches Budapeſt geworden.

Budapeſt iſt eine überaus ſchöne Stadt. Die junge Königin der großen Donau. Im vorigen Jahre aber war ſie noch eine raſchaufgeſchoſſene, zerzauſte junge Königin, ein wenig wie ein gekröntes Backfiſchchen, deſſen erſte Herrſchertat es war, einen Tee und eine Zeitung zu verlangen, weil ihm bisher beide verboten waren. Zwei Kriegsjahre haben dieſe Stadt gereift, geſtärkt, ſelbſtbewußt gemacht. Budapeſt trägt ſtolz ſeine leuchtende Krone — oben auf dem Ofner Feſtungsberg die königliche Burg, die ſchönſtgelegene Königsburg der Welt — Budapeſt vertraut dem Schickſal, vertraut der Zukunft, vertraut ſich ſelbſt.

Digitized by Google

Sofia während des Krieges

Von Richard von Mach

Krieg! Krieg! Deutschland gegen Rußland! riefen an einem Augusttage 1914 die Zeitungsjungen. Man blieb stehen und horchte auf; Bekannte und Unbekannte riefen sich das Wort zu: Krieg! Krieg! Bulgarien hatte nach den Balkanwirren kaum ein Jahr des Friedens genossen, als der Weltkrieg ausbrach. Und da der Frieden, der in Bukarest mit den vier Gegnern Bulgariens: Griechenland, Rumänien, Serbien und Montenegro, geschlossen war, so viele Träume der Bulgaren zerstört hatte und so wenig der bulgarischen Hauptarbeit an der Niederwerfung der Türkei Rechnung getragen hatte, so rief das Wort Krieg, das wieder durch die Straßen hallte, die Hoffnungen wach, die durch den Frieden von Bukarest begraben gewesen waren.

Durch das Volk der bulgarischen Hauptstadt ging seitdem ein Zug nervöser Unruhe, der dem Bulgaren sonst fremd ist. Wer wird Sieger sein in dem Riesenkampfe? Und wessen Sieg wird Bulgarien nützen? Man sah den Tag kommen, da Bulgarien in den Strudel gerissen werden würde, — auf wessen Seite? Jede politische Partei Bulgariens wollte allein zur Rettung des Landes berufen sein. Die Russenfreunde waren infolge der Preisgabe des bulgarischen Mazedoniens an Serbien etwas zusammengeschmolzen. Aber sie waren lauter als die anderen, und ließen alle Saiten klingen, die in bulgarischen Herzen noch auf Rußland gestimmt waren. Die Russenfeinde wiesen mit finsterer Miene auf den langen Kampf hin, den Bulgarien seit seinen ersten Regungen zur Selbständigkeit mit russischer Anmaßung zu führen hatte. Sie rissen die frische Wunde Mazedonien auf und zeigten auf Rußland. In dem prächtigen Stadtwalde in Sicht des Witosch mit seinen blauen Felshängen, dunkeln Wäldern und grünen Matten, wo sonst im Schatten von Fichten und Kastanien beruhigende Stille herrscht, besprachen Gruppen von Freunden in ernster Erregung die Lage.

Mit Aufmerksamkeit folgte Sofia dem dramatischen Gange der Dinge auf den Kriegsschauplätzen. Die Stadtverwaltung war in russenfreundlichen Händen. Am Tage der Einnahme Przemysls durch die Rus-

sen flaggten alle städtischen Gebäude. Der Bürgermeister versendet Einladungen zu einem Dankgottesdienst in der Kathedrale, und die Diplomaten des Verbandes erscheinen geschmeichelt mit bedeutendem Ernst in den Zügen. Ihr bulgarischer Anhang begleitete sie. Die Schaufenster zeigen Spottbilder auf die Mittelmächte, — Sofia ist neutral und die Neigungen der Bewohner sind geteilt. An den Tagen unserer Siege gab es manchen offenen Händedruck bulgarischer Freunde. Fahnen und Gottesdienste wurden nicht in Bewegung gesetzt, auch nicht als Przemysl von den Verbündeten wieder genommen war, und als über Warschau unsere Fahnen wehten. Der zurückhaltende Bulgar verstand uns.

Das Leben ging anscheinend wenig gestört seinen Weg. Die Bauernweiber in ihren bunten Trachten zogen wie sonst in die Stadt, um an den Markttagen ihre Waren zu verkaufen. Sie redeten nicht viel, aber in bekannten Häusern fragten sie besorgt: wann wird es losgehen? müssen wieder alle mit? Wer konnte ihnen die Zukunft deuten?!

Unsere deutsche Kolonie versammelt sich oft in der deutschen Halle des Turnvereins. Hier erklingen bei kräftigem Männertrunk deutsche Lieder, Wehrpflichtige und Freiwillige werden verabschiedet, deutsche Zeitungen und Bilder verteilt, Berichte aus der Heimat und vom Kriege gehört und namhafte Beträge für unsere Krieger im Felde und ihre Familien gezeichnet. Manche wichtige Frage der deutsch-bulgarischen Beziehungen wurde hier erörtert. Hier wurde auch die Beteiligung an der Gründung eines deutsch-bulgarischen Kulturvereins beschlossen, lange bevor Bulgarien sich auf die Seite der Mittelmächte gestellt hatte. Der Kulturverein soll die Verbindungen erhalten und ausbauen, die zwischen unserer Heimat und den Bulgaren bestehen, die in Deutschland ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten haben. Sie sind wohl ohne Ausnahme uns freundschaftlich gesinnt und stolz auf die deutschen Quellen ihrer Bildung. Diese Freunde des Deutschtums gehören zu den erlesensten Geistern des Landes. Der Verein will ferner jungen Bulgaren den Besuch deutscher Schulen und Hochschulen erleichtern, Heimatstätten nachweisen, unentgeltlich unter Deutschen die Kenntnis des Bulgarischen und umgekehrt verbreiten, gute Werke beider Sprachen einander zugänglich machen und alles pflegen, was eine kulturelle Annäherung beider Völker begünstigen kann. Durch die deutsche Kolonie ist der Verein mit Verständnis gefördert worden. Die Gründung dieses Vereines während des Krieges war eine Tat, es war die Anbahnung engerer Freundschaft zu einer Zeit, als die Diplomatie beider europäischer Staatengruppen noch vergeblich die bulgarische Regierung an die Notwendigkeit einer Entscheidung mahnte.

In den Vorzimmern der Ministerien trafen sie zusammen, die Vertre-

Digitized by Google

ter der einander feindlichen Mächte; hier Deutschland, Österreich-Ungarn, die Türkei; dort Rußland, Frankreich, Italien, Serbien, England, schließlich die neutralen Staaten Griechenland und Rumänien. Radoslawow, der Ministerpräsident, hatte für jeden ein gutes Wort, — Bulgarien war neutral. Während die Vertreter der Mittelmächte sich vorsichtig zurückhielten, gab es rauschende Feste bei den Vertretern des Vierverbandes. Man aß und trank, man tanzte und spielte. Bulgaren aller Parteien fanden sich dort ein. Indessen das Schicksal ging seinen Weg.

Wie in den Straßen und Gärten der Hauptstadt, in ihren Kaffeehäusern und Volksschänken, in den Zeitungen und Versammlungen, die Frage: Wem schließen wir uns an? Auf welches Pferd setzen wir uns? das Volk in zwei Lager schied, mit hin und her flutenden Grenzen, je nach den Ereignissen des Krieges, so auch in den Lichtspielhallen. Gefangene Franzosen marschieren durch ein zerschossenes Dorf — Händeklatschen unserer Freunde; Murren und Pfeifen der Franzosenfreunde; Verteilung von Kreuzen der Ehrenlegion — Hurra der Verbandsfreunde, Murren und Lärm bei unseren Freunden; Versaglieri im Schnellschritt — allgemeines Gelächter; der Italiener — Signor Isonzo genannt — wird in bulgarischen Spottbildern als kurzbeiniger heulender Knabe dargestellt, der überall zu spät kommt. Um die Übertragung des Weltkrieges auf unsere Lichtspiele und ihre Besucher zu verhindern, mußte die Polizei zu kleinen Einschränkungen greifen. Allmählich gewöhnte man sich an unsere Siege, und da der Bulgar sich nicht gern in ein leckes Boot setzt, so wuchs auch die Zahl unserer Freunde. Die beste Politik hat eben unser braver Soldat gemacht. Nun konnte man zu Sonderabenden übergehen zugunsten unserer Krieger, längere Zeit bevor die politische Entscheidung gefallen war. In den Beifallslärm mischte sich nicht mehr Pfeifen und Johlen unserer Gegner, und der Kassengewinn war überraschend gut.

Die Fremden in Sofia waren weniger zahlreich geworden; der Krieg hatte viele abberufen, andere zogen es vor, in der Heimat das Ende des Krieges abzuwarten. Das Reisen war unbequemer geworden. Die schnellen angenehmen Balkanzüge waren schon vergessen, und über Rumänien wurde das Reisen täglich unerfreulicher und unsicherer. Vergnügungsreisende gab es nicht mehr; eilige Geschäftsleute aus Wien, Berlin, Pest bevölkerten die Gasthöfe. Großer Gewinn mag ihnen gewinkt haben, der die Mühen der Reise vergessen ließ.

Ende September 1915 war die Spannung auf ihrem Höhepunkte angelangt. Es war bekannt geworden, daß die Mächte des Verbandes unter Wiederholung ihrer Angebote die Regierung um eine endgültige Antwort bedrängten. Anderseits hatten Reisen hochgestellter Deutscher

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit erweckt. Man ahnte, daß nach dem großen deutsch-österreichisch-ungarischen Erfolge im Osten die Zeit gekommen war, das Mördernest Serbien auszunehmen. Der über die Stadt verhängte Belagerungszustand wurde zwar milde gehandhabt, aber von neuem in Erinnerung gebracht; Gerüchte beabsichtigter russischer Landungen auf bulgarischem Gebiet durcheilten die Stadt; gewisse Bereitschaftsbefehle waren schon gegeben; einzelne Reiterregimenter schon zum Ausmarsch fertig. Da kam der Befehl zur Mobilmachung des gesamten bulgarischen Heeres, aller Aufgebote bis zum letzten Mann. Unter der furchtbar in alle friedlichen Verhältnisse einschneidenden Maßregel stockte in den ersten Tagen das Leben. Die meisten Geschäfte schlossen sich, die Stadtbahn stellte ihren Dienst ein; die Droschken wurden unauffindbar, Bäcker und Fleischer blieben aus, Post und Telegraph waren für Privatverkehr geschlossen. Am zweiten Tage nach dem Erlaß des Befehles rückte die 1. Reiter-Brigade aus, nach Westen hin, unter Befehl ihres prächtigen Kommandeurs Oberst Stoikow. Die glänzenden Regimenter zogen von jubelnden Zurufen begrüßt hinaus an die Grenze, um die Durchführung der Mobilmachung und des Aufmarsches zu sichern. Bald stellte sich das Leben auf die veränderten Umstände ein; die Geschäfte wurden geöffnet, die Stadtbahn ging wie früher, Bäcker und Fleischer stellten sich wieder ein. Die Stimmung war ernst, aber entschlossen. Die Bulgaren kennen den Krieg und wissen, welche Prüfungen er bringt. Aber der feste Entschluß, mit voller ganzer Kraft die Arbeit zu beginnen, kam deutlich zum Ausbruch. Dort zieht ein Haufe derber Bauern, kenntlich an ihrer Tracht als Kinder des Kreises Sofia. Schwere Knittel in der Faust schreiten sie kräftig aus, wortkarg ziehen sie dahin in die Kaserne, ohne Umweg, ohne in Schnapsläden Halt zu machen. Hinter ihnen her ziehen die Weiber; sie müssen nach Einkleidung der Männer die Dorfkleider ins Dorf zurückbringen. Vor der Kaserne ist ein weiter Platz abgesperrt; dort stehen Pfähle mit Inschriften. Es ist der Sammelplatz der Einberufenen. Ohne viel Lärm geht alles seinen Weg. Am Abend ist das Feld leer; die Reservisten liegen schon auf den Strohmatratzen. Man geht früh zu Bette in Bulgarien und steht mit den Hühnern wieder auf.

Die Regimenter sind in Kriegsstärke ausgerückt, begleitet von Veteranen, Weibern und Kindern bis zum Bahnhof. Es geht nach Westen an Slivnitza ruhmvollen Andenkens vorüber. Die Stadt wird leer; von hunderttausend Einwohnern fehlen etwa zwölftausend der kräftigsten. Die Kaffeestuben und Volksschänken spüren den Abgang. Am Kriegsministerium steht ein Posten; es ist schwierig geworden, dort Einlaß zu finden. In dem großen Bau herrscht die Stille einer überlegten,

Digitized by Google

umsichtigen Arbeit. An der Treppe fällt unser Blick wieder einmal auf die in die Wand eingelassene Platte, in die der Wortlaut des Diensteides eingegraben ist. Es sind einfache heilige Worte . . . „und daß ich meines Lebens nicht schonen werde, um im Frieden die Ordnung und die Gesetze des Landes zu wahren und im Kriege die Feinde meines Vaterlandes zu besiegen. Zum Zeichen dessen küsse ich das Kreuz und die Worte des heiligen Evangeliums. Amen". Sie sind hinaus, die also geschworen haben, um angesichts des Feindes den Schwur zu halten.

Wie etwas Selbstverständliches empfängt der Bürger von Sofia die Nachrichten der ruhmvollen Taten der Truppen. Die Grenze wird überschritten, Pirot, Wranja, Leskowatz, Nisch genommen, Stip, Üsküb, Pristina — schließlich Monastir und Ochrida. Ein Jauchzen geht durch das Volk, Mazedonien ist frei! In den klaren Fluten des Ochrida-Sees spiegeln sich braune bulgarische Burschen in bestaubten Uniformen; durch das Tor der alten verfallenen Burg des bulgarischen Zaren Samuel schreiten wieder bulgarische Krieger, zum ersten Mal seit fünfhundert Jahren. In Sofia wehen die Fahnen und läuten die Kirchenglocken.

Das Straßenbild hat sich inzwischen geändert. Die deutsche feldgraue Uniform und etwas seltener das österreichisch-ungarische Grau mischen sich mit dem bulgarischen Graubraun. Unsere deutschen Soldaten sind hier gern gesehen; der Bulgar weiß seine Verbündeten zu schätzen. Mit schrillen Pfiffen eilen die deutschen Kraftwagen durch die Straßen; schon in diesen Pfiffen liegt etwas Umsichtiges, Bestimmtes, Siegbewußtes. Im Bewußtsein des Bündnisses mit Mitteleuropa fühlt der Bulgar sein Vaterland wohl geborgen. Am Bahnhof werden deutsche Soldaten gespeist; munter und vergnügt sehen sie in diese ihnen fremde bulgarische Welt. Die Verständigung geht schlecht, außer mit den Polen. Da würde ein knapper Monat genügen, um sich ganz leidlich zu verstehen. Aber es gibt in Bulgarien, namentlich in der Hauptstadt, viele des deutschen mächtige Bulgaren, wie denn überhaupt deutsch diejenige fremde Sprache ist, die bei weitem am besten in allen Ländern der Halbinsel verstanden wird. Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß mehr französisch gesprochen wird. Das hat seine Richtigkeit nur für rumänische Bojaren. Trotzdem sind die Deutschen nicht selten, die sich durch französisches Radebrechen lächerlich machen, anstatt ihre eigene schöne Sprache zu reden und zu verlangen, daß man sie überall versteht.

Seit Monaten geht auch ein seltsames junges deutsches Volk durch Sofia nach Konstantinopel. Es sind junge aufgeweckte Burschen mit kleinen Ledertaschen in den Händen, und wenn sie die Taschen öffnen wollten, so würde man Werkzeuge verschiedener Art sehen. Das sind

Digitized by Google

im Uhrwerk des Krieges wichtige Räder und Rädchen. Sie gehen nach der Türkei, um dort bei der Erzeugung des Schießvorrates zu helfen, sachkundige gewandte Arbeiter, freudig von den Türken erwartet. Man erweist den Leuten hier allerhand kleine Gefälligkeiten und hilft ihnen so schnell wie möglich weiter.

Dies deutsche Treiben, zu dem sich noch nicht selten Flugzeuge gesellen, macht auf den Bulgaren Eindruck. Er ahnt etwas von der Kraft und Festigkeit unseres Deutschtums. Anderseits gibt es hier manches zu sehen, das der genauen Beobachtung wert ist. Da ist die Junkerschule mit ihren während des Krieges eingestellten Zöglingen. Bulgarien bildet anders seine Offiziere aus, als Deutschland. Der Junker lernt nicht nur, er arbeitet, schanzt und putzt, er ist, sobald er die Schule als Offizier verläßt, sogleich praktisch aufs beste zu verwenden. Er hat jeden Dienst getan; ist kein Herr gewesen, sondern Soldat, dem die Zeit auf der Schule als Dienstzeit gerechnet wird. Es ist ein Vergnügen, diese strammen und gewandten gut aussehenden jungen Männer bei einem Marsch durch die Stadt zu beobachten. Ungeduldig erwarten sie den Tag, da sie auch zum Heere abgehen können. Mit Wohlgefallen hat mancher Blick deutscher Offiziere auf ihnen geruht.

Inmitten dieses Treibens gibt es ein friedliches Haus, wohin der Lärm des Krieges nicht zu dringen scheint: unsere deutsche Schule. In saubern und luftigen Räumen hören neben deutschen Kindern hier hunderte bulgarischer Landeskinder ruhig auf die Worte ihrer deutschen Lehrer, während die Stürme des Krieges fern verhallen. Deutschem Geiste und deutschen Opfern ist dies Haus zu danken, dessen stille ernste Arbeit uns schon manches Herz und manchen Kopf in Bulgarien gewonnen hat. Daneben liegt unser deutsches Kirchlein, wo einst Fürst Alexander, der Battenberger, sein Knie gebeugt hat. Deutsche Kaufleute Sofias überwachen den Betrieb, der unter Leitung des deutschen Pastors steht.

Wie unsere deutsche Kolonie in Sofia die erste ist an Bedeutung, Wohlstand und Opfersinn, so erfreut sie sich auch des Besitzes einer deutschen Dichterin, die deutschen Kreisen auch manche vortrefflich gelungene Übersetzung bulgarischer Poesie zugänglich gemacht hat. Hierzu gehört das warm empfundene Gedicht Kyril Kristows Germania.

Germania, du stolze, starkbewehrte,
du Heimat eines Volks voll Kraft und Mut,
ich liebe deinen Himmel, deine Erde,
den Segen, der auf deiner Arbeit ruht!

Ich liebe dich mit deinen Idealen,
und deiner Dichter, deiner Denker Schar,

die ſchlanken Türme deiner Kathedralen
und deine Ziele, herrlich, hoch und klar!

Ich liebe deine weiten, grünen Auen
und deinen märchenſtillen, dunkeln Wald!
ich liebe deine Seen, die zauberblauen,
die Wetterwolke, die ſich drüber ballt!

Ich liebe deine herrlichen Titanen,
die Helden, die beſchirmen deine Macht!
der Krieger Scharen lieb' ich, die der Ahnen
gedenkend ziehen mutig in die Schlacht!

Ich liebe deine ehrenhaften Söhne,
die raſtlos wirken in des Werktags Mühn!
ich liebe deines Liedes ſüße Töne
und deiner ſtolzen Sprache Flammenſprühn!

Glückſelig Volk! Das Streben des Geringen
wirkt mit dem Auserwählten Hand in Hand;
wie liebe ich dein ſieghaft Vorwärtsdringen,
den rechten Platz erkämpfend deinem Land!

Digitized by Google

Konſtantinopel

Von Safvety Zia

(Deutſch von Fr. von Opeln-Bronikowski)

Ungewiſſe Dämmerung erhob ſich über dem Bosporus. Die aſiatiſchen Uferhöhen färbten ſich lila, dann blaßroſa. Aus wirrem Gewölk brach der Tag hervor.

Und im Herzen der kleinen Türkin loderte gleich einem neuen Morgenrot eine glühendere Vaterlandsliebe auf.

Sie wußte: während ſich hier die Höhen in Malvenfarbe und Purpur kleideten, ſchoſſen weitab in den ruſſiſchen Gewäſſern türkiſche Kanonen die Höhen von Sebaſtopol in Brand, und vielleicht lag auf dem Verdeck der Midilli oder des Sultan Jawuz Selim ihr ſchöner Krieger und Bräutigam ſchon im Purpur ſeines Heldenblutes.

Aus dem Frühnebel, leicht und durchſichtig wie ihr Brautſchleier, tauchten nach und nach die fernen Minarette auf, ſtarr und rein wie die Grundſätze des Iſlam; dann ſpiegelten ſie ſich ſchlank und ſtolz in der blauen Tiefe des Bosporus.

Sie lehnte am Fenſter. Lange herrſchte Schweigen und tiefe Stille, dann tat ſich plötzlich ein Morgenwind auf. Nur ein leiſer Lufthauch — wie ein neuer Hauch der Vaterlandsliebe, der dieſe wundervolle Natur und die noch viel wunderreichere Seele des Iſlam durchſchauerte. Mit jener ſeltſamen Intuition, jener Gabe des zweiten Geſichts, die uns, unbekannt wie, in den feierlichen und tragiſchen Augenblicken des Daſeins geſchenkt wird, glaubte ſie deutlich jeden Kanonenſchuß zu hören, den unſere Helden dort unten Schulter an Schulter mit ihren neuen heroiſchen Waffenbrüdern gegen die feindliche Küſte richteten.

Dann hatte ſie ganz deutlich die Viſion, daß die Einigung des Iſlam, die Erneuerung und Selbſtändigkeit der jungen Türkei durch Feuer und Blut geſchähe, und daß Tauſende und Millionen von Moslims, nach dem Throne des Kalifen blickend, die Stunde der Befreiung ſchlagen hörten.

In die jungtürkiſche Geſchichte ward mit flammenden Lettern der 30. Oktober eingetragen.

Digitized by Google

In einem Zimmer des deutschen Spitals in Pera harrte die kleine Türkin. Sie sah blaß aus in der Umrahmung ihres schwarzen Tscharschaf, und doch so gewinnend und eindrucksvoll! Am linken Arm trug sie die Binde der Damen vom Roten Halbmond, das Wahrzeichen des Trostes und der Nächstenliebe.

Und wer sie so sah, dem mußte deutlich bewußt werden, daß diese kleine, zarte und blasse und doch so entschlossene und mutige Türkin die Verkörperung der neuen türkischen Frau war, die durch ihre Barmherzigkeit und Vaterlandsliebe den Platz wieder einnahm, den der Glaube und Mohammed ihr seit vielen Jahrhunderten angewiesen, aber die Selbstsucht der Männer wieder geraubt hatte. Verschleiert, sittenstreng, stolz und kalt, kam sie doch, Leiden zu lindern. Sie kam im Heiligenschein ihrer sittlichen Schönheit und Reinheit, ihre Aufgabe als Mutter, Schwester und Gattin zu erfüllen.

Am nämlichen Tage geruhte die ehrwürdigste und verehrteste aller türkischen Frauen, sie, die in ihrer erhabenen Person das Mitleid, die Vaterlandsliebe, die Barmherzigkeit und die Pflicht verkörpert, die Militärlazarette zu besuchen. Mit Blick und Gebärde segnete sie alle, die ihr Blut als Verteidiger der heiligen Vaterlandserde vergossen hatten — ihre Soldaten und Söhne.

Ihre Majestät die Kaiserin, die erhabene Herrscherin aller Türken, die Sultanin der Sultaninnen, gab — wohl zum ersten Mal in unserer Geschichte — der türkischen Frau das Vorbild der Pflicht und heiligte so für allezeit die Stellung und den Beruf unserer Mütter, Schwestern und Frauen.

Das war das bedeutsamste Wahrzeichen unseres großen Freiheitskrieges, daß der Dschihad nicht etwa ein Ansporn des Fanatismus, sondern vielmehr der Wiedergeburt und der Auferstehung geworden ist.

Digitized by Google

Der Geiſt im Krieg

Digitized by Google

Seelische Erscheinungen des Krieges

Von Karl Lamprecht †

Der Krieg dieser Jahre ist nicht ungeahnt hereingebrochen. Wie er von unseren Gegnern, nach dem was jetzt feststeht, auf das Jahr 1916 geplant war, so ist er von Vielen in Deutschland seit dem Jahre 1912, wenn nicht früher, erwartet worden. Gegen doch offenbare Vorbereitungen der Gegner bis zum Jahre 1906, wenn nicht auf noch frühere Zeiten zurück. Da versteht es sich, daß die Jahre vor dem Kriege voll waren von Erörterungen über Kosmopolitismus und Nationalismus, über west- und zentraleuropäische Kultur und über die Bedeutung des Krieges für das Seelenleben, insbesondere die Sittlichkeit der Völker. Dabei wurde auf der einen Seite die sittliche Bedeutung des Krieges ebenso betont, wie von der anderen Seite bezweifelt.

Nun haben wir den Krieg, und die Erörterungen sind verstummt. Die Tatsachen sprechen, und es gilt sie zu verstehen, um auch in der eben erörterten Streitfrage Stellung nehmen zu können. Aber freilich, was bedeutet die Lösung dieser Aufgabe, so wichtig sie an sich sein mag, gegenüber den ungeheuren kriegerischen Vorgängen dieser Tage?

Für die Entwicklung des seelischen Lebens nach Ausbruch des Krieges liegt ein unendliches, kaum durchdringbares Material vor. Für die Stimmungen und ihren Wechsel in der Heimat ist wohl jeder Deutsche, der die Erhebungstage des Juli, August und September 1914 miterlebt hat, vollgültiger Zeuge, und es bedarf hier nur der Berufung auf die Erfahrung von jedermann, um die inneren Motive der Entwicklung festzustellen. Die weiteren Erfahrungen dagegen im Kriege selbst sind Eigentum der Kämpfer; und es wird nötig sein, für sie Zeugnisse zu sammeln, um ihren kostbaren Inhalt der gesamten Nation zugänglich zu machen. Vor allem weiteren lasse ich infolgedessen einige Zeugnisse folgen, die mir charakteristisch zu sein scheinen. Es sind zwei Bekenntnisse aus dem Briefwechsel mit meinen im Felde stehenden Schülern, dazwischen schiebe ich ein Stück ein, das zuerst in der Hamburger Wochenschrift „Pädagogische Reform" gedruckt worden ist, und dessen Verfasser den Hamburger Volksschullehrer-Kreisen angehört.

Digitized by Google

I.

Anfang Oktober zog ich aus, wie viele meiner Kommilitonen als Kriegsfreiwilliger. Acht Tage Fahrt, vorwärts, immer vorwärts. Über westfälische Erde, über rheinisches Land ging die Fahrt. Ich stand an der offenen Tür des Viehwagens, in dem ich mit meinen Pferden biwakierte. Schön war das Heimatland, aber nur einen flüchtigen Blick darüber hinweg; die Gedanken starrten in die Ferne hinein, vorwärts . . . vorwärts; in das Schicksal hinein, das mit eiserner Notwendigkeit die Schicksale der vielen anzog und in seinen Bann schlug. Eines Abends stand ich im herbstlichen Wald auf den Höhen vor Soissons. Am Ziel! In einer meterhohen Erdhöhle gesellte ich mich zu den Kameraden meines Geschützes. Lange Wochen brachten wir hier zu. Schließlich verbesserten wir unsere Lage, wir zogen um. Nördlich Soissons gruben wir uns im Rübenacker ein. Drei Meter tief Wohn- und Schlafzimmer für neun Mann. Schwere Artillerie zerschoß unser Bauwerk, eine Bretterbude im Walde beherbergt uns jetzt vor Soissons. Schuß auf Schuß hinüber tagaus- tagein. War ich am Ziel? Drüben der Feind, noch stark im Widerstand, und überall in der Welt Feinde, überall Krieg. Ein Bann legte sich auf alles Denken. Ein Gedanke bohrt sich hindurch: vorwärts!, Befreiung von dem Drucke, der auf uns lastet. Sieh vor dich und nicht hinter dich! Wie ein ferner Schimmer liegt die Heimat hinter uns, ruhig und sicher; aber vor uns! Kampf und Sieg und Tod! Die Zukunft! Grüße aus der Heimat kommen und erinnern dich. Aber du bist nicht, was du früher warst; der Gruß berührt dich kaum. Langsam erst regt sich wieder dein früheres Leben. Ruhiger wurde unsere Front, und langsam wich die gewaltige Suggestion. Erinnerungen lebten wieder auf, und Wünsche, die sich nach der Heimat richteten, wurden wieder laut. So fand ich den Weg zur Heimat zurück.

II.

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh sie verblüht".

„So habe ich gerade geschlossen und Melodie und Rhythmus wallen noch in mir nach. Ich war nach einem längeren Streifritt in die Gegend allein, bei bedecktem Himmel und doch klarer Luft, abends zurückgekehrt; hatte anfangs nicht viel Lust zum Spielen. Man bat mich. Ich mochte nicht abschlagen. Und kam schließlich doch in Schwung und endete mit diesem wunderschönen Lied an die Lebensfreude. Und nie, nie habe ich Inhalt und Melodie so stark empfunden wie heute, nachdem die grausigen Erlebnisse der Schlachttage allmählich abgeklungen, und ich nun mit voller Begierde wieder alles in mich aufsauge, was Leben und Freude heißt. Ihr, die ihr zu Haus geblieben, seid fast zu bedauern. Darum, daß ihr gar nicht wißt, was uns das Leben gibt. Wißt nicht, was es heißt, wenn die Sonne scheint, der Regen leise Fäden zieht, der Hagel niederpeitscht. Schneeflocken schweben, wenn Wiesengrün und Ziegeldächer mit leuchtendem Himmelsblau zusammenklingen, wenn biedere Menschen mit freundlicher Miene und herzlichem Wesen ein gastliches Obdach gewähren. Wißt es nicht? Ja, ihr wißt es auch natürlich. Aber weil ihr es eben schon alle wißt, seid ihr euch dessen nicht mehr so stark bewußt. Was man täglich um sich hat als etwas Notwendiges und Selbstverständliches, verliert an Glanz und Schönheit. Mir ist jetzt alles wie ein großer Sonntag. Ich entdecke alles von neuem und freue mich dessen wie ein Kind, das glückselig vor seinen gedeckten Weihnachtstisch tritt. Allein um dieses starken und reinen Genießens wegen wollte ich nie und nimmer darauf verzichten, an diesem erbitterten Kampfe um Ypern teilgenommen zu haben."

Digitized by Google

III.

„Die Stimmung hier an der Front iſt, ſoweit ich ſie ſelbſt kennen gelernt habe, nicht gerade die beſte, wenigſtens lange nicht die Begeiſterung von Anfang. Daß man ſo viele und wie es einem ſcheint, gerade die edelſten Kameraden hat fallen ſehen, und daß es ſchon ſeit vielen Wochen hier nicht vorwärts geht, wirkt niederſchlagend auf die Truppen, wenn wir auch keinen Augenblick bereit ſind, uns zu einem faulen Frieden herzugeben. Lieber wollen wir alle Opfer bringen. Den Mut dazu gibt uns die feſte Überzeugung, daß wir den Idealismus gegenüber dem Krämergeiſt zu vertreten haben, und dieſes Bewußtſein gibt allen, ſelbſt denen, die ſich ſonſt keine Gedanken über den Zuſammenhang dieſes Krieges mit der Geſchichte machen, die Kraft, auszuharren. Es liegt eben ſozuſagen in der Luft und iſt jedem einzelnen bewußt oder unbewußt gegenwärtig, daß es auch an ihm liegt, ob für die Zukunft die deutſche Eigenart ihre volle Berechtigung zur Teilnahme an der allgemeinen Kulturarbeit der Menſchheit behalten ſoll oder nicht. Wir wollen ja nicht irgend eine Nation vernichten; es iſt an ſich eine Torheit, an dieſe Möglichkeit zu glauben. Das iſt mir bei einem flüchtigen Gang durch Lille ſofort eindringlich in Erinnerung gekommen; die Geſichter, die man hier ſieht, tragen ſo ſcharf die franzöſiſche Eigenart an ſich und zwar ſehr viele in ſehr feiner Weiſe, daß ſicherlich ſelbſt eine Jahrhunderte lange Lostrennung nicht viel am inneren Charakter ändern könnte.“

Sucht man nun die merkwürdigen Erfahrungen, welche aus dieſen Briefen hervorleuchten, wie die Erfahrungen des eigenen Herzens im Laufe des letzten halben Jahres auf eine gemeinſame Form zu bringen, ſo iſt das nicht möglich, wenn man nur die Frage auf die ſittliche Wirkung des Krieges ſtellt. Alle ſittlichen Erſcheinungen ſind verwickelten Charakters, während es hier darauf ankommt, eine elementare Grundlage zu gewinnen. Sie kann nur in der Zuſammenfaſſung zunächſt der intellektuellen Erſcheinungen gefunden werden.

Hier iſt nun wohl die Grunderſcheinung, daß der Kriegszuſtand und ſchon ſeine Erwartung das Denken im hohen Grade iſoliert. Der Geſamtintellekt wird in einer Richtung, nämlich auf den Krieg hin, konzentriert. Wie es denn zu den gewöhnlichſten Erfahrungen dieſer Zeiten gehört, daß jedes Geſpräch ſich alsbald auf den Krieg lenkt. Die Iſolierung kann bis zu dem Grade gehen, der uns in dem erſten der oben abgedruckten Briefe entgegentritt. Die Folge davon iſt dann eine Verkürzung der Erfahrung: Kleinigkeiten, deren Bewältigung in unſerer Kultur für gewöhnlich inſtinktiv erfolgt, werden wieder von Bedeutung; das Weltbild ſchrumpft zuſammen. Es iſt ein Vorgang, der dem Pſychiater wohl bekannt iſt, es iſt die Haltung geiſtig ſchwach Befähigter, auf einer kindlichen Entwicklungsſtufe zurückgebliebener Menſchen. In dieſem Zuſtande verkürzter Erfahrungen gedeiht nun eine überaus reiche Phantaſietätigkeit. Tauſend Lügen werden geglaubt, und die Lüge wird dadurch zu einer

Digitized by Google

furchtbaren Waffe. Es ist noch harmlos, wenn wir in Deutschland eine Zeit erlebt haben, in der allgemein der Glaube an Automobile verbreitet war, die angeblich ungeheure Goldklumpen von Frankreich nach Rußland schafften. Man weiß, daß infolgedessen zahlreiche Automobile auf deutschen Landstraßen von den bestellten militärischen Posten und anderen Wachtmännern festgehalten wurden, und daß der Wahn da und dort bis zu Schüssen, ja zur Tötung von Menschen geführt hat. Was aber der Grund dieser eigentümlichen Verschiebung des Intellekts auf dem Wege bewußter Lügenfabrik möglich war, zeigt vor allem die Presse. Die Lüge scheute keineswegs mehr vor dem Druck zurück, im Gegenteil, sie suchte die Öffentlichkeit, um zu wirken. Kamen dann noch mit der Lüge bestimmte Wünsche in unmittelbare Verbindung, so konnten höchst merkwürdige Leistungen entstehen.. Anfang September haben französische Flieger über Lüttich und seine Umgebung Flugblätter abgeworfen, die folgende Sätze enthielten: „Nachdem die Franzosen Metz, Straßburg und Mülhausen genommen haben, dringen sie in Baden und in die Pfalz ein. Die Häfen von Hamburg, Altona, Lübeck, Kiel und Stettin haben sich nach einem Bombardement durch die französische und englische Flotte übergeben. Die Besetzung von Namur hat einer unglaublichen Anzahl von deutschen Soldaten das Leben gekostet, fünfzigtausend Deutsche sind gefangen genommen, 12 Feldbatterien und eine große Zahl Maschinengewehre fielen den Belgiern in die Hände. . . Das 31. französische Reserve-Armee-Korps rückt schnellstens auf Berlin vor, die Provinzen Schlesien und Posen sind durch zahlreiche japanische Regimenter besetzt worden."

Nun versteht sich, daß dieser Verschiebung des Intellekts eine nicht minder starke Verschiebung der emotionalen Seite des Seelenlebens parallel laufen mußte. Jeder von uns hat sie im höchsten Grade erlebt. Mit welcher Unsumme von Gefühlselementen wurde die auf geringe Tatsachen begrenzte Kenntnisnahme der kriegerischen Ereignisse begrüßt, wie stark waren die Empfindungen der kämpfenden Krieger in Momenten, in denen sie kaum wußten, in welchem Teil der Erde sie sich befanden, geschweige denn, daß ihnen der Sinn der spezifischen Funktion, welche sie zu vollziehen hatten, bekannt war. So, nur in wenige stark ausgeprägte Bahnen gedrängt, entwickelte sich das Gefühlsleben zu höchsten Höhen und Tiefen. Dabei wurde der Einzelausdruck überaus kräftig, stark in den Farben, breit, und die ständig hohe Spannung der Kontraste verdoppelte nochmals diesen Effekt. Auf der einen Seite ein unbegrenztes Aufgeben des Ich, Opfermut bis zum äußersten, Einschätzung des Lebens nur mit Rücksicht auf das Ganze, auf der anderen Seite Zeichen des willkürlichsten Egoismus, Grausamkeiten schlimmster Art und noch mehr;

Digitized by Google

Neigung, die Berichte über solche Grausamkeiten zu glauben. Hier war die Stelle, wo dann wiederum die Verschiebung des Intellekts die entsetzlichsten Lügen gestattete, wie etwa die, daß die deutschen Frauen neuerdings als Halsschmuck Ketten aus den Augen getöteter Verwundeter trügen und dergleichen mehr.

Soll man nun aus diesen krassen Zügen ein Gesamtbild entwickeln, so wird es wohl nur in der Richtung geschehen können, die Projektion der einzelnen Persönlichkeit auf das Ganze der menschlichen Gemeinschaft, der sie angehört, festzustellen. Und hier sind nun im Grunde die plötzlichsten Umschläge wahrzunehmen gewesen. Die Nation in ihrer Mehrheit war vor dem Beginn des Krieges erfüllt von dem Drange immer stärkerer Betonung der Einzelpersonen, immer mehr wuchs die Verachtung von Massenerscheinungen der gemeinsamen Zusammenhänge, und mit Besorgnis mochte man sehen, wie eine übermäßige und willkürliche Emanzipation der individuellen Tätigkeit die gemeinsamen und namentlich die idealen großen Ziele zu unterdrücken drohte. Dies alles war auf einmal wie weggeblasen. Der Einzelne tauchte unter wie ein Tropfen im Meer und die Gesamtleistung und mit ihr die edelste Form aller demokratischen Stimmungen, die kameradschaftliche, beherrschte das Leben von den Führern der Nation bis zu ihren untersten Dienern. Indem diese Verschiebung eintrat, wuchs in unerhörter Weise die Kraft jeder Autorität, insbesondere des Staates in seiner kriegerischen Existenzform und der Kirche: Kriegsherr und Gott. Die Leiter nächsten und höchsten Daseins des Einzelnen traten in den Vordergrund; eine religiöse Stimmung von beträchtlicher Tiefe trat alsbald hervor. Den Kirchen in diesem Grade fast unerwartet, suchte sie anfangs wohl eigene Formen, ordnete sich aber alsbald kirchlicher Leitung unter, wo diese zur Stelle war.

Der Historiker kann nun aus dem eben nur mit wenigen Strichen geschilderten Bilde den kulturgeschichtlichen Charakter der gesamten seelischen Erscheinungen und damit auch ihres sittlichen Erträgnisses schon nach den gegebenen Indizien mit Sicherheit bestimmen. Es handelt sich um das Auftauchen seelischer Motive, wie sie den Zeitaltern gebundener Kultur eignen, in jenen Zeitaltern also, in denen die Einzelpersönlichkeit in ihrem Wirken gegenüber dem Wirken der Massenerscheinungen noch sehr zurücktritt. Allein diese Beobachtung mit den daran geknüpften Folgerungen ist noch so geschichtstechnischer oder vielleicht besser gesagt spezifisch wissenschaftlicher Natur, daß sie wohl einer Erläuterung bedarf. Es handelt sich dabei vor allen Dingen darum, den spezifisch urzeitlichen Charakter der seelischen Erscheinungen klar zu legen.

Am besten geschieht dies wiederum beim Ausgehen von der intellek-

Digitized by Google

tuellen Seite. Milliarden von Malen wird jetzt das Soldatenlied „Ich hatt' einen Kameraden" gesungen.

Nach dieser längeren scheinbaren Ablenkung wird man das heute Milliarden von Malen gesungene Lied verstehen. „Ich hatt' einen Kameraden." Es lautet bekanntlich:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst Du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite; —
Gloria! Gloria! Gloria Victoria!
Mit Herz und Hand fürs Vaterland.
Die Vöglein im Walde, sie sangen so wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn!

Zerlegen wir das Lied in seine Bestandteile, so ergibt sich in dem ersten Teil, daß sein Empfindungsverlauf in dem Augenblick, wo er anfängt unangenehm zu werden, durch eine andere Vorstellung entgegengesetzten Charakters, die sich in halb unverständlichen lateinischen Worten: Gloria und Victoria, ausspricht, kurzweg zu Boden geschlagen wird. Es ist die Schilderung des Empfindungsverlaufs, wie wir ihn in Urkulturen als charakteristisch immer und immer wieder treffen. Dann aber erhebt sich dies erste aller Soldatenlieder unseres Krieges mit den Vöglein im Walde vollkommen auf die Hochform urzeitlicher Poesie und verharrt auf ihr bis zum Ende.

Hiernach, wie nach tausend anderen Anzeichen, kann kein Zweifel sein: die durch den Krieg erregte seelische Haltung nähert sich in vielen Punkten der Haltung niederer Kulturen: sie ist urzeitlichen Charakters. Und damit hängt nun auch ihre herbe Größe auf der einen und ihre Abgrundtiefe auf der anderen Seite zusammen. Edelmut, Opfersinn, Unterordnung unter die höhere Führung eines weltlichen wie eines jenseitigen Schicksals, Kameradschaftlichkeit, Vertrauen, Wahrheitssinn im engeren Kreise: dies alles sind urzeitliche Eigenschaften, deren Fortdauer und Einmischung in das Gefühlsleben hoher Kulturzeitalter ebenso erwünscht ist, wie es bewundert wird: und daher unser so höchst anerkennendes Werturteil über diese Eigenschaften. Aber daneben stehen tiefe Schatten, wie sie für gewöhnlich höchstens von den in geringsten Erfahrungskreisen entwickelten Kulturen ausgehen: ein zwar anschauliches, und deshalb sehr poesievoll erscheinendes, aber im übrigen sehr begrenztes Denken; infolgedessen geringe Scheidung von Wahrheit und Dichtung, Drang, ja kunstfertiges Drängen zur Lügenhaftigkeit, Ausnutzung der Lüge zu jeder Art listvoller Zwecke, Grausamkeit, sitt-

liche Willkür überhaupt in dem Augenblick, da die Zwangsautorität militärischen, staatlichen oder geistlichen Charakters hinwegfällt. Das sind Erscheinungen, welche sich dicht an die anderen edlen Seiten der seelischen Haltung drängen.

Ist nun aber mit dieser Charakteristik und dem Nachweis der Urzeitlichkeit ihres Wesens eigentlich das Rätsel des Aufkommens in unserer Zeit gelöst? Liegt es wirklich so, wie man sich das gewöhnlich vorstellt, daß hier bei der Einberufung aller sozialen Schichten, auch der untersten zum gleichen Tun nun von unterher der in den tiefsten Massen der Bevölkerung teilweis noch festgehaltene Charakter des urzeitlichen Seelenlebens in einer Art mystischem Drang nach oben hin sich geltend macht und das Ganze der Nation mit seinen Eigentümlichkeiten umspinnt? Die oben mitgeteilten Briefe ergeben das Gegenteil. Gewiß, das Leben der untersten Klassen steigt in kriegerischen Zeiten auf, wird sichtbar und greift lebendig ein. Aber viel deutlicher noch ist der Vorgang, in dem durch die Begrenzung der Daseinsmöglichkeiten und durch die enge Konzentration aller seelischen Spannung auf einige, wenige große Vorstellungen stofflich und zeitlich die seelische Haltung der höheren Klassen herabsinkt und deshalb den Äußerungen der Psyche der untersten Schichten zugänglich wird. Aus diesem Zusammenhange heraus ist denn auch die kameradschaftliche Demokratie solcher Zeiten bei allen Festhalten des Autoritätsgefühls und der religiösen Stimmung noch besonders wohl begreiflich.

Nach alledem sehen wir wohl, wie sich die alte Erfahrung, daß der Krieg sozusagen Urzeiten wieder heraufführt, auch im einzelnen der seelischen Haltung wirklich betätigt und bestätigt. Will jemand über die besondere sittliche Bedeutung des Krieges ein Urteil aussprechen, was zu tun der Schreiber dieser Zeilen nicht als seines Amtes betrachtet, so muß er von dem ganzen Bereich der auf diesem Gebiete klar vorliegenden Tatsachen und Zusammenhänge ausgehen.

Freilich würde auch ein solcher Weg noch nicht zu festem Ziele führen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die seelischen Erscheinungen des Krieges zunächst nur diesem angehören, also vorübergehender Natur sind. Darum sind sie insbesondere für Folgerungen auf die Zukunft nicht unmittelbar verwendbar. Nun ist allerdings ebenso sicher, daß bei allen Kriegsteilnehmern von diesen Erscheinungen starke Anhäufungen von höchst dauerhaften Erfahrungen ausgehen werden: und diese werden in ihrer Wirkung den eigentlichen psychischen und ethischen Ertrag dieses Krieges darstellen. Welches aber diese Erfahrungen sein werden? Es darf hier damit gerechnet werden, daß in den großen sozialpolitischen

Digitized by Google

Erfahrungskreiſen aufſteigender Zeiten verläßlich die ſchöpferiſche, poſitive Seite des Geſamtgehalts zu ſiegen pflegt. Und ſo begreift ſich, daß, ſoweit ich ſehen kann, alle bisher laut gewordenen unterrichteten Stimmen aus den Kriegserfahrungen heraus eine Stärkung des ſchon vor dem Kriege aufſteigenden Idealismus prophezeien, und zwar in demokratiſch ſtaatsbürgerlichem Sinne.

Digitized by Google

Der Weltkrieg als Erlebnis für die Kindesseele

Psychologische Beobachtungen an Kindern in Meißen i. S.

Von Kurt Walther Dix

Als Vorlage für meine Beobachtungen am einzelnen Kinde des zweiten und dritten Schuljahres einer höheren Knabenschule diente mir mein einziges Kind, Walther-Heinz, der beim Ausbruch des Krieges 7 Jahre 10 Monate alt war, und den mir der grausame Tod im Alter von 9 Jahren 5 Monaten entriß. Meines Kindes Seelenleben lag vor mir ganz offen und durchsichtig in seinen Verwicklungen; hatte ich es doch von seiner Geburt an beobachtet. (Siehe unten Seite ....)

Die ersten Fragen bei Ausbruch des Krieges richteten sich auf die Lage der Feindesländer: „Wo sind die Feinde? und erzähle etwas von ihnen!" „Wie sehen sie aus?" Die Karten, die sowohl in Vaters Zimmer, als auch in der Schulstube hingen, wurden studiert und von mir den Kleinen so weit als möglich an heimatlichen Verhältnissen veranschaulicht.

Das Kriegsinteresse war hoch gesteigert und verlor auch in der Länge der Zeit nicht an Stärke. „Was gibt's Neues?" fragten Walther-Heinz zu Hause und seine Kameraden in der Schule. Und als die Zeiten der berauschenden Siegesnachrichten vorüber waren, ermüdete er nicht; sondern nach wie vor stellte er sich ein, sobald die Zeitungen eingingen, um zu wissen, „wie es geht und wie es steht". Und kamen dann Tage der Spannung und Erwartung, wie die Zeiten des Durchbruchs in Galizien und Polen, des Siegeszuges auf dem Balkan oder erst in jüngster Zeit der lebhaften Kämpfe im Westen, da brach der Eifer durch und täglich erinnerte, besser drängte mich Walther-Heinz mittags auf dem Heimwege, die Sonderblätter zu lesen, und: „Gibt's deutsche Erfolge?" klang es dann erwartungsvoll an mein Ohr.

So stand Walther-Heinz im Banne der Zeitereignisse; so lebten aber auch viele seiner Kameraden, die teilnehmende Väter und

Digitized by Google

Mütter besaßen. Oft war ich erstaunt, wie genau sie berichteten und wie sie Tisch- und Hausgespräche erfaßt hatten.

Die Unterhaltungen der Kinder bezogen sich vielfach auf den Krieg. Da brachten sie vor, was sie zu Hause gehört hatten. Dann erhitzten sich, wie bei Erwachsenen, die kleinen Gemüter. Der treue, sachliche Berichterstatter stand dem Phantasten gegenüber, der eher Anhänger findet, und Wahrheit als Lüge und Aufschneiderei verlacht.

Großes Interesse bringen Knaben allem, was mit dem Heere in Verbindung steht, entgegen: Die Rangordnung im Heer und in der Marine, die Zusammensetzung und Kriegsstärke der einzelnen Formationen, das Exerzieren, die Angriffsarten u. a. m. mußten erklärt werden. Vor allem fesselt sie alles Technische. Bubi befragte nicht nur mich, sondern suchte sich auch Freunde unter den Soldaten und Verwundeten. Sie gaben dem sonnigen Kinde gern Aufklärung, und glückstrahlend berichtete er dann in der Klasse oder kam dem Vater zu Hilfe: „Nein, das ist so. Das sagte der Herr H." Noch drei Tage vor seinem Tode hatte er sich so an einen Flieger herangepirscht, der bei Meißen zu einer Notlandung gezwungen worden war und mit seinem abmontierten Flugzeug auf einem Platze hielt. „Er war gut", erzählte mir Walther-Heinz, „doch hielt er ‚dichte'. Alles erklärte er eben nicht. Na, ja, das sind doch Kriegsgeheimnisse."

Was forschten die Kerlchen auch nach dem Bau und der Aufgabe der Luftschiffe. Genau unterscheiden sie die einzelnen Arten.

Neben den „Zeppelinen" waren für Walther-Heinz und seine Kameraden die U-Boote und ihre Leute das Bewunderungswerteste. Wie sie tauchen und aufsteigen, wie sich die Leute darin bewegen, und wie sie frische Luft schaffen, wie der Turm verdichtet wird, wie sie funken, kurz alles, auch das Geringste wurde erfragt und behalten.

Technisches Interesse für alle Geschoßarten beherrschte sofort das Bewußtsein, wenn irgend etwas Neues an die Kinder herantrat. Ich mußte erklären und skizzieren. Wie staunten sie, als ich ihnen die Durchschnitte der Geschosse von der Flintenkugel bis zum 42er veranschaulichte, die Länge der Geschosse und Geschützrohre abmaß.

Mit Beginn des Krieges interessierten Walther-Heinz vor allem Kriegsbilder. Damit meine ich aber nicht nur solche, wo Handlungen — Gefechte u. a. zu sehen sind, sondern jedes Bild, das irgendein Kriegswerkzeug, Scherenfernrohr, Geschütz, eine Stellung, u. a. m. veranschaulicht. Alles wurde eingehend betrachtet und wenn möglich gesammelt. Ebenso legte er sich eine Sammlung von Feld- und Kriegskarten, Verschlußmarken, Feldherrnkarten, Kriegspostmarken an.

Digitized by Google

Bubis eigene Zeichnungen geben sicheres Zeugnis von seinem Kriegsinteresse; denn er, der sehr viel zeichnete, wählte jetzt seine Motive aus dem „Kriege". Phantasiezeichnungen stellen Schlachten, Flugzeugkämpfe, Fliegerheime, U-Bootangriffe u. a. dar. Geschütze und U-Boote zu zeichnen, war seine Lieblingsarbeit. Diese „Malluft" beobachtete ich nur noch an vier anderen gleichalterigen Knaben; bei den 12—14jährigen fehlte sie.

Flugmaschinen mit dem Matadorbaukasten zu bauen und aus Pappe äußerst geschickt herzustellen, wurde ebenfalls der Kinder „Kriegsarbeit".

Das Spiel meines Kindes und nach meinen Beobachtungen auch vieler anderer, stand ganz im Zeichen des Krieges. Mit Bleisoldaten baut man zeitgemäße Schlachten auf. Schützengräben mit Sandsäcken, Unterstände, Beobachtungsposten aller Art usw. fehlen nicht.

Merkwürdig war mir aber, daß die älteren Knaben meines Beobachtungskreises wenig „Soldatenspielten". Während in Friedenszeiten, sobald zur Manöverzeit Soldaten einrückten, auch Jungdeutschland manöverierte, versuchten sich zur Zeit der Mobilisierung höchstens die Kleinsten im Soldatenspiel. Erst nach Weihnachten 1915, wo die feldgraue Uniform „Mode war", setzten vereinzelte Spiele ein. Im Laufe 1915/16 konnte ich zwar sehen, daß die Kinder — 9 bis 13jährige — aufs Soldatenspiel zurückkamen; doch war es anderer Art als früher. Es bestand mehr im Beschleichen, in Marschleistungen, Schützengrabenausheben, Unterstandbauten — kurz, es war dem modernen Weltkrieg ganz angepaßt.

An anderen Orten beobachtete man das Gegenteil.

Zahlreiche interessante Tatsachen schrieb ich ferner sowohl im Tagebuch über Walther-Heinz, als auch in dem über die Klassen auf dem Gebiete der Gefühls- und Willensäußerungen auf.

Impulsiv zeigte sich das Fühlen für und mit unsern Feldgrauen, dem sehr bald, je nach der Suggestivwirkung der Eltern und Lehrer, ein Handeln für sie folgte. Was sammelten nicht die Kinder! Wie Walther-Heinz haben viele „ihre Soldaten", mit denen sie sich schreiben, um die sich sorgen, und denen sie regelmäßig schicken.

Nachahmung und kindliche Pose ließen Walther-Heinz und viele seiner Kameraden „soldatisch handeln." Stramm schlug er die Hacken zusammen; militärisch trat er an und ab, deutscher Händedruck wurde geübt. Eine Zeitlang grüßten sie militärisch, und Walther-

Digitized by Google

Heinz bepackte sich täglich seinen Ranzen, „um sich abzuhärten". Und welchen Stolz, als sie „Kriegsanleihe" zeichnen durften! —

Daß sich im Zusammenleben der Kinder bei verschiedenen auch etliche Entartungen, falscher Ehrgeiz und Eitelkeit, einstellten, war zu erwarten, da dazu selbst manche Eltern mithalfen.

Hoch schlägt auch in dem kindlichen Gemüt die Begeisterung, und die Liebe zu unsern Heerführern zeigt sich in Wort und Tat. Neben Weddigen, v. Müller, v. Mücke, ist es wohl „unser Hindenburg", in dem sich fürs Kind alle Kraft und alles kriegerische Können vereinigt. Von „seinen geliebten Heiden" kaufte sich Walther-Heinz Ansichtspostkarten und goß „Gypsbilder". Hindenburgbilder mußte ich in verschiedener Ausführung aufhängen.

Der Kaiser aber wird verehrt und geliebt. Ist an und für sich für Kinder mit dem Begriff „Kaiser" eine unklare Vorstellungsgruppe ungeahnter Herrlichkeit und Macht verbunden, so kam durch den Krieg unser Kaiser dem kindlichen Bewußtsein näher, als Mensch sowohl, als auch als Herrscher und Kriegsherr.

Instinktive Rache- und Sühnegefühle, wie sie in allen Menschenkindern leben und sich äußern, erkannte ich in Reden und phantasierendem Handeln der Kinder, der jungen und älteren. Der Haß gegen die Engländer war und ist am stärksten, dem keine Verachtung und Wut gegen Russen — Kosaken — gegen Franktireure gleichkommt. Es ist hier kein Raum zu erörtern, ob es recht ist, solche Gefühle sich festsetzen zu lassen zu Stimmungen und Leidenschaften! Mir war es klar, daß diese Gemütsregungen das Ergebnis der Suggestion von uns waren. Und ich ließ sie zu, hütete sie und hoffe, die Kinder zum gerechten Zorn zu erziehen. Nicht, daß ich Wert auf äußere Redensarten lege, wie „Gott strafe England" u. a., nicht daß es Absicht ist, die Kinder sich ausleben zu lassen in Schimpfreden und phantasierenden Rachehandlungen, sondern eine gemütliche Stimmungslage soll gebildet werden, die auch nach Jahren das Kind als Erwachsenen bewußt über jene dem deutschen Vaterland angetane Schmach in rechter Weise aburteilen und nicht verzeihen läßt, — ein dauerndes Abwenden vom Bösen und Gemeinen muß suggeriert werden.

Bisher handelte es sich hauptsächlich um die Kleinen, nicht Kleinsten der Schule.

Ausgesprochen entwickelter waren all die geschilderten seelischen Wertungen und Handlungen in den Klassen der zwölf- bis vierzehnjährigen Schüler zu beobachten.

Digitized by Google

Diese Knaben bedurften geringerer Anregungen. Selbstständig entwarfen sie fürs Klassenzimmer große Karten, worauf die Fronten unserer Heere abgesteckt wurden. In Wechselrahmen hingen Kriegsbilder jedweder Art, und in der angesetzten „Kriegsstunde" wurden Feldpostbriefe vorgelesen, Heeresberichte erläutert, Schilderungen der Kriegsberichterstatter studiert u. a. m. Zielbewußt war ihr Sammeln für die Soldaten und Verwundeten; eigene Gedichte und selbstverfaßte Briefe legten sie ihren Feldpaketchen bei.

Im fahnengeschmückten Klassenzimmer und auf dem Flur hingen selbstentworfene Mahnungen: Eßt keinen Kuchen und Stollen! Spart mit Brot! Deutsch sei eure Rede! Zeichnet Kriegsanleihe!

Das Leseinteresse ist auf den Krieg eingestellt.

Wertvolle Aufschlüsse über das Innenleben der Knaben erhielt ich aus ihren Aufsätzen. Es waren natürlich selbständige Arbeiten. Thema wählten sich die Knaben selbst, wörtliche Fassung und Niederschrift erfolgten in der Schule, damit ich die Sicherheit eigner Leistungen hatte. Abgesehen von den Suggestivwirkungen des Unterrichts, der Lektüre, meiner Erzählungen, überhaupt der Umwelt, liegen also in diesen Arbeiten persönliche Stellungnahmen der Kinder vor, die alle ein kindliches Erleben des Krieges beweisen.

Neben diesem bisher geschilderten tatsächlichen Erleben aller Kriegsereignisse begegnete mir aber auch, und zwar bei älteren Schülern — 17jährigen Realschülern — vollkommene Interesselosigkeit. Daß dabei der Einfluß der Umgebung, besonders der Eltern, vor allem aber auch die Gemütsstimmungen — Egoismus im echten Sinne — und schließlich geringe intellektuelle Begabung und schwaches Willensleben ausschlaggebend waren, führte ich an anderem Orte aus und weise darauf hin.

Auch an Fortbildungsschülern zeigte sich mir, daß es sehr viele solcher eben geschilderten Unberührte gibt, daß dagegen aber auch dort sehr schöne Regungen bei günstiger, richtiger Beeinflussung zutage treten.

Hier also liegt eine große und schöne Aufgabe für die deutschen Lehrer. Auch diese Jünglinge, die nur wenige Stunden zur Schule kommen, sollen die Größe der Zeitereignisse erfassen lernen, sollen mitleben im Kämpfen ums deutsche Sein, sollen fühlen den Ernst unseres wirtschaftlichen Durchhaltens und Sparens, und vor allem — sollen bewahrt bleiben vor jenen seelischen Zerrbildern, die wir leider viel im Gemüts- und Willensleben so mancher Ungebildeten — und selbst Gebildeten sehen können. Deutsche Jünglinge mit wahrem deutschen National-

bewußtsein sollen wir bilden, denen wir eine Gemütslage suggerieren, die auch noch später, nach Jahren zum Handeln fürs deutsche Vaterland führt.

Interesselosigkeit an Kriegsereignissen sah ich auch in der Selekta der höheren Mädchenschule. Technisches Interesse fehlte ganz. Wie mir andere Herren bestätigten, wurde der Krieg für diese Mädchen nur derart zum Erlebnis, daß sie sich mühten, etwas für die Soldaten zu leisten: zu stricken, zu sammeln, für „ihren Soldaten" zu sorgen. Sympathische Gefühle waren ausschlaggebend. Und so ist es ganz charakteristisch, daß sie wohl die Soldaten bedauerten, sie wegen der Anstrengungen und Gefahren beklagten und helfen wollten, sich aber sonst dem Verlauf der Kriegsereignisse gegenüber ganz teilnahmslos zeigten. Auch Anregungen führten zu keiner Selbsttätigkeit. Nur zwei Mädchen erlebten tatsächlich den Krieg; es waren die begabtesten. Sicher waren in der Klasse pädagogische Fehler begangen worden, die die Hemmungen im intellektuellen Leben bewirkten; doch scheint sich tatsächlich der Unterschied zwischen Knaben und Mädchen auch hier wieder derart zu äußern, daß die Mädchen mehr gefühlsmäßig reagieren und sich dabei meist rein persönlich einstellen.

Psychologisch interessant sind ferner die Erfahrungen, die ich sammelte über Kriegsinteresse im Verhältnis zum Schulinteresse der Kinder und über Aufmerksamkeit und Arbeitsamkeit.

Es zeigten sich rein individuelle Unterschiede. Die Kinder, die wie oben geschildert, gleichgültig und unberührt blieben, ließen keine Veränderung in ihrem schulischen Willensleben erkennen.

Alle anderen aber zeigten stärkeres Kriegs- als Schulinteresse. An und für sich suchen wohl auch alle Lehrer, den Kindern diesen Weltkrieg zum Erlebnis zu gestalten, so daß sie ihre Unterrichtsart und den Inhalt ihrer Lehrstunden zum Weltkrieg in Beziehung setzen. Dadurch machen wir uns die natürliche Einstellung der Kinder zunutze. Wo aber ein Lehrer das Seelenleben der Kinder nicht psychologisch wertet und „wie im Frieden" weiter zu arbeiten gedenkt, wird und muß es — wie meine Erfahrungen bestätigen — zu Reibungen zwischen kriegsinterssierten Kindern und „unterrichtlich eingestelltem" Lehrer kommen, die zu einer Hemmung der Lehr- und Lernarbeit führen. Daß andrerseits der Kinderpsycholog schöne Arbeit leisten kann, geht aus allem bisher Gesagten hervor. —

Die Aufmerksamkeit der jüngeren Schüler wurde nur an

Tagen, wo das Kriegsinteresse wesentlich gesteigert war, hemmend beeinflußt, z. B. an Siegestagen, Abschicken von Packeten, u. a.

Bei älteren Schülern zeigen sich individuell verschieden mehr Schwankungen. Ganz abegesehen von den bereits erwähnten Störungen sind bei ihnen persönliche Erlebnisse ausschlaggebend: Nachrichten vom Vater, Lektüre, Teilnahme am Soldatenleben in der Stadt, u. s. w.

Während die Arbeitsamkeit der Kinder auf allen Gebieten, die im Kriegsinteresse liegen, wesentlich gesteigert ist, habe ich einen Rückgang in den Schulleistungen nur in einigen Fällen feststellen können. Meist sind es Kinder, deren Väter schon lange im Felde stehen, und wo der Mutter Pflichtenkreis derart vergrößert ist, daß die frühere Beaufsichtigung und Beeinflussung des Kindes unmöglich sind. Von Herren, die Kinder aus einfachsten Verhältnissen mit gleichen häuslichen Zuständen unterrichten, wird mir allerdings eine starke Abnahme sowohl der Arbeitsamkeit, als auch des Gehorsams — des gesitteten Betragens versichert.

Tatsächlich zeigten sich auch mehr kriminelle Fälle unter den Kindern und besonders Jugendlichen[1]), womit ich die schulentlassene Jugend meine; Entartungen traten auf, die die Behörden veranlaßten, den Verkehr der Jugendlichen auf Straßen und an öffentlichen Orten, in Theatern, Kinos usw. zu regeln.

Schlechthin aber von einer Verrohung unserer Schulkinder zu reden, halte ich in meinem Beobachtungskreis für nicht angebracht. Damit tun wir unsern Kindern in der Gesamtheit unrecht und uns Deutschen vor dem Ausland keinen guten Dienst. Man urteilt zu schnell, ohne die nötigen Unterlagen zu haben, und einen bestimmten Beweis zu führen, fiele schwer. Weiter werden auch Vergehungen zu streng bewertet und als Verrohung gestempelt. „Ungezogenheiten", die man z. B. an Kindern besserer Eltern als Folgen übersprudelnder Jugendkraft bezeichnet, verurteilt man bei Kindern niederer Kreise als „Verrohung". Wiederum sind auch so manche Vergehungen mit kindlicher Unüberlegtheit zu entschuldigen, die die Kinder z. B. ganz im Kriegsspiel aufgehen ließ.

Hier kann ich mit Tatsachen dienen, da ich bis Oktober 1915 die Akten der Meißner Volksschulen studierte und zwischen den Jahren 1911—1915 statistische Vergleiche anstellte.

Zum Schlusse meiner Skizze möchte ich noch einiger massen-

[1]) Von diesem Alter spreche ich nicht, da mir darüber Beobachtungsmaterial fehlt.

Digitized by Google

psychologischer Erscheinungen gedenken, die sich leichter erkennen ließen, als die bisher angeführten individualpsychologischen.

Wie die Erwachsenen als Glieder der Masse den augenblicklich stark betonten seelischen Eindrücken individuell mehr oder weniger leicht unterlagen, so lehren meine Beobachtungen wieder, daß sich die Kinderseelen durch ihre leichtere Suggestibilität schneller und kritikloser unter gleichen Suggestivwirkungen zur Massenseele organisieren. Zeigte sich unter den Erwachsenen allgemein gesteigerte seelische Lebhaftigkeit, so noch viel mehr unter den Kindern. Sie fieberten auch seelisch. Und die Gesetze der Nachahmungssteigerung und Intensitätserhöhung waren leicht zu verfolgen.

Es bedurfte einer schwachen Beeinflussung, um die Kinder zu begeistern, und in unbeherrschtem Jubel und Gesang entlud sich die suggerierte Erregung.

Daß die jüngeren Kinder infolge unentwickelter Intelligenz kritiklos oft nur den Affekterreger nachahmten, zeigte sich wiederholt.

Erzieherisch läßt sich diese leichte Beeinflussung nutzbringend verwenden, und all die vielen affektiven Eindrücke führen, wenn sie weise abgestimmt werden, zu wertvollen Erinnerungsniederlagen, die das Bewußtsein beherrschen und noch später darin haften.

Daß endlich absonderliche Begleiterscheinungen fördernd beitragen, die Kinderschar tiefer aufzuwühlen, Erinnerungen dauernder und „wärmer" niederzulegen, ist psychologisch klar. Darum schulfrei an hohen Siegestagen, bei Heimkehr des Vaters aus dem Felde und seiner Abreise, darum gemeinsame Schulfeiern mit festlichem Gepräge, Augenblicksfeiern — kurz ein Hervorbringen außergewöhnlicher Zustände im Seelen- und Alltagsleben der Kinder!

Massenpsychologische Erscheinungen sah ich auch aus leicht erkennbaren Gründen in den gemeinschaftlichen Hilfstätigkeiten, bei denen unsere Jugend von einer gegebenen Idee organisiert wurde: Das Sammeln von Gold, Wolle, Metall, Leder, Papier, das Herzubringen von Liebesgaben u. s. w.

Ebenso führe ich dazu an den begeistert aufgenommenen Kampf gegen die Fremdwörter und für das schnell um sich greifende deutsche Grüßen, das Verbreiten von Soldatenliedern u. a.

Selbst die allgemein aufgenommene Mode „der feldgrauen Kinderuniformen" als Kleidung für Knaben und der feldgrauen Matrosenmützen

Digitized by Google

als Kopfbedeckung für Knaben und Mädchen ist psychologisch als Massenreaktion hier anzureihen.

Die Volksseuchen des Spionitis und Autojagd verbreiteten sich, wie ich an anderem Ort eingehender darstelle, unter Kindern außerordentlich leicht und führten der kindlichen Gemütslage entsprechend zu stärksten Auswüchsen.

Endlich sei noch der Kinderkriegslügen[1]) gedacht.

Begegnen wir überhaupt im kindlichen Seelenleben harmloser Aussagefälschungen, Scheinlügen, die in Erinnerungstäuschungen, in kindlicher Phantasie und anderen Vorgängen psychologisch erklärlich, begründet sind, so war es ganz normal, daß in dem allgemein gesteigerten gemütlichen Erregungszustand der Kinder derartige Seelenerzeugnisse häufiger und verwickelter vorkamen und Kriegsvorstellungen zum Inhalt hatten. Wie neben jenen entschuldbaren Kinderfehlern aber auch die echte Lüge, die absichtlich und in böser Absicht zu dauernden Täuschungen und Schädigungen der Umwelt führt, auftrat, war leider auch nicht zu verkennen. Ich werde darauf später in einer Arbeit übers „Kind und seine Vergehungen während der Kriegsjahre" zurückkommen.

[1]) K. W. Dix, Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes, 5 Hefte. Leipzig.

Digitized by Google

Der Seelsorger und der Krieg

Von Paul Conrad

Wie ein Sturm war es über uns hereingebrochen. Wie ein riesenhaftes Schicksal war der Weltkrieg über uns gekommen. Viele konnten das Ungeheuerliche im ersten Augenblick überhaupt nicht fassen. Sie waren wie gelähmt. Eine Wall von Fragen wachte in ihnen auf, und sie fanden keine Antwort. Ein Heer von Zweifeln stürmte auf sie ein, und sie konnten sich ihrer nicht erwehren. Der Glaube schien in seinen Lebenswurzeln getroffen. Nicht wenige drohten an ihren inneren Nöten zugrunde zu gehen. Während um sie her die Begeisterung in hellen Flammen aufloderte, war ihnen zu Mute, als ob ihnen der Boden unter den Füßen wankte und alle Sterne am Himmel ausgelöscht wären. Jeder feste Halt war ihnen zerbrochen.

Das uralte ethische Problem: der Krieg und die Religion wühlte die Seelen in ihren Tiefen auf. Lebten wir wirklich noch in einer christlichen Welt, wenn der Krieg die christlichen Völker gegeneinander hetzen konnte? Durften wir uns noch Christen nennen, wenn wir in den Krieg zogen und das Schwert brauchten? Wie stimmte das Evangelium von der Feindesliebe zu dem männermordenden Kriege? Das Vaterunser und die Kriegsartikel — stammten die nicht aus zwei feindlichen, unüberbrückbar und auf ewig voneinander getrennten Welten? Wenn von einem „Moratorium der Bruderliebe" geredet werden konnte, war damit nicht das Evangelium, das diese Bruderliebe predigte, in seinem Recht und in seinem Bestande aufs äußerste gefährdet? Genügte nicht schon die Tatsache dieses Krieges, um das Christentum als überlebt und kraftlos, als eine historische Größe, der Vergangenheit angehörig, für die Gegenwart nicht brauchbar, zu erweisen? Hatten sie wirklich so Unrecht, die über den Bankrott der Christenheit spotteten oder trauerten?

Diese und ähnliche Fragen waren für die, welche Christen sein wollten, keine theoretischen Probleme, und keine Sätze, über die sich interessant und geistvoll disputieren ließ. Diese Fragen legten die Axt an die Wurzel; sie drohten die Fundamente ins Wanken zu bringen; sie stellten das ganze

innere Leben in Frage; es handelte sich dabei um das sittliche und religiöse Recht des Krieges; es waren Gewissens- und Lebensfragen von einschneidender Bedeutung. Diese Fragen beschäftigten ja nicht nur die kirchlichen Kreise, mehr oder weniger bewegten sie die ganze Nation; in Wort und Schrift, in Vorträgen und in der Presse wurde eingehend darüber verhandelt. Aber naturgemäß wurden die christlichen Kreise davon am tiefsten berührt. Für sie hing von der Beantwortung dieser Fragen nicht weniger als alles ab. Konnten sie den Krieg vor ihrem christlichen Gewissen rechtfertigen? Oder zerbrach der Krieg ihnen neben so vielem anderen auch noch den heiligen Boden, auf dem sie ihr Leben aufgebaut hatten.

Der für einen evangelischen Christen nächstliegende und selbstverständliche Weg zur Lösung der Probleme, die Befragung der heiligen Schrift, vor allem des Neuen Testaments, versagt in dem vorliegendem Falle. Zwar hat Jesus den Krieg ausdrücklich nirgends verboten; aber in einer Welt der Grausamkeit, der Rachsucht, des Hasses und der Eigenliebe steht er da als der Mann der Liebe, des Friedens und der Geduld. Er hat seinen Jüngern nicht wie Muhammed das Schwert in die Hand gedrückt. Sein oft angeführtes Wort: ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert, ist bildlich zu verstehen; wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, enthält es die Mahnung, an der Person Jesu festzuhalten auch auf die Gefahr hin, dadurch in unerbittliche Feindschaft zu geraten. Aber anderseits wäre es auch nicht richtig, die Worte der Bergpredigt, in denen Jesus in unvergeßlichen, weil zum Widerspruch reizenden Sätzen die Liebespflicht betont, ohne weiteres und wörtlich auf alle möglichen Verhältnisse übertragen und als allgemein verbindliche Richtschnur auf jede Lage anwenden zu wollen. Hat doch Jesus selber jene Worte nicht buchstäblich erfüllt; er hat den anderen Backen nicht dargeboten, als man ihn schlug; vielmehr hat er sein Recht gewahrt; wie denn für einen Christen neben der Liebespflicht die Rechtspflicht steht, nämlich die Pflicht, sein eigenes Recht zu wahren, unbeschadet der Pflicht, im gegebenen Falle auf sein Recht zu verzichten und feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes zu sammeln, um ihn durch diese Liebe zu beschämen und zu entwaffnen, aber nicht, um durch Nachgiebigkeit das Unrecht noch größer werden zu lassen. So hat auch der größte Apostel Jesu, der sonst zu jedem Opfer bereit war, bis zur Selbstentäußerung, doch unbedenklich auf den Rechtsstandpunkt sich gestellt, und sein römisches Bürgerrecht geltend gemacht.

Die Berufung auf die heilige Schrift gibt uns demnach keine Antwort auf die Frage: Christentum und Krieg; auch die Weihnachtsbotschaft:

Digitized by Google

Friede auf Erden liegt ganz wo anders, als wo äußerer Krieg und Frieden ihr Wesen haben; der Weihnachtsfriede ist durchaus unabhängig davon, ob in der Welt mit Gewehren und Kanonen gekämpft wird, oder nicht. Dagegen gewinnen wir festen Boden durch die Reformation. Mit aller Deutlichkeit sagt die Augsburgische Konfession vom Jahre 1530, eine der Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche, in ihrem 16. Artikel: „Von Polizei und weltlichem Regiment wird gelehret, daß alle Obrigkeit in der Welt und Regiment und Gesetze, gute Ordnungen, von Gott geschaffen und eingesetzt sind, und daß Christen mögen in Oberkeit-, Fürsten- und Richteramt ohne Sünde sein, nach kaiserlichen und anderen üblichen Rechten Urteil und Recht sprechen, Übeltäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten."

Luther selbst hat seine Stellung zum Kriege bei verschiedenen Gelegenheiten ausführlich dargelegt, besonders in seiner Schrift: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können? Mit aller Entschiedenheit hat er diese Frage bejaht, so bestimmt er die Verteidigung des Evangeliums mit dem Schwert immer widerraten hat, — „Das Wort muß es tun, und das Wort allein; aber zwingen und dringen will ich niemand" — ebenso bestimmt hat er dem Staat das Recht gesprochen, das Schwert zu führen. In der angezogenen Schrift heißt es: „Daß man viel schreibt und sagt, welch eine große Plage der Krieg sei, das ist alles wahr. Aber man sollte auch daneben ansehen, wieviel höher die Plage ist, die man mit Kriegen wehrt. Man muß ein Kriegsamt nicht ansehen, wie es würgt, brennt, schlägt oder fährt; denn das tun die engen einfältigen Kinderaugen, die dem Arzt nicht weiter zusehen; denn wo er die Hand abhaut, oder das Bein absägt, sehen aber nicht, daß es, um den ganzen Leib zu retten, zu tun ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwertsamt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt oder greulich tut, so wird's sich selbst beweisen, daß es ein Amt ist, in ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich als Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk." Und an einer anderen Stelle sagt er kurz und deutlich: „Sehe ich den Krieg als ein Ding an, das Weib, Kind, Haus, Hof, Gut und Ehre schützt und den Frieden damit erhält und bewahrt, so ist er eine gar köstliche Sache."

Auf diesen Standpunkt Luthers und der Reformation hat sich die gesamte evangelische Kirche Deutschlands einmütig und mit Bewußtsein gestellt. Sie hat sich gesagt: Wenn der Staat „eine gute Ordnung Gottes" ist, der muß auch die Mittel wollen, durch die der Staat erhalten wird, und das letzte Mittel des Staates, das eigene Recht durchzusetzen, ist der Krieg, die Notwehr eines Volkes; weil es kein Strafrecht gibt, das über

Digitized by Google

den verschiedenen Staaten stände, sondern das Strafrecht an den Grenzen eines Volkes aufhört. Und um Notwehr handelte es sich bei uns in diesem Kriege, nicht um Kabinettspolitik oder um Eroberungsgelüste; das Sein des Vaterlands mit allen hohen Gütern, die gerade dem deutschen Volke anvertraut sind, stand auf dem Spiele. Unser Volk durfte nicht französischer Gottlosigkeit anheimfallen, durfte nicht moskowitischer Barbarei ausgeliefert werden. Aus diesem Bewußtsein unseres sittlichen Rechtes erwuchs unserem Volke überall die Zuversicht: Recht muß doch Recht bleiben; unserer gerechten Sache ist der Sieg gewiß.

Aber nun griff auch England ein. Das in weiten kirchlichen Kreisen, mehr noch von den Sekten und kleineren Gemeinschaften bewunderte, und um seine rege Kirchlichkeit beneidete, als vorbildliches Missionsvolk verehrte, als Führer in allen christlichen Bestrebungen allseitig anerkannte England erklärte uns den Krieg. Das griff an die Seele. Seit Jahren war eine engere, auf Verständigung abzielende Verbindung mit den Vettern jenseits des Kanals angebahnt und gepflegt worden. Deutsche Kirchenmänner waren in England gewesen. Engländer hatten den Besuch in Deutschland erwidert. Ein Komitee hatte sich gebildet, um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden germanischen Völkern zu fördern. Es hatte in der „Eiche" sein eigenes Organ. Die bedeutendsten Namen, die führenden Männer des kirchlichen Lebens hatten das Unternehmen getragen, und nun lag mit einem Mal das mühevoll aufgebaute, mit soviel Liebe gepflegte, auf Hoffnung gegründete Werk zerschlagen am Boden. England kämpfte gegen uns, ein Brudervolk gegen das andere, protestantische Christen gegen protestantische Christen, es führte Gurkhas, Sikhs und Bassutots gegen uns ins Feld! Die Pastoren der deutschen evangelischen Gemeinden in England und in Ägypten, die deutschen Missionare in Indien wurden in Gefangenenlager gesteckt; sie, die zum Teil Jahrzehnte lang an ihrem Platz gestanden und bis dahin auch die Hochachtung der Engländer sich erworben hatten, ihre Frauen und ihre Kinder erlitten an manchen Orten die unwürdigste Behandlung. Gegen die deutsche Schule in Kairo wurde ein so schändliches, glücklicherweise noch im letzten Augenblick vereiteltes Attentat geplant, daß es hier nicht einmal angedeutet werden kann. Wo war die vielgerühmte englische Frömmigkeit geblieben? War alles nur Schein und Geschäft gewesen? Fast mußte man es glauben, denn die gemeinsten Lügen, die schmutzigsten Verleumdungen, die unerhörtesten Geschichtsfälschungen stammten aus englischen Quellen, und was englische Geistliche auf der Kanzel und in der Presse an unchristlicher Hetze gegen das deutsche Volk sich leisteten, spottet jeder Beschreibung. Hatten die Franzosen sich nicht entblödet, das Vaterunser

Digitized by Google

zu travestieren, um ihren Joffre zu verherrlichen, so benutzten die christlichen Engländer dasselbe Gebet, um unseren Kaiser zu verhöhnen und auf das gröblichste zu verunglimpfen.

Eine ungeheure Erregung, ein maßloser Ingrimm, eine bodenlose Wut gegen die Engländer bemächtigte sich des ganzen Volkes. In England wurde der Hauptfeind erkannt; die anderen Gegner erschienen nur als Mitläufer und betrogene Betrüger. Man grüßte sich mit dem Gruß: „Gott strafe England!" Ein Haßgesang gegen England fand begeisterten Widerhall. Die christlichen Kreise lehnten beides ab, denn Gruß wie Haßgesang trugen etwas von der schwülen giftigen Luft der alttestamentlichen Rachepsalmen an sich, die für Christen überwunden sein müssen. Aber das Gefühl grenzenloser Enttäuschung, unsagbaren Schmerzes, tiefster Niedergeschlagenheit über Englands Verhalten erfüllte jedes deutsche christliche Herz. Der gerechte Zorn über diese Niedertracht und Heimtücke loht empor. Der furor teutonicus brannte auf wie eine Pulvermine. Gegenüber dieser Schmach,die uns und dem christlichen Namen angetan war, zerrissen alle theoretischen Erwägungen und Bedenken gegen den Krieg, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren, wie Spinnenweben. Als Notwendigkeit, ja als heilige Pflicht, als ein Gotteswerk wurde der Krieg begrüßt. Hier war das Lutherwort am Platze: „So sei ein jeglicher frisch und unverzagt und lasse sich nicht anders dünken, denn seine Faust sei Gottes Faust, sein Spieß sei Gottes Spieß und schreie mit Herz und Mund, Hie Gott und Kaiser!"

Wer die Augusttage 1914 miterlebt hat, wird sie bis an sein Ende nicht vergessen. Wie ein wunderbarer Frühling war es über uns gekommen. Überall sah man es sprossen und blühen, das ganze Volk war wie umgewandelt. Seit den glorreichen Tagen der Freiheitskriege hat kein Krieg das deutsche Volk so bis in seine innersten Tiefen ergriffen. Wir waren wieder stolz darauf, Deutsche zu sein. Das Nachäffen fremder Moden, das Prunken mit fremden Sprachen und Sitten, die Anbetung alles Fremdländischen wurde abgetan; das Lied: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! wurde, mit neuen Zungen gesungen, zur Nationalhymne. Die neue Zeit schuf neue Menschen mit neuen Idealen. Neue ethische Werte wuchsen empor, neue Maßstäbe wurden angewendet. Die alten Streitigkeiten wurden begraben; der Stacheldraht, der unser Volk Jahrzehnte lang in feindliche Lager geteilt hatte, wurde niedergerissen. Die Losung hieß: Das Vaterland, nicht die Partei. Hingebende Liebe an das Ganze, Opferwilligkeit für das Volk, Begeisterung für Kaiser und Reich zeigten sich auch da in schönster Blüte, wo es nicht vermutet worden war. Aus Ruinen blühte neues Leben.

Digitized by Google

Auch das tief im deutschen Wesen begründete religiöse Gefühl trat mit Macht hervor. Die antichristliche Agitation war wie weggefegt. Die Kirchenaustrittsbewegung, die in den letzten Jahren in den großen Städten und in den Industriebezirken bedrohlich angewachsen war, kam zum Stillstand. Die Zeitungen redeten in ihren Leitartikeln in religiöser Sprache. Der kirchlichen Presse konnte wohl scherzhaft der Rat gegeben werden, ihre Tätigkeit einzustellen, weil schon die Tagespresse ihre Arbeit besorgte. Die elementare Wirklichkeit Gottes in dem Geschehen ringsumher packte und überwältigte auch die Massen. Die Sehnsucht nach dem Frieden letzter Gewißheit zeigte sich in vielen Herzen.

Treitschke sagt in seiner deutschen Geschichte von „Scharnhorsts Tod": Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sédan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Überlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzug." So ähnlich ist es unserem Gschlecht ergangen. Angesichts des Riesensterbens um uns her, das die Blüte unseres Volkes dahinraffte, unter dem furchtbaren Leid, das fast in jedes Haus hineintrat, kam eine Ahnung davon in manches Herz, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge, und ein Verlangen nach ewigen, überweltlichen Mächten, die uns in diesem Übermaß des Leidens halten und stützen möchten, erwachte auch bei solchen, die sich früher ganz ablehnend verhalten hatten. Die Oberflächlichkeit und Seichtheit, für die es zwischen Himmel und Erde keine Geheimnisse gab, verstummte. Wo Unzählige den Opfertod für das Vaterland freiwillig auf sich nahmen, ging manchem auch ein starkes Verständnis für die tiefsten christlichen Wahrheiten auf; die sich für die Welt aufopfernde Liebe Christi erschien nicht mehr so ungereimt und ungeheuerlich wie vordem. Früher war wohl hier und da gefragt worden: „Wozu ist denn die Kirche da?" Schon die Möglichkeit dieser Fragestellung schien das Recht der Kirche in Frage zu stellen. Da man selber die Kirche nicht brauchte, und ohne Schaden sie entbehren konnte, schien sie als überflüssig erwiesen. Aber nun lernten Viele auch in diesem Punkte umdenken. In der Not der Zeit wurde die Kirche gleichsam neu entdeckt und als unentbehrliche Lebensmacht dankbar empfunden, auch von solchen, die früher grundsätzlich die Kirche gemieden hatten. Die Kirche wurde wieder die Stätte, wo ein Mensch sein Herz ausschütten und sich Trost und Kraft holen und Richtungslinien gewinnen konnte, um in dem Gewirr der Zeit sich zurecht zu finden. Etwas überschwenglich konnte die Aufhebung

der „Unkirchlichkeit" als unverlierbares Erlebnis der ersten Kriegszeit gepriesen werden.

In die Kirche selber kam ein neuer Geist. Der Burgfriede beseitigte mit einem Schlage den unseligen Streit der Konfessionen, der unserem Volke im Laufe seiner Geschichte oft genug blutende Wunden geschlagen hat. Der Kampf der verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche verstummte. Die Losung: Hie positiv! — Hie liberal! wurde nicht mehr gehört. Daß alle Parteien den Ruf Gottes verstanden, gehört zu den schönsten Erfahrungen auf dem Gebiete des kirchlichen und religiösen Lebens. Das Trennende wurde nicht mehr betont; nur das Gemeinsame wurde noch empfunden. Auch die Widerstrebenden fanden sich unter der Losung zusammen: Ein Volk, ein Gott, ein Glaube! Das Vorbild und die Mahnung des Kaisers wurde befolgt: Geht in die Kirche, betet zu Gott, daß er dem deutschen Heere und der deutschen Sache den Sieg verleihen möge. Die Gotteshäuser füllten sich auch da, wo sie bisher eine bedenkliche Leere gezeigt hatten. Manchen lehrte sie wieder beten. Die Zahl der Abendmahlsgäste wuchs. Längst geschlossene Ehen begehrten nachträglich die kirchliche Trauung. Wie zur Zeit der Freiheitskriege wurden die ins Feld Ziehenden in ihrer Heimatskirche für den heiligen Krieg eingesegnet. Gewiß ist das nur die eine Seite. Wir haben auch anderes erlebt. Der Krieg hat sich auch als Zerstörer erwiesen. Religiöse Zusammenbrüche hat er gebracht. Manches, was sich als religiöses Gut ausgegeben hatte, hat er angetastet. Quellen des inneren Lebens hat er verschüttet. Die einen haben in dieser harten Zeit ihren Gott gefunden; aber andere haben ihn verloren. Die Lasten, die ihnen aufgelegt wurden, waren so schwer, daß die Kraft ihrer Seele nicht ausreichte und sie darunter innerlich zusammenbrachen. Sie glaubten zu glauben, aber als ihr Glaube seine Tragkraft beweisen sollte, erwies er sich als Einbildung und Täuschung. Sie hatten sich ein Bild von Gott gemacht, das gegenüber den brutalen Tatsachen nicht stand hielt. Sie hatten sich Gott als einen liebenden Vater gedacht, der auf ihr Ergehen die zarteste Rücksicht nehmen müßte, und nun offenbarte er sich in Sturm und Wetter. Völker wirbelte er durcheinander wie welkes Laub; Menschenleben zerbrach er; Hoffnungen vernichtete er; unbeirrt von Wohl und Wehe der Einzelnen ging er seinen Weg, und die Menschen verstanden nicht seine Gedanken; seine Pläne konnten sie ihm nicht nachrechnen; er war so ganz anders, als sie sich ihn vorgestellt hatten. So sank ihr Glaube in Scherben, und ihr Gottesbild lag zertrümmert zu ihren Füßen. Der Sturm, der über die Felder wehte, zerbrach das trockene morschgewordene Gehölz, der gesunde Baum senkte nur um so tiefer seine Wurzeln in die Erde und erstarkte im Sturm. Der Krieg war ein Zer-

Digitized by Google

störer, Schwaches und Schwächliches hat er weggefegt, — aber er war auch ein Gottessegen; er hat die Luft gereinigt.

Lange vor dem Kriege hatte mancher sich darum gesorgt, unser deutsches Christentum könnte auf die Dauer durch die englischen Lieder Schaden leiden, die durch ihre süßlichen Texte und noch mehr durch ihre leichten tändelnden oder marschmäßigen, dem Ohr sich einschmeichelnden Melodien, besonders in christlichen Vereinen strengster Observanz und in Gemeinschaftskreisen Eingang gefunden und die kraftvollen kernigen deutschen Kirchenlieder verdrängt hatten. „Man hat mit dem Heiligen gespielt, in dem man von ihm sang, wie von Welt und Alltag, statt wie von Gott und Ewigkeit." Der Krieg mit seinem gewaltigen Ernst hat uns diese aus England stammenden Lieder und Weisen gründlich verleidet. Wir brauchten jetzt kräftigere Kost. Machtvoll stiegen wieder die deutschen Choräle zum Himmel, wie das Altniederländische: „Wir treten zum Beten" ist das Lutherlied von der „festen Burg" fast zum Volkslied geworden. Bei dem Einzug in das eroberte Antwerpen sangen es unsere Soldaten als ihren feldgrauen Psalm, die Katholiken ebenso wie die Evangelischen. Das Sentimentale, das früher im kirchlichen Leben hier und da einen weiten Raum eingenommen und nicht wenigen das Kirchentum verleidet hatte, trat zurück; das Ethische wurde um so stärker betont; das Männliche und Mannhafte trat heraus. Man gewann wieder Verständnis für das Wort Carlyles: Religion ist die heldenhafte Form des Daseins. Wurde früher wohl die Religion als eine Last angesehen, an der wir trugen, so wurde jetzt die Religion als eine Kraft entdeckt, die uns trug, und die allein uns tragen könnte. Man schämte sich des Evangeliums nicht mehr, weil man in ihm nicht nur wie früher einen mehr oder weniger überflüssigen Schmuck und Zierrat gewisser Weihestunden des Lebens und eine feierliche Dekoration, sondern in ihm eine Kraftquelle besonderer Art gefunden hatte. Die Tausende, die bei Beginn des Krieges an dem Bismarkdenkmal in Berlin öffentlich ihren Gottesdienst hielten und gemeinsam und laut das Vaterunser beteten, waren ein Zeichen der neuen Zeit. Luthers Heldengeist und Heldenglaube ringt die Herzen empor, der Krieg hat auch die Religion mobil gemacht und religiöse und sittliche Kräfte geweckt, wie kaum einer es noch zu hoffen gewagt hatte.

Haben wir darum ein Recht, von der Wiedergeburt unseres Volkes zu reden und mit ungetrübter Zuversicht in die Zukunft zu blicken? Es sind nicht wenige, die so stehen. Auch von kirchlicher Seite hören wir begeisterte Lobsprüche auf das neuerwachte Leben. Es wird so getan, als ob der Tiefpunkt des kirchlichen und religiösen Lebens überwunden

wäre, und eine Zeit ungeahnten inneren Aufschwungs für unser Volk und die Kirche kommen würde. Ich kann mich dem nicht anschließen. Ich sehe wohl Licht, aber daneben sehe ich auch Schatten, und je länger der Krieg dauert, desto mehr glaube ich zu sehen, wie die Schatten sich vertiefen.

Die auf den Kriegsausbruch folgenden Monate haben doch manche Hoffnungsblüten vernichtet, so Vieles war nur stimmungsmächtig gewesen; es fehlte ihm das Wetterfeste und das Wurzelhafte. Es war viel aufflackerndes Strohfeuer, aber wenig anhaltende Glut; viel laute Begeisterung, aber nicht immer durchhaltende Kraft. Weite Kreise behielten auch in der großen Zeit ihre Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit. Der Krieg berührte sie kaum in ihrer Oberfläche. Sie machten nicht einmal den Versuch, von sich selber loszukommen. Sie umpanzerten auch weiterhin ihr Herz mit dem schmutzigen Satze: Jeder ist sich selbst der Nächste. Selbst in diesen großen Tagen begriffen sie nicht: Was gelten soll, muß wirken und muß dienen. Ausbeutung der Not und Kriegswucher zeigten sich wie Eiterbeulen an dem Volkskörper. Ein Leben und Treiben machte sich breit, daß zu dem Ernst der Zeit in unleidlichem, schneidendem Widerspruch stand. Der neue Geist hatte eben nur einen bestimmten Eindruck unseres Volkes ergriffen und auch bei ihnen ging er nicht überall in die Tiefe und bewährte sich nicht immer in Kraft und Leben. Doch läßt sich nicht leugnen, daß der Krieg Wellenschläge gebracht hat, die hier und da für eine wirkliche Anregung des Geistes und für eine Erneuerung unseres Volkslebens etwas erhoffen ließen. Die Grundstimmung war doch bei vielen eine andere geworden. Hunderttausende haben doch gelernt, Gott die Ehre zu geben, woran sie früher nie gedacht hatten.

Daß die Hoffnungen, die sich daran knüpften, nicht in allem erfüllt haben, ist nicht Schuld der Kirche. Sie hat getan, was in ihren Kräften stand, um das erwachende Leben zu fördern und zu vertiefen. Daß ihr das nicht in dem erwünschten Maße gelungen ist, darf ihr nicht, oder doch nicht ihr allein zum Vorwurf gemacht werden. Nur mangelnde Einsicht kann das harte Urteil aussprechen, sie hätte versagt. Was an Ausgestaltung aller der ethischen Kräfte des Glaubens, der Opferwilligkeit, der Treue während des Krieges in der Kirche wirksam geworden ist, kann hier nicht im Einzelnen aufgezählt werden; das Beste und Wirksamste und Innerlichste an dieser Arbeit entzieht sich naturgemäß der Darstellung. Nur einiges sei erwähnt. Abgesehen von dem, was die einzelnen Gemeinden in oft rührender Hingabe und tatkräftiger Hilfe ihren Gemeindegliedern zu Hause wie im Felde geleistet haben, hat die Landeskirche an bestimmten Sonntagen Kirchenkollekten eingesammelt

für die bedürftigen Familien der im Felde stehenden Truppen, zum Besten der Kriegsinvaliden, zur Linderung der Kriegsnotstände in Ostpreußen und in Elsaß-Lothringen, zur Verbreitung christlicher Schriften im Heer, zum Besten des preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz für seine Kriegskranken und Kriegswohlfahrtspflege. Der Ertrag dieser Kollekten betrug mehrere Millionen Mark. Sie hat landeskirchliche Mittel zur Verstärkung der Seelsorge im Felde bereit gestellt und die Seelsorge in den Heimatlazaretten geordnet. Die Verbindung zwischen Heimat und Feld, zwischen den im Lazarett untergebrachten Verwundeten und deren Angehörigen, die Verbreitung guten Lesestoffes unter den Truppen hat sie geschaffen. Immer wird es ein Ruhmesblatt des evangelischen Pfarrerstandes bleiben, wie er sich zur Betätigung im Dienst des Vaterlandes herangedrängt und nicht nur im Predigtamt, sondern auch im Sanitätsdienst und im Dienst mit der Waffe seine Pflicht getan und auch an Leib und Leben seine Opfer gebracht hat. Der Hauptnachdruck der kirchlichen Arbeit wurde selbstverständlich auf die geistliche Versorgung der in der Heimat Zurückgebliebenen gelegt. Die Kirche begleitete die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges mit ihren gottesdienstlichen Feiern. Sie vereinte in Tagen der Geduld und des Sieges ein betendes Volk in Fürbitte und Danksagung; sie tröstete die Trauernden und stärkte die Einsamen; sie nahm sich der heranwachsenden Jugend an, die der erziehlichen Beratung und Leitung der Väter und Vormünder entbehrte. Die Kirchen wurden auch an den Wochentagen geöffnet, um dem Bedürfnis nach stiller Sammlung entgegenzukommen und hierzu anzuregen. Geistliche übernahmen die Aushändigung der mit Überschriften „tot" oder „Vermißt" zurückkommenden Postsendungen an die Absender, um die Angehörigen in schonender Weise auf einen Verlust vorzubereiten, wie sie auch den Hinterbliebenen das vom Kaiser für die gefallenen Helden gestiftete Gedenkblatt überreichten. Von den neben den regelmäßigen Gottesdiensten wohl überall gehaltenen Kriegsbetstunden, kam in viele bangende Herzen Kraft zum Durchhalten und in viele trauernde Seelen Halt und Trost.

Sven Hedin, der berühmte schwedische Forschungsreisende und treue Freund unseres Volkes schildert in seinem großen Werk: „Ein Volk in Waffen" einen Gottesdienst in Berlin, dem er in den ersten Monaten des Krieges beigewohnt hat. Seine Beschreibung gibt ein treffendes Stimmungbild der Kriegsbetstunden, wie sie hier und da im Lande gehalten wurden. Er sagt: „Der Prediger wuchs in die Gestalt eines Propheten hinein, wie er so von der Kanzel herabwetterte. Keine lauen Westwinde kamen über seine Lippen, wenn die Sentimentalität greinend den Priester

mahnt, Worte des Friedens zu sprechen, nicht Worte des Kampfes, so möchte ich bemerken: diejenigen, die mit verschränkten Armen vor den Fleischtöpfen sitzen, haben leicht kritisieren! Wenn aber unübersehbare Heere an den Grenzen stehen, wenn einem Reiche der Untergang droht und einem Volke die Vernichtung, was dann? Da passen die weichen Töne nicht mehr; da greifen auch die Priester zum Schwert und ziehen mit den anderen ins Feld. Der Prediger sprach auch in warmen Worten von der Pflicht, die alle dem Vaterlande gegenüber haben, und von dem Gottvertrauen des deutschen Volkes in seiner gerechten Sache. ‚Sei getreu bis an den Tod', ging wie ein Leitmotiv durch seine Predigt. Eine Stimmung tiefen Ernstes und frohe Siegesgewißheit herrschte unter den Kirchenbesuchern. Die Choräle wurden mit betäubender Kraft gesungen, und mächtig brausten die Tonwogen der Orgel. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, Frauen in erdrückender Mehrheit. Wie viele Mütter, Gattinnen, Schwestern und Bräute beteten hier inbrünstig für die feldgrauen Kämpfer in den Schützengräben."

Mit besonderer Vorliebe wurde über alttestamentliche Texte gepredigt. Hat doch selbst Schleiermacher in der Erhebung vor hundert Jahren für seine Predigten nach dem alten Testament gegriffen, das er sonst ablehnte. Denn im Alten Testament ist das Nationale und Religiöse auf das Innigste verbunden, während das Neue Testament über die Schranken der Völker hinwegreicht und mehr internationalen Charakter trägt. Dort schauen wir hinein in die Nöte eines Volkes und erleben, wie sie mit Gott überwunden werden. Dort tritt uns der streitbare Herr Zebaoth entgegen, der Herr der Heerscharen, der mit den Kriegern in die Schlacht zieht und ihnen den Sieg verleiht. Dort finden wir wuchtige bildhafte Texte vom Krieg und Sieg; wie Schwertgeklirr und Donnerhall tönen ihre Rhythmen. Mit großer Kraft und eisernem Schwung setzen die Psalmen Kriegsnot und Siegesfreude in Beziehung zu dem lebendigen Gott. Bußpsalmen, Bittpsalmen, Dankpsalmen, Trostpsalmen, Ewigkeitspsalmen gewinnen auch für den Gegenwartsmenschen Bedeutung. Und nun erst die Propheten! Sie verbinden die Leidenschaft für ihr Volk mit dem Verständnis für den Willen Gottes; sie sind Volksmänner und Gottesmänner, Glaubenshelden und glühende Patrioten. Das Nationale stellen sie unter ewige Gesichtspunkte. Sie erkennen Gott in der Geschichte und deuten die Zeichen der Zeit. Sie treiben die Politik des Gottvertrauens und sind stets die Träger der höchsten Ziele; als das verkörperte Gewissen des Volkes durchdringen sie das Nationale mit dem Sittlichen. Immer wieder kämpfen sie gegen den Unverstand, als ob Gott dazu da wäre, für ein paar Opfer und Gebete,

Digitized by Google

die ihm gebracht werden, dem Volke seine Schlachten zu schlagen. Er hat weitere Güte: Durch alle Nöte, die er schickt, will er das Volk läutern und fähig machen, seinen gottgegebenen Beruf an der Völkerwelt zu erfüllen. Welche Fülle von Anregungen und Gesichtspunkten liegt in diesem Gedanken für unsere Zeit. Alles was über den Krieg zu sagen ist: der Krieg als Schicksal und als Schuld, als Zerstörer und als Erzieher und als Segen — alles findet hier seine Beleuchtung und seinen angemessenen Ausdruck. Kein Wunder, daß gerade die Propheten mit ihrer religiösen Kraft und mit ihrer nationalen Begeisterung einen besonders starken und lebendigen Widerhall in den Herzen unseres Kirchenvolkes gefunden haben.

Und doch lag in der einseitigen oder auch nur überwiegenden Benutzung alttestamentlicher Texte eine Gefahr, der vielleicht nicht immer und überall mit Geschick und Glück begegnet wurde. Es war richtig und notwendig, daß Kirche und Christentum sich in den Dienst der nationalen Erhebung stellte und die religiösen Kräfte, die sie weckte und pflegte, dem Vaterland in seinem Daseinskampf zukommen ließ, so daß die kirchliche Frömmigkeit als ein starkes wertvolles Element der nationalen Widerstandskraft sich bewähren konnte. Die Geschichte unseres Volkes zeigt es ja auf jedem Blatt, daß die deutsche Frömmigkeit immer national bestimmt war und in voller Kraft in vaterländischem Sinne sich ausgewirkt hat. Aber die Verbindung des Nationalen und des Religiösen wird in dem Augenblick bedenklich und eine Gefahr für das Religiöse, wenn das Christentum im Deutschtum aufgeht. Die Kirche hat als Aufgabe, Evangelium zu predigen, und nicht Patriotismus. Die Kanzel darf nicht zur Tribüne, das Gotteshaus nicht zur Versammlungsstätte ausschließlich zur Pflege vaterländischer Gesinnung werden, wenn nicht beide, Religion und Volk, Schaden nehmen sollen. Es geht nicht an, alttestamentliche Worte ohne weiteres auf die Gegenwart zu übertragen. Das deutsche Volk ist nicht dem Volke Israel gleichzusetzen. Diese Überheblichkeit wollen wir getrost den Engländern überlassen, die sich einbilden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, und die trotz aller bitteren Erfahrungen von ihrem Dünkel nicht loskommen, als müßte von Gottes- und Rechts wegen die Führung der Welt in ihrer Hand bleiben, weil sie eben „das" Volk Gottes seien.

Gewiß hat jeder von uns vom ersten Augenblick des Krieges an die Überzeugung gehabt, und bis zu dieser Stunde haben wir sie festgehalten und werden sie niemals aufgeben, daß unser Volk in diesem Kriege siegen muß und nicht untergehen wird. Aber wir gründen diese Gewißheit nicht auf dem Wahn, daß wir als Deutsche Gott b e s o n d e r s

naheſtänden, ſondern, wenn wir mit Schleiermacher ſagen: „Gott liebt auch das Volk der Deutſchen“, ſo leſen wir dieſe Zuverſicht heraus, aus unſerer Geſchichte, die der Schauplatz göttlicher Taten und göttlicher Durchhilfen in den ſchwerſten Nöten geweſen iſt, und die dem geiſtlich denkenden Menſchen wie eine große Kette erſcheint, in der Glied um Glied von Gottes Treue redet. Wenn irgendein Volk auf dem weiten Erdenrund, dann ſind wir Deutſche ein Volk von Gottes Gnaden. Unſere Geſchichte lehrt uns, daß wir ein notwendiges Glied in der Völkergruppe ſind, weil wir von Gott beſondere Gaben empfangen haben. — Wir denken unter anderem an die Reformation und ihre Folgen — und dieſe Gaben ſind für uns zugleich beſtimmte Aufgaben an die Völker. Wir haben der Welt noch etwas zu ſagen und zu geben und zu leiſten — darum können und werden wir nicht eher untergehen, als bis wir dieſe unſere Sendung an die Welt erfüllt haben. Nicht als ein Volk, das über die Welt zu herrſchen hätte, ſondern als ein Volk, daß anderen Völkern zu beſtimmtem Dienſt berufen und verpflichtet iſt, ſind wir unſeres endlichen Sieges zuverſichtlich gewiß.

Nicht in dem Sinne, wie ſo oft in dieſen Tagen bis zum Überdruß das Wort Emanuel Geibels angewendet wird, daß am deutſchen Weſen einmal noch die Welt geneſen. Das iſt Chauvinismus; wir haben kein deutſches Wort für dieſe, der deutſchen Art im Grunde fremde Sache — das führt zu nationalem Übermut, das verſetzt uns in narkotiſchen Rauſch, der uns Gaukelbilder vor die Seele führt, die der Wirklichkeit nicht entſprechen. Das iſt eines der größten Hinderniſſe für die unſerem Volke ſo hochnötige Wiedergeburt, weil es uns die Augen für die Flecken und Fehler verſchließt, die unſerem Volke noch immer anhaften. Gewiß hatte unſer Kaiſer recht, wenn er ſagte, daß wir mit reinen Händen und mit reinem Gewiſſen in dieſen Krieg hineingegangen ſind. Aber wenn wir auch an der Urſache dieſes Weltkrieges keine Schuld tragen, ſo ſind wir doch nicht überhaupt ohne Schuld geweſen. Als ein Gottesgericht hat auch unſer Volk dieſen Krieg anzuſehen und dieſen ungeheuren Weltenbrand als ein Läuterungsfeuer zu werten, das uns reinigen und zurüſten ſoll für unſeren Weltberuf. Wenn wir in dieſem Punkt verſagen, werden wir uns trotz aller Ruhmestaten in ein Verderben hineinſiegen, das früher oder ſpäter zur Erſcheinung kommen wird.

Aber noch in einem anderen wichtigen Stück hat das Zurückbleiben auf der altteſtamentlichen Stufe der Frömmigkeit hie und da nicht unbedenklich geſchadet: In der Auffaſſung des Gottvertrauens. Der Fromme des Alten Teſtaments ſieht in Gott leicht den Erfüller ſeiner Wünſche, den Handlanger ſeiner Gedanken, den Bürgen ſeines Glücks. Er übt

die Politik des „do ut des"; wenn er mit Gott sich gut stellt, ist es ihm selbstverständlich, daß Gott ihm dafür erkenntlich sein muß, indem er ihn vor allem Übel schützt. Wenn Gott darin versagt, fühlt der Mensch keine Verpflichtung mehr, sich um ihn zu kümmern; Gottes Existenz ist dann überhaupt in Frage gestellt. Diese niedere Stufe der Frömmigkeit die in breiten Schichten unseres Volkes ungebrochen ihre Herrschaft behauptet, hat in diesem Kriege ihren Todesstoß erlitten. Mit ihr ist die Frömmigkeit überhaupt zusammengebrochen, wenn es nicht gelingt, von diesem alttestamentlichen Standpunkt den Menschen emporzuheben zu der Höhe des Neuen Testamentes, das denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, auch das Leiden, und ihm seinen Vorsehungsglauben in Christus so fest zu gründen, daß auch die bitterste Erfahrung ihn nicht in seinem Gottvertrauen erschüttern kann. Jeder Seelsorger wird es grad aus diesen Kriegszeiten heraus bestätigen können, wie schwer diese Aufgabe ist, die Menschen dahinzubringen, daß sie Gott nicht als das Mittel betrachten und sich selber als den Zweck, sondern daß sie umgekehrt in Gott den sehen lernen, dem sie zu dienen haben, es sei durch Leben oder durch Tod. Dem Gottvertrauen der natürlichen Religion muß die Kirche den Kampf ansagen, weil dieses „Gottvertrauen" bei der ersten bitteren Erfahrung jämmerlich zusammenbricht und den Menschen in eine religiöse Katastrophe stürzt, aus deren Trümmern er sich nicht mehr retten kann. Das hat der Krieg der Kirche mit aller Deutlichkeit erwiesen: Nur wo Christus der feste tragende Grund geworden ist, wird sich das Wort erfüllen: Da ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet. —

Die Zeit nach dem Kriege wird der Kirche eine Fülle von Problemen und Aufgaben schwerster Art stellen. Wie kann sie sich innerlich auf die Rückkehr der Krieger rüsten. Welche neuen Wege wird sie gehen? Staatskirche, Bekenntniskirche, Kultkirche, Volkskirche? Tieferes innerliches Verständnis der verschiedenen „Richtungen" oder nur Zurückstellen der äußeren Gegensätze oder Aufhebung des Burgfriedens? Wird der Krieg eine Vertiefung des kirchlichen Lebens bringen, oder wird die Bekämpfung von Christentum und Kirche nach dem Kriege in verstärktem Maße wiederkehren? Wie wird die Kirche sich mit einer Religion auseinandersetzen, die während des Krieges neben der Kirche vielleicht gegen das Christentum aufgewachsen ist. Wie wird das Verhältnis der christlichen Konfessionen zueinander sich gestalten? Wird eine etwaige neue innerpolitische Konstellation auf die Kirche ihren Einfluß üben? Und die Mission? Wird in englischen Gebieten eine deutsche Mission noch

Digitized by Google

eine Daseinsberechtigung und Möglichkeit haben, werden wir kirchlich mit den Engländern wieder zusammen arbeiten können? Ist deutsche Mission nur in deutschen Kolonien möglich?

Die Kirche wird gut tun, diesen und ähnlichen Fragen fest ins Auge zu schauen und jenes Wort zu beherzigen, mit dem einst ein großer Theologe der jüngsten Vergangenheit sein Werk abschloß: „Wir rüsten uns und sind des Kommenden gewärtig."

Von Dichtern

Peter Rosegger

Mitten im Kriege über den Krieg schreiben für eine künftige Zeit — wer kann das? Wird nicht der künftige Leser schon vorwegs *mehr* wissen, als was ihm die verfrühte und verspätete Schrift erzählen kann? So will ich nicht sagen, was ich nicht weiß, nur davon sprechen, was mir eine Gewißheit ist. Von dem glorreichen Wiedererwachen der deutschen Seele.

Oft ist mir um sie bange gewesen seit vierzig Jahren. Man sah allzuhäufig ihren Höhenflug erlahmen, sah sie niedersinken in Geldjagd, Genußsucht, Veräußerlichung, Verfremdung. In Handel und Wandel wuchs mit dem Reichtum die Lüge. Das Vaterlandsgefühl, den Aufblick in die Unsterblichkeit, die Achtung vor religiösem Empfinden, das nannte man Rückbildung. Wer hatte in vielen Kreisen nur das, was mit den Sinnen umfaßt und genossen werden konnte. Daß das Sichbereitgeben zum Besten des Ganzen, die Güte an sich galt bei vielen für sentimentale Entartung.

Dann kam das Schicksal — und es war noch nicht zu spät. Vor dem grausen Pochen des Feindes erwachte die deutsche Seele. Auf einmal waren wir's wieder, standen wir wieder in voller Jugendkraft, jedem Glück, jeder Not gewachsen.

Wie lautet der Ruf, dem sie so begeistert folgte? Geld? Genuß? Eroberung? — nein, so nicht. Der Ruf hieß: *Vaterland! Freiheit!* — Die Nation stand auf wie ein Mann, dachte nicht an Leben, nicht an Sterben, zog aufs Schlachtfeld gegen Riesenheere, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.

Angezündet war das heilige Feuer durch den Mörderschuß von Serajewo. Die Deutschen Österreich-Ungarns, sowie alle übrigen Völker dieses Reiches, die durch deutsches Wesen treu geblieben oder geworden waren, sie standen auf und vereinigten sich mit Deutschland zu einer Wehrmacht, die zu Land und zu Wasser Heldentaten von antiker Größe vollbringt.

Digitized by Google

Seit Kriegsbeginn sind am Tage dieser Niederschrift viele Monate verstrichen, grimmige Riesenschlachten geschlagen, hunderttausende der Streiter geopfert — unser Heer steht unbesiegt und mutvoll da. — Ist das noch jene in den Staub der Nichtigkeiten versinkende Seele.

Die Waffen mögen entscheiden wie Gott will. Wir haben unsere Seele wieder, die tapfere, treue, fromme, die unsterbliche, die kein Feind verderben kann, weil sie in Kampf und Not stärker wird. Wir werden aus dem Weltbrande gerecht und gereinigt hervorgehen, und diesen Sieg preise ich vor allem. Dann aber, wenn der reiche süße Frieden wiederkommt, dann, mein Volk, werden wir schlicht und aufrecht, gütig und treu durch die Zeiten wandern.

Hermann Hesse

Dreifach ist, nach der Weisheit des ältesten Ostens, das Verhalten der Menschen, dreifach ihr Verstand, dreifach ihr Tun, dreifach ihr Opfer. Die einen sind „sat", das ist „seiend", zugleich „gut" bedeutend. Die zweiten sind die Leidenschaftlichen, die dritten die Dämonischen, die Kinder der Finsternis.

Wer „sat" ist, der ist auf dem rechten Wege, dem ist Erlösung möglich, auch wenn er lang noch irrt.

Wer leidenschaftlich ist, der ist auf keinem Wege, nicht auf dem guten noch auf dem bösen, er irrt und mag das Gute ahnen, doch ist er weit von der Erkenntnis des Wahren, und weit, weit von der Möglichkeit der Erlösung.

Wer zu den Dämonischen, den Schwarzen zählt, der ist auf dem bösen Wege, der wählt stets das Böse, das Mindere, das Schädliche und treibt auf schiefer Ebene tiefer und tiefer zu immer dunkleren Gestalten, von Mutterschoß zu Mutterschoß im Fluch getrieben.

Gut sein, „sat" sein, ist noch nicht Erlösung. Aber wer möchte nicht gut sein, nicht zu den Seienden gehören?

Der Gute, der Seiende braucht nicht sich des Tuns zu enthalten. Er tut. Er handelt. Doch frei ist er von des Handelns Frucht. Er tut die Pflicht, die ihm Geburt und Herkommen befiehlt. Er opfert. Er führt Krieg. Aber frei ist seine Seele vom Schielen nach Erfolg des Opfers. Frei vom Blut des Krieges, denn längst hat er auf Krieges Frucht verzichtet.

Den Krieg unterlassen aber, aus Furcht vor Leibesleid und Tod, oder Krieg führen aus tiefem Wunsch nach Tatenfrucht, nach Krieges Erfolg, das ist die Art der Leidenschaftlichen.

Digitized by Google

Krieg führen aus blinder Habsucht, aus Freude am Mord, aus Freude am Schaden, am Verderben, am Zerstören, das ist der Dämonischen Art. Keine Erlösung für sie, die Kinder der Finsternis. Fort und fort aus dämonischem Mutterschoß werden sie neu geboren.

Wer möchte nicht gut sein, nicht zu den Seienden gehören? Krieg führen, weil es Pflicht ist, in der Seele unbewegt von Krieges Ausgang und Krieges Furcht? Wer möchte nicht gut sein?

Ich prüfe mich. Freude am Krieg? Nein, nie einen Augenblick! Vermeiden des Krieges aus Feigheit, aus Bequemlichkeit, aus Egoismus des mit anderen Zielen Beschäftigten? Ja, ja, ich bekenne.

Haß gegen die Feinde? Freude am Zerstören? Nein. Aber Freude beim Bericht von einem in die Luft geflogenen Kreuzer des Feindes? Ja, ein wenig Freude, eine Welle von Freude, ach — von warmer Freude, von großer Freude. — Nein, nein, ich bin nicht gut, ich bin kein Seiender, nie werde ich „sat" heißen. Ich bin auch kein Dämonischer, kein Kind der Finsternis. Ich bin ein Kind der Leidenschaft, ich bin von denen Einer, die mit harter Mühe ihre Taten tun, in Ichbewußtsein ganz gehüllt, bald stolz, bald klein, abhängig vom Bild der Geschehnisse.

Ich will ein Guter werden, ein Seiender, morgen, später, auf dem langen einsamen Wege. Aber heute nicht, heut' noch nicht. Da laßt mich einen von den Leidenschaftlichen bleiben!

Digitized by Google

Der Genius der deutschen Malerei

Von Lovis Corinth

Ich erwarte von dem Frieden, daß er den Deutschen in seinem Stolze mehr erheben wird, wie bisher. Der Friede wird uns zuerst zeigen, was wir waren, und was wir nach dem Kriege geworden sind. Den moralischen Wert des Deutschen wird man überall erkennen müssen. Da ich Künstler bin, so kann ich nur über mein Fach — die Malerei — reden. Gerne möchte ich den deutschen Maler überzeugen, daß er vor keinem Künstler Europas sich zu beugen braucht. Daß er vielmehr ebenso tüchtig dasteht, wie die Kollegen anderer Länder. Es ist ja richtig, daß wir in Frankreich oder in Italien gelernt haben; wir Deutsche sind eben von jeher gründlich gewesen, lernbegierig, und haben das Gute genommen, wo wir es fanden. Und dem Deutschen hängt die Dankbarkeit für Wohltaten, welche ihm andere erwiesen haben, zu sehr an: er ehrt seine Lehrer so sehr, daß er darüber seine eigene Wertschätzung vergißt. Wenn es schon durch den letzten französischen Krieg bei uns bedeutend besser geworden ist, so sollen wir jetzt unseren Wert noch weit höher steigern, denn wir sind im Recht; in der Malerei ebenso wie in den anderen, bereits anerkannten Fächern. Auch in der Kunst wollen wir auf unsere Machtstellung pochen.

Wir sind viel reicher an Talenten und selbst an Genies; und noch mehr: es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß wir im Laufe der Zeiten im Bewußtsein unserer Kraft wohl all unsere Lehrmeister überdauern werden. Ist doch von dem ehemaligen Überfluß italienischer Künstler wenig übrig geblieben; sie zehren schon seit Jahrhunderten von dem Ruhm ihrer Michelangelos und Rafaels. Der zaghafte Deutsche aber überdauert alles; zähe ist er im Unglück, und bescheiden bleibt er in seinen Erfolgen.

Nun werden wir es uns eingestehen, daß wir bereits viel weiter waren in der Kraft unserer besten Künstler als die dünkelhaften Romanen es bis jetzt noch eingestehen wollen, welche die Welt vollprahlten, daß wir noch immer ihre Schleppenträger waren, als der Deutsche schon längst seine Kinderschuhe ausgetreten hatte. Lassen wir die großen Maler Frankreichs,

Digitized by Google

die wir selbst am meisten würdigen. Nimmt man aber diese Größen fort: die Schule von Barbizon, die Impressionisten, so bleibt eigentlich nichts mehr übrig. Oder haben die Franzosen größere Genies als wir an unserem Feuerbach und Marées besitzen? Haben sie einen Maler wie Viktor Müller aufzuweisen, dessen Bild „Schneewittchen mit den Zwergen" das poetischste Kunstwerk ist, welches ich kenne?

Nehmen wir ein Beispiel aus der früheren Zeit, aus einer Zeit, als wir kaum wußten, was Malerei war: der Danziger Chodowiecki malte seinen „alten Fritz" in all seiner schlichten Größe und bereitete so den Weg für einen Gewaltigen, der nach ihm kommen sollte: Menzel. Wir konnten immer wieder lesen, daß Menzel ebenbürtig mit dem Franzosen Meissonier gewesen ist — „ebenbürtig"?, etwa wie ein Künstler zu einem Uhrmacher. Das einzige, was der kleine, langbärtige Franzose für Menzel tat, war, daß er eine Menzel-Ausstellung in einer Baracke am Louvre etwa 1884 arrangierte. Ich sage: er war dankbar, weil er beim Aufenthalt in Berlin der Empfangende Menzel gegenüber war. Wir wissen heute alle, daß der verschneite Weg mit der Birke auf Menzels Bild „Friedrich der Große unter seinen Generälen vor der Schlacht bei Leuthen" den Franzosen so begeisterte, daß er ein relativ ähnliches Bild schuf mit seiner ganzen Stimmung: „Napoleon reitet über ein ostpreußisches Schlachtfeld mit seinen Generälen."

Übrigens sind derartige Anekdoten als Beweis kollegialer Höflichkeit vielfach verbreitet, manche tragen absolut den Stempel der Wahrheit. Dürer im Austausch von Handzeichnungen mit Rafael. Leibl im Verkehr mit Courbet. Wir können daraus ersehen, daß die Künstler wenigstens untereinander sich vielfach geschätzt haben. Weshalb mag man aber stets lesen, daß Menzel seine „Anregung" aus Frankreich erhalten habe? Doch wohl, weil die Franzosen verstanden haben, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.

Bleiben wir aber in der Gegenwart und lassen wir die Lebenden nach dem Friedensschluß zur Geltung kommen. Auf welcher Seite sind die größeren Talente? In Frankreich ist in letzter Zeit die exotische Richtung emporgekommen. Eine Richtung, welche die Franzosen selbst nicht ernst nehmen können. Der letzte Große war eigentlich mit Cézanne gestorben. Jetzt stagniert es in Frankreich. Aber in Deutschland ist von einem Erlahmen absolut nichts zu merken, sondern es gärt viel mehr als vor dem Kriege. Vor dem Kriege waren Deutschlands Künstler vollständig wieder im Schlepptau fremder Völker gebannt. Heute aber haben sie diese Unsitte abgeworfen und erheben sich zu neuen Taten. Künstler, welche überall geschätzt werden, haben wir auch heute aufzuweisen, Künstler, welche in

Digitized by Google

ihrem ernſten Streben uns voranſchreiten: den alte Thoma in ſeinen beſten Bildern, Trübner, der immer ſtrebend ſich bemüht, und Klinger. Dieſe Künſtler ſind unſer Stolz und wahrlich der Nachahmung würdig. Sie wollen wir verehren und ſtolz auf unſer Vaterland ſein, das ſolche Männer beſitzt.

Digitized by Google

Der Krieg und die Wissenschaft

Von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff

Aus der Rektoratsrede vom 15. Oktober 1915

Es kann mit dem commercium litterarum nicht anders gehen als mit mit dem commercium überhaupt. Jetzt sind wir mit Recht stolz darauf, daß unsere Landwirtschaft und unsere Industrie uns gestatten aus eigenen Kräften zu bestehen; aber das ist Kriegszustand. Wir tun es aus Not und werden es tun, so lange es notwendig ist, aber niemand zweifelt, daß nach dem Kriege sich der Welthandel, also auch der Verkehr zwischen feindlich gesonnenen Völkern durch das Schwergewicht der Dinge wieder herstellen wird. Auch die meisten wissenschaftlichen Arbeiten lassen sich nicht ohne ausländisches Material und ohne Forschung im Auslande ausführen. Schon das wird auch die Widerstrebenden zwingen. Aber das ist äußerlich. Die Liebe zur Wissenschaft, der Drang empor zu denselben Idealen, ist ein göttliches Feuer, und die Herzen, in denen es brennt, müssen sich einander trotz allem verwandt fühlen. Eros, der Mittler zwischen Göttern und Menschen, wird auch die Seelen wieder zueinander führen, sobald nicht die ebenso heilige Liebe zum Vaterlande unsere ganze Kraft des Leibes und der Seele in Anspruch nimmt.

Das ist die Zuversicht, durch die wir Alten uns darein finden, hinsterben zu müssen, ehe eine Harmonie sich erneut, an der wir uns erbauten, und die mit schrillem Mißklang zerriß. Sie, meine lieben Kommilitonen, sollen ihre Erneuerung erleben, sollen selbst das Ihre dazu tun. Jetzt werden Sie das nicht glauben, vielleicht gar nichts davon hören wollen. Ich verdenke es Ihnen nicht. In diesen Tagen wird selbst das kühlere Alter durch das Verhalten der Feinde und nicht weniger vorgeblich Neutraler in einen heißen Zorn getrieben, so daß es sprechen möchte: fahret dahin! Wenn ihr von uns nichts wissen wollt, gut, so wollen wir von euch und allem euren auch nichts wissen. Aber nur einem Schulmädchen steht es gut, eine Fabel Lafontaines nicht lernen zu wollen, weil sie französisch ist. Und lernen muß sie es doch. Wenn sich die anderen dadurch schädigen wollen, daß sie keine deutschen Bücher lesen, warum sollen wir so dumm

Digitized by Google

sein? Fürchten werden wir uns doch nicht, und schon die Klugheit gebietet, seine Feinde zu kennen. Eben darum haben die Franzosen vor dem Kriege wirklich fleißig Deutsch gelernt. Leider nur darum; wir hatten ihnen Besseres zugetraut. Die bloße Nützlichkeit entscheidet wahrhaftig nicht. Dante und Michelangelo verlieren doch nichts von ihrer unsterblichen Größe, wenn sich die Italiener von heute unsere ehrliche Verachtung verdient haben. Wir werden uns die Freude an Montaigne und Diderot, an Shaftesbury und Sterne nicht vergällen lassen, und an Corot und Rodin auch nicht. Ja selbst Anatole France und Thomas Hardy sollen uns weiter vergnügen. Wir wollen unsere deutsche Überlegenheit auf allen Gebieten behaupten. Nicht erst jetzt beklage ich, daß wir die slavische Welt zu wenig kennen und sie kennen zu lernen so wenig Gelegenheit war. Die Gegenwart lehrt, sollt' ich meinen, daß die Kenntnis des Russischen und Polnischen viel verbreiteter sein sollte, wieder nicht, um nur die Sprache reden zu können, sondern um die Völker innerlich zu verstehen und richtig zu würdigen. Ich hoffe, daß sich der Staat entschließen wird, diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen. Ja, ich gehe noch weiter. Mindestens in den benachbarten Provinzen, sollte bequeme Gelegenheit geboten werden, Dänisch, Schwedisch und Holländisch zu lernen, auch aus praktischen Gründen, aber vornehmlich, weil es unsere germanischen Nachbarn verdienen, daß wir sie in ihrer Eigenart kennen und anerkennen. Glauben Sie mir, Ibsen wirkt ganz anders, wenn Sie ihn in seiner Sprache lesen. Es ist auch sehr nötig, daß wir den verbreiteten Irrtum los werden, daß Germanisch und Deutsch so ziemlich dasselbe wäre. Er verführt z. B. sehr oft dazu, daß die Götter der isländischen Lieder für deutsch gehalten werden, weil wir von den deutschen Göttern so gut wie nichts wissen. Die Geschichte hat es mit sich gebracht, daß Hoch- und Niederdeutsche zu einem Volke geworden sind, also das an sich dem Hochdeutschen ebenbürtige Niederdeutsch in Deutschland ein Dialekt geworden ist. Aber daß das Holländische selbständig ist, hat die Geschichte auch mit sich gebracht. Sie hat auch die Vlamen von den Holländern trotz der Sprachgemeinschaft getrennt, und Deutsche sind schon die Eyck nicht gewesen. Rubens und van Dyk erst recht nicht. Aber ein Volksstamm, der solche Männer hervorgebracht hat, darf fordern, daß er als selbständig anerkannt werde.

Der römische Dichter, der drei Seelen besitzen wollte, weil er drei Sprachen beherrschte, hat keinen glücklichen Ausdruck für das stolze Gefühl gewählt, fremdes Seelenleben zu begreifen. Er war der nationale Dichter seines Volkes. In der Tat wird erst derjenige seiner heimischen Art, ja seiner Sprache voll bewußt, der sie im Unterschiede zu dem Frem-

Digitized by Google

den erfaßt. Wer keine fremde Sprache kennt, weiß nichts von seiner eigenen, das ist ein Goethescher Spruch. Sprache überhaupt kann man an der Muttersprache gar nicht lernen. Eine Gefahr für die eigene Sprache besteht nur so lange, als diese ungefestigt sich an fremden Mustern bildet. Diese Gefahr läuft die Sprache Goethes und Bismarcks nicht mehr; verjüngen soll sie sich immer aus dem Jungbrunnen ihrer Volkssprachen und Dialekte. Nur halbe Bildung äfft nach; sie tut es aber nicht einmal vorwiegend in der Sprache. Jene widerwärtige Erscheinung soll freilich verschwinden, daß Müßiggänger beiderlei Geschlechts in englischer Kleidung zu englischem Spiele auf den Tennisplätzen liefen — jetzt wachsen da hoffentlich die Kartoffeln — und in einem oft schauderhaftem Englisch die Bälle zählten. Am Nachmittage war dann der Müßiggang beim five o'clock tea fortgesetzt. Diese Engländerei hatte sich in den letzten Jahren tief eingefressen, nicht nur bei uns, auch Franzosen haben es beklagt. Aber Frankreich hat sich seiner Freiheit begeben, und auch andere Länder, die sich ihrer Freiheit berühmen, tragen Englands goldene Fesseln. Wie lange noch? Ein englischer Dichter hat ein Bild gemalt, das sich auf sein Land wohl anwenden läßt, the Picture of Dorian Gray. Vor der Welt wandelt der heuchlerische Sünder in scheinbar unwandelbarer jugendlicher Schöne; aber nur weil er ein ängstlich verborgenes Portrait besitzt, das Zauberhand gemalt hat. In dieses graben sich die Furchen der Laster, seine Züge verzerren sich zum Todesgrinsen der Schuld: bis zum Tage des Gerichtes, des Selbstgerichtes.

Der Einfluß Frankeeichs war schon keine Gefahr mehr für nus, aber zu gut hatten wir doch über die Franzosen gedacht. Gerade wem der vorige Krieg Gelegenheit gegeben hatte, die französische Provinz kennen zu lernen, hoffte auf eine Versöhnung. Nun zeigt sich, daß das Gift des Hasses, mit dem Paris das ganze Volk genährt hat, die Urteils- und Zurechnungsfähigkeit durchaus zerstört hat. Nehme denn der Niedergang von einstiger echter Größe seinen Verlauf. Aber verwundern dürfen wir uns nicht, daß noch viele, zumal romanische Völker, in dem Glauben an die Überlegenheit des französischen Genius verharren. Denn eins verstehen die Franzosen immer noch, die Kunst der Aufmachung, die Putzkunst, wie Platon sagt, die schöne Pose und die schöne Phrase. Sie haben nur zu lange unter uns Glauben gefunden, gerade auf politischem Gebiete, und die Phrasen gehen noch immer um; auch damit muß entschieden aufgeräumt werden. Freiheit und Gleichheit sind schöne Worte; immer hat das Volk den jeweiligen Herren von Paris gehorchen und steuern müssen. Nach der Freiheit der Panamisten und Apachen werden wir nicht mehr verlangen. In der willigen Hingabe von Gut und

Blut, in der freudigen Unterordnung, die unser Volk seit Kriegsbeginn beweist, bewährt sich eine andere, echtere Freiheit. Erzwingen läßt sich so etwas nicht: das vermag nur ein freies Volk. Das Feuer des Krieges läutert. Mögen wir aus ihm hervorgehen gereift zu der Selbstsicherheit, die uns noch häufig gebrach, frei von hoffärtiger renomistischer Pose, frei auch von jener ekten Nörgelei, aus der gewisse Vögel der Presse gern das eigene Nest beschmutzen.

Noch lodern die Flammen des Kampfes: ausharren werden wir, bis wir ohne Schonung die Zukunft unseres Reiches gesichert haben. Noch umgibt uns Haß; da gilt die Losung oderint dum metuant. Auch das muß wohl einmal anders werden. Aber alles liegt in einer Zukunft, über die ein Prophet nur reden dürfte. Nur eins wissen wir: deutsch sind wir und werden wir bleiben. Und eines hoffen wir: eine Erschlaffung und Enttäuschung wie vor hundert Jahren soll nach der ungeheuren Anstrengung nicht erfolgen. Das erste recht zu erreichen, vor dem zweiten uns zu hüten, dazu ist die beste Vorbereitung von den großen Männern zu lernen, die vor hundert Jahren in dem Glauben an ein Deutschland, das nur in der Idee bestand, die Kraft fanden, die Knechtschaft abzuschütteln, die dann aber beiseite treten mußten. Wilhelm von Humboldt der Staatsmann und Denker, dessen Stimmungen und Entwürfe erst in den letzten Jahren recht zugänglich geworden sind, ist der beste Lehrer. Wie er sich von schrankenlosem Individualismus zur Hingabe an den Staat durchringt, das brauchen wir nicht mehr zu lernen. Aber wie ergreift es uns, wenn er die Sehnsucht nach Rom und den Genüssen geistiger Arbeit im Herzen das Wort spricht: es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte, als Deutschland. Er spricht es, als die politische Hoffnung am tiefsten steht, als er selbst durch kleinliche Eifersucht von der Leitung des Unterrichtswesens abgedrängt wird und seinem Könige zu Liebe einen unbegehrten Posten übernimmt. Unsere Feinde pochen auf einem Gegensatz zwischen dem Deutschland Goethes und dem Bismarcks. Ganz leer ist das nicht, und das beide sich ganz verschmelzen, ist eine Aufgabe der deutschen Zukunft. Aber in Humboldts schönheits- und wissensdurstiger Seele lebt bereits ebenso stark das Gefühl der Pflicht gegen den Staat. Darum ist er vorbildlich.

Wenn wir deutsch bleiben, in immer vollerem Sinne deutsch werden wollen, so gehört dazu, daß wir den Reichtum unserer tiefgegründeten, auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung bewahren und mehren. Wer sie preisgeben will, und uns statt dessen Macht und Reichtum und die Genüsse, die sich kaufen lassen, bietet, wer in der Beschränktheit oder besser in der Borniertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unserer Väter zertrüm-

Digitized by Google

mern will, der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, gerade weil er auf den Namen pocht. Das Frankreich Ludwigs XIV. schon und noch mehr das der Revolution glaubte die Welt zu beglücken, wenn es ihr seine Sprache und Sitten am Ende seiner Herrschaft aufnötigte. England hält sich für das auserwählte Volk, dem gegenüber alle anderen so oder so zur Abhängigkeit bestimmt sind. Weder diese noch jene wollen wir nachahmen. Weder die Weltherrschaft Roms noch den nationalistischen Bildungsdünkel des Hellenismus. Deutsch wollen wir sein und bleiben, so wie es uns die Geschichte vorgezeichnet hat.

Als die germanischen Stämme nach Süden vorbrachen, wurden Gothen und Burgunden, Franken und Longobarden von der älteren Bevölkerung der eroberten Lande aufgesogen und trugen nur zu der Erstarkung der neuen romanischen Völker bei. Einwanderer sind aber auch die Stämme, welche Süd- und Westdeutschland besetzten. Herr Maurice Barrès hat mit gewohntem Gezeter von deutscher Tendenzfälschung geredet, weil einzelne Forscher die meiner Ansicht nach irrige Meinung aufgestellt haben, schon zu Cäsars Zeiten hätten Germanen bis nach Metz gesessen. Wenn er alte Völkergeschichte bei uns gelernt hätte, könnte er die keltischen Reunionskammern für alle Lande um den Rhein und die Donau aufmachen. Überall haben Kelten einmal gewohnt; Böhmen heißt nach einem keltischen Stamme. Solche vorzeitlichen Zustände sind praktisch ohne Bedeutung. Die Gothen haben einmal in Südrußland ein Reich gehabt und sind in der Krim erst vor wenigen Jahrhunderten ausgestorben. Vorher hatten sie im Weichsellande gesessen, und die ältesten uns bekannten, vielleicht überhaupt die ältesten Bewohner unserer Mark sind Germanen gewesen. Das ändert nichts daran, daß östlich von Saale und Elbe alles altslavischer Besitz ist, von den Deutschen in harten Kämpfen erobert und besiedelt. Nur so weit zurück reicht die bewußte geschichtliche Kontinuität. Die Eroberer dieser Lande waren bereits Deutsche. Denn die politische Geschichte hat aus verschiedenen Stämmen eine Nation gemacht, freilich noch kein einheitliches Volkstum. Deutsche waren diejenigen Germanen geworden, die zwar die Religion und Kultur der Romanen übernommen, aber Sprache und Eigenart behauptet hatten. Durch die innerliche Kraft, beides zu erreichen, waren sie zu Deutschen geworden, und vermittelten nun Religion und Kultur an Nordgermanen, Westslawen und Magyaren. Die Fähigkeit, fremdes Gut aufzunehmen ohne sich zu verlieren, haben die Deutschen immer wieder zu ihrem Heile bewährt. Der Minnesang und das höfische Epos des Mittelalters sind aus der Nachbildung romanischer Vorbilder zu innerlich gesteigerter Dichtung erwachsen. Wolframs und

Gotfrieds Verse sind voll von romanischen Wörtern, die zum größeren Teil wieder abgestoßen sind; aber ihrem deutschen Wesen tut das keinen Eintrag. Unsere romanischen und gothischen Dome sind deutsch, auch wenn der ältere Stil seine Herkunft im Namen trägt und die Gothik aus Frankreich stammt. Und deutsch sind die Renaissance-Rathäuser und die Rokoko-Schlösser. Gelernt haben wir an dem lateinischen Humanismus, bei Italien, Frankreich und England, aber lernend wurden wir reicher, machten uns das Gute zu eigen und stießen das Fremdartige ab. Die Welt war nun einmal schon alt, als das Germanenvolk aus dem Dämmerzustande der Kindheit hervortrat, und auf dem Boden der alten Kultur mußten die Romanen einen Vorsprung haben, für uns Vermittler und Lehrmeister sein, bis die Zeit der Reife auch für unser Volk kam. Vor vierhundert Jahren hatte es der Welt eine Verjüngung und Vertiefung der Religion gebracht, denn eine solche hat auch die alte Kirche im Widerstande gegen die Reformation erfahren. Endlich vor hundert Jahren entstand eine deutsche Gesamtkultur, an der Teil zu haben für den vollgebildeten Menschen hinfort unerläßlich ist, mag er wollen oder nicht. Unsere Feinde würden geistig nicht mehr als voll zählen, wenn sie ihre kindische Drohung wahr machen könnten und sich dem Einfluß des deutschen Gedankens entziehen. Von der Philosophie, der Musik braucht man nicht zu reden; aus den Wissenschaften, die auf geschichtlicher Forschung beruhen, habe ich die Namen von Bahnbrechern genannt. Stünde hier ein Vertreter der Naturwissenschaft, er würde auch eine solche Reihe vorführen. Unsere Aufgabe, Ihre Aufgabe, liebe Kommilitonen, ist es, festzuhalten, was der deutsche Geist für die Menschheit erobert hat: wahre Wissenschaft im Gegensatz zu der rhetorischen Putzkunst. Diese Rhetorik, diese bloß formale Bildung, war ein Erbe des Altertums in seiner Verfallzeit, eine der Ursachen seines Verfalles. Überwunden ist sie durch das Erfassen des echten Hellenentums, auf das jede Wissenschaft zurückweist, sobald sie sich auf ihren Ursprung besinnt. Dieses Leben spendende Element unserer geistigen Bildung aufzugeben, bedeutet den Abfall von dem wahren Deutschtum, von den großen Männern, die mit der Aufrichtung unserer geistigen Macht auch zu unseren jetzigen Siegen den Grund gelegt haben.

Digitized by Google

Der Geist im Kriege

Von Karl Joël

Als damals mitten aus dem lachenden Sommerfrieden die Flamme des Krieges emporschlug, als sie in Tagen, in Stunden zum Weltbrand aufloderte, da überkam es wohl manchen denkenden Geist wie ein Fatum, das ihn zu Boden warf, als sei nun für seine Welt die Götterdämmerung hereingebrochen, da der Fenriswolf wilder Gewalt die Sonne der Vernunft verschlingt, da der Himmel der Ideale niederstürzt und die große Nacht heraufzieht, in der alle Sterne des Geistes erloschen sind. Wie entwurzelt von seinem Lebensboden, wie betrogen von einer feindlichen Wirklichkeit, wie erschlagen von der Übermacht blinden Geschehens erschien sich der Denker, der kraft des Geistes die Wahrheit sucht im gültigen Allgemeinen.

Aber was galt noch das Allgemeine, da das Band der Menschheit zersprungen war, da der Mensch, der denkende, der das Maß aller Dinge sein wollte, versunken war im Freund und Feind, da jenseits der Grenze die Freunde des Geistes in Feinde umschlugen, für die es keine Verständigung mehr gab, da all' jene tausend und tausend Fäden, die zumal in den letzten Jahrzehnten immer dichter die Völker zur Gemeinschaft der Interessen und ganz besonders zur Zusammenarbeit der Wissenschaft versponnen hatten, mit einem Schlage dauernd zerrissen schienen? Und was war noch die Wahrheit, da sie jetzt jedem Volke so anders sich malte, da sie in manchem Lande in Fesseln ging, und da vor allem gegen Deutschland die Macht der Lüge zu den Waffen gerufen und zu einem Triumphe über die Erde geführt ward, wie ihn die Geschichte noch nicht erlebt in solchen Riesengespenstern rasender Verblendung, in solchem Hexensabbath der Verleumdung, so erschreckend und erschütternd für das Wahrheitsgewissen? Und was war noch der Geist, da die geistige Jugend, die geistige Hoffnung in der Masse der Opfer versank? Was war noch der Geist, da die Erde dröhnte vom Granatendonner der Millionenschlachten, da Kraft und Masse die Entscheidung wirkten und in allen Elementen wühlten von den Schächten der Erde und der Meerestiefe bis über die Alpengletscher und über die Wolkenzüge?

Unsagbar ohnmächtig und schlimmer noch, unsagbar überflüssig in

Digitized by Google

seiner ganzen Existenz und wie gelähmt in seiner Lebenskraft erschien sich der Mann des Geistes. Er wollte sprechen — aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken im Bewußtsein seiner Wirkungslosigkeit. Er wollte schreiben — aber die Feder versagte den Dienst; denn das Wort, ja schon der Gedanke schämte sich vor der Macht der Tat, die jeden Unberufenen schweigen hieß. Damals fühlte sich mancher im Denken Ergraute in Tagen um Jahre gealtert. Und er neidete jeden Jüngling, daß er zum Kämpfer taugte, jeden Handarbeiter, daß er körperlich wirken durfte. Und er erbot sich und drängte zu jedem öffentlichen Dienst und sei es als Kärrner, nur Hand anzulegen in der Not des Tages, nur in der helfenden Arbeit dem Grauen der versinkenden Geisteswelt zu entfliehen. Denn tot und stumm starrten seine alten Freunde, die Bücher, ihn an, mit entsetzlicher Gleichgültigkeit umschauerten ihn kalt die Fragen, in denen er eben noch so eifrig geforscht, zu grauem Schatten verblaßte die Theorie, in der er gelebt. Was lag daran? Die Weltordnung schien doch aus den Fugen geraten in der Sturmflut des Geschehens, das Recht zertreten, die Moral geschändet, die Wahrheit vergiftet und alle Innenwelt für immer verschüttet. Und er zweifelte an allem, nur an einem nicht, am Recht und Sieg seines Volkes.

Es war kein lauter Ruf der Leidenschaft, es war eine leise, innere Stimme, die unwidersprechlich, verheißungsvoll ihm von der unverwüstlichen Lebenskraft und dem unzerstörbaren Zukunftsrecht dieses Volkes sprach. Und der einzelne Denker, der da zeitlebens vor dem Allgemeinen des Gedankens gestanden hatte, das ihm jetzt zu versinken drohte, fühlte nun aus seinem eigenen innersten Erleben ein neues Allgemeines heraufquellen, das ihn in steigender Welle höher trug, sah es hervorströmen auch aus allen Einzelseelen ringsumher, sah sie alle, die bisher so starr gesonderten Einzelinteressen der Parteien und Berufe, der Stämme und Stände schmelzend zusammenfluten zu einem alles überwältigenden Strom des Gesamtwillens, zu einer Macht des Allgemeinen, wie sie so groß und gewaltig und lebendig noch kein Denker erschaut oder erhofft hatte. War es doch, als ob das ganze Volk gleich jenem bildenden Künstler, der die Kraft seiner Kunst zeigen sollte, in der Not der Stunde all' seine einzelnen Schätze in den Schmelzofen geworfen hätte, damit aus allen zusammen in einem Gusse die Goldgestalt des sieghaften Helden emporsteige!

Und sie stieg vor dem Denker auf wie eine Offenbarung, die mit beglückendem Troste sein innerstes Wesen traf und sein altes Vertrauen stärkte in die Vormacht und Geltung des Höheren, Allgemeinen und Dauernden vor dem Vergänglichen, Einzelnen, das doch zugleich durch

Digitized by Google

freiwillige Unterordnung und opferwillige Hingabe dem Allgemeinen erst neues Leben und sich selber erst höheren Wert verlieh. Mochte dabei auch das Allgemeine des Volkes sich aus dem schal gewordenen Allgemeinen der Menschheit herausreißen, die Idee der Menschheit mußte erst wiedererstehen aus dem Allgemeingeist der Völker. War es nicht auch im Beginn der Neuzeit ein Gewinn und Fortschritt, als sich die Volksgeister aus dem allgemeinen Bande der römischen Scholastik befreiten und nun einen neuen Begriff der Menschheit über sich bauten, in einer freieren Humanität sich zusammenfanden und darin eine echtere Wahrheit anstrebten?

Schmerzlich ergriffen stand der Denker vor dem versunkenen Ideal der Neuzeit: die Menschheit, die vielgepriesene, vielberufene, hat heute versagt, zerrissen in Parteiung, verblendet von Leidenschaft, von der Habsucht verführt und betört von der Lüge. Die Wahrheit aber ging mit der Tat. Das Volk des stärksten Allgemeinsinns siegte, und mit ihm siegte die Wahrheit über das Schlangenheer der Lüge, von dem es rings verfolgt war. Ja, die Wahrheit siegte über alle, denen der Wunsch der Vater des Gedankens war und die Sprache das Mittel, die Gedanken zu verbergen; die Wahrheit siegte über alle Kunst der Verschleierung, alle Masken der Heuchelei, alle gleißenden Schlagworte, alle parlamentarische Rhetorik, alle Künste des Bluff, der Regie und des Impressario, alle Illusionen der Unwissenheit und alle Träume der Trunkenheit. Die Wahrheit siegte als innere Kraft der Tatsachen, und an jenem markigen, ehrlichen Ton der deutschen Berichte, an jener Aufrichtigkeit, die auch den Feind zu Worte kommen ließ mit seinen unverkürzten Meldungen und selber jeden Verlorenen, jeden Verwundeten anzeigte, an dem Gewissensklang schon in den Reden des Kaisers und Kanzlers, an dem inneren Vertrauen der Volkskräfte zueinander, die sich nicht wie die Weltlichsten in den aufgeklärtesten Feindesländern bei den Wahrsagern Scheintrost und blinde Hoffnung zu holen brauchten, vor allem aber an jenem strengen Ernst, jener ruhigen Sachlichkeit des allgemeinen deutschen Vorgehens in Kriegführung und Verwaltung richtete sich auch der Denker auf, fand er bei aller teilnehmenden Erregung den inneren Frieden wieder; denn sein Wahrheitssinn fand sich befriedigt.

Die Wahrheit siegte; aber in ihr siegte nicht die bloße Entladung der Sinneswirklichkeit, nicht rohe Kraft noch dumpfe Masse, nicht die Gunst der Naturgaben oder der Reichtum der Mittel. Die reichsten Völker Europas, die reichsten an Menschen, Ländern und Schätzen holten ja Kämpfer und Kampfmittel aus allen Zonen, und der mit Übermacht rings umdrängende Ansturm der halben Erde zerschellte am Geiste des Volkes,

Digitized by Google

das auf des Herrschers Ruf in freiem Gehorsam und frommem Vertrauen zu den Waffen eilte und auch daheim zu allen Opfern bereit war, zerschellte am Geiste des Heeres, das in mutvollstem Angriff und tapferster Abwehr und treuestem Ausharren in wahren Höllen von Leiden und Entbehrungen einen in solcher Größe und Masse in der Menschengeschichte noch ungeahnten Heroismus entfaltete, zerbrach auch an jenem Geiste der Kühnheit, der neuartige Heldentaten in solcher Zahl vollführte, daß die Geschichte von Jahrhunderten davon hätte zehren können, und nicht minder an jenem Geiste der Disziplin und Schulung, der noch den letzten Mann zum verläßlichen und doch selbständigen Organ des Gesamtwillens machte, und scheiterte vor allem am Geiste der großen Planung und Voraussicht, die auch die fernsten Massen durch alle Widerstände der Natur und der Menschen zum Siege lenkte, und zugleich am Geiste der Ordnung, der im Lande wie im Felde alle Kräfte bereitstellte und alle Not stillte, und nicht zuletzt auch am Geist der erfindenden Wissenschaft, der wie mit Zauberkräften die Elemente durchdringen lehrte und sie durch Wunder der Technik in den Dienst des Menschen zwang — und so zerschellte der Ansturm einer Welt insgesamt an der Macht des Geistes, jenes Geistes, der nun einmal auch das Wesen des Denkens ist!

Nie war der Geist größer in der Beherrschung der Natur als jetzt, da er ganz versunken schien in der Wirkung materieller Massen und in der Naturgewalt sinnlosen Geschehens. Nie war er zugleich aufbauender als jetzt mitten in den Flammen und Fluten der Zerstörung. Aber der Sieg des Geistes, der Führern und Lenkern, wie Streitern und Helfern aus den Augen leuchtete, wenn in ihnen die Klarheit Herr ward über die Blindheit und der Willensmut die Schwäche des Leibes überwand, dieser Triumph des Geistes griff tiefer noch und weiter. Denn der Kämpfer fühlte, daß er nicht nur um Weib und Kind, um Hab und Gut, daß er auch um unvergängliche Werte kämpfte, um die Seele seines Volkes, um sein geistiges Vaterland, und mit den Bildern seiner Lieben trug wohl Mancher noch ein Büchlein im Tornister, das ihm von allen heimischen Geistesschätzen am teuersten war. Und mitten in allen Gefahren und Nöten begann beim Heer wie beim Volk sich ein Hunger des Geistes zu regen. Hunderttausende von Büchern und Heften wanderten in die Unterstände, wanderten in die Lazarette und bis zu den Gefangenen im Feindesland. Und in tausenden von Vorträgen, tausenden von Schriften, in unermüdlichen Debatten vom Morgen bis in die sinkende Nacht erörterte man daheim die Psychologie der Völker, die Ethik des Krieges und die Logik seiner Gründe und Folgen.

Ja, die Waffen des Geistes wurden mit kaum minderem Eifer und Feuer und in kaum minderen Massen geschwungen als die leiblichen

Digitized by Google

Waffen. Alle Kriege der Geschichte zusammen haben nicht solche Fülle der Literatur entbunden als dieser, dessen Ende wir noch nicht schauen, dessen Erfahrungen wir noch nicht sammeln. Mag der Kurzsichtige darüber spotten, es liegt doch eine große trostreiche Verheißung darin, daß noch nie ein Krieg mit solcher Allgewalt seelischer Anteilnahme, mit solchen weltgeschichtlichen Ausblicken, mit solchem Klärungsdrang und solcher Schärfe des Bewußtseins geführt wurde, und daß gerade dieser schwerste und blutigste aller Kriege, der am meisten Kräfte der Natur und Massen der Gewalt in Bewegung setzt, zugleich auch am meisten durchdacht und durchgeistigt ist und darin die Kraft seiner inneren Überwindung trägt. Wie viele auch, die in des Tages Hast und des Dienstes Tretmühle nur nach der Uhr statt nach dem Herzen dahingelebt, fühlen es nun in ihrem erstarrten Innern aufbrechen, fühlen das Leben in seinen Wurzeln aufgewühlt und bloßgelegt, fühlen nun vor dem Angesicht des Todes erst die ganze Tiefe des Lebensgrundes sich auftun, fühlen das Einzelleben ganz umschattet von den Fittichen des Todes und doch auch den Massentod wieder umschlungen und aufgenommen in das höhere Leben der Gemeinschaft. Und sie erkennen, daß hinter dem gewaltigsten Waffensturm noch gewaltiger die Seelen der Völker miteinander ringen, daß über allen Riesenschlachten der Lebendigen noch im Geisterkampf die Völkerahnen, die weltgeschichtlichen Charaktere, die Lebensideale der Rassen im Gottesurteil gegeneinanderschlagen, daß nun die Sturmglocken läuten von den höchsten Türmen der Menschengeschichte, daß es um die letzten Prinzipien geht für alles staatliche Leben, ja alles menschliche Sein, daß es so zuletzt doch einen Kampf gilt um die Weltanschauung —

Staunend erlebt es der Denkende, wie aus dem grausamsten Toben der Massen so das Ringen des Geistes hindurchbricht, wie durch ein Nebelmeer der Verblendung und Betörung, durch eine Hochflut von Lügen und Phrasen die Wahrheit langsam und sicher ihren Siegesweg steuert, wie in aller Zerreißung der Völkergemeinschaft, da der Haß wie in Mauern um uns steht, aus dem Volksgeist ein neuer *Allgemeinsinn* mit Wunderkraft sich erhebt. Staunend sieht es der Denkende, und beschämt in seinem Mißtrauen gegen die Macht des Allgemeinen, der Wahrheit und des Geistes erfährt er die erziehliche Gewalt dieses Krieges. Und in dieser ernstesten der Zeiten fragt er sich mit harter Selbstprüfung: War er denn wirklich ein Verfechter des Allgemeinen und hat er nicht doch die gewiß notwendige Macht alles Partikularen, Speziellen und Momentanen gar zu sehr überschätzt? Hat er nicht doch den kleinen Einzelinteressen der Menschen zu viel zugestanden und den abliegendsten Einzelfragen sein Bestes an Zeit und Kraft geopfert? Hat er nicht geistig zu sehr in engen Hütten und glatter

Ebene gelebt, nur leere Maſſenzuſtände und nüchterne Tagesfortſchritte berechnet? Hat er noch wirklich begriffen, was Tat und Geſchichte, was Staat und Gemeinſinn iſt? Hat er nicht auch das Weltbild zerſpalten und die Probleme des Lebens verzettelt in tauſend Sonderfäden, die er ſpieleriſch verfolgte? In der Größe und Gefahr der Stunde aber tut ſich ihm wieder der Blick auf für die Zentralfragen des Lebens, für das Weſentliche im Denken, für das wahrhaft Allgemeine.

Und hat er denn wirklich noch feſt an die Wahrheit geglaubt? Hat er nicht in klugen Zweifeln, in ſcharfſinniger Kritik der Erkenntnis die Wahrheit aufgelöſt in wechſelnde Spiegelbilder und Erſcheinungsweiſen, in verſchiedene Geſichtspunkte, Beziehungsformen und brauchbare Auffaſſungsmittel, die ſich je nach Bedürfnis verſchieben laſſen? Nun aber erfuhr er: es gibt eine Wahrheit, und ſie ſetzt ſich durch über alle noch ſo nützlichen Verzerrungen und durch alle noch ſo blendenden Vorſpiegelungen. Es gibt über allem feinen Nervenſpiel der Eindrücke wieder eine Muskelkraft der Erkenntnis, die mit der Tat die Tatſache feſtſtellt. Es gibt auch in allem Tanz der Leidenſchaften und allem Wirbel der Erſcheinungen eine ernſte, unentwegte Sachlichkeit und eine feſte, unentfliehbare Realität, die nicht minder Geltung hat wie die Idealität.

Aber hat er denn auch wirklich der Idealität des Geiſtes getraut, hat er nicht doch, an mancherlei Nachwehen des überwundenen Materialismus krankend, den Geiſt noch mit tauſend Banden in die Natur verſtrickt, ja ihn im Grunde doch nur als ein Geſchöpf und einen Sklaven der Natur begriffen, als deren Beherrſcher und Überwinder er jetzt ſo laut und ſtark ſich auftat?

Nun aber erkannte der Denker, daß er in der Überſchätzung des Einzelnen wie der wechſelnden Erſcheinung und der Natur ſeinem eigenſten Weſen untreu geworden, daß er in alledem nur zu ſehr fremden Stimmen gelauſcht, den Stimmen der Völker, die in dieſem Kriege Feinde nicht nur des deutſchen Reiches, ſondern auch des deutſchen Geiſtes geworden, und er beſchloß nun ſelber ein Kämpfer zu werden und ſich auch geiſtig des Fremden zu erwehren und frei und bewußt heimzukehren zur feſten, ſtolzen Burg des alten deutſchen Idealismus. Wohl war da mancher längſt eingekehrt als treuer Wächter des giltigen Allgemeinen, der ewigen Wohrheit und der Werte des Geiſtes; aber er hatte in mönchiſcher Strenge und Hingabe ſie treulich gepflegt und gehütet in einer weltfernen Gralsburg, die hoch über der Flut der Erſcheinungen prangte, und hatte die Tore und Fenſter der Burg geſchloſſen gehalten gegen das rauſchende Leben. Nun aber klang draußen der ernſte ſchwere Tritt des Heervolks, klangen die Fanfaren zum Kampfe, klangen

die alten Lieder, und schon wehten die Fahnen des Sieges, aber auch Not und Leiden des Krieges wankten einher. Da öffneten die stillen Denker die Tore der hohen Burg, und mancher trat hinaus in die Reihen der Kämpfer, und auch einer der reinsten und geistigsten, Platons Bild vor Augen tragend, sank im Kranze schöner Hoffnungen ins Kriegergrab.

Mancher aber, der nicht kämpfen durfte, fühlte zum ersten Mal die ganze wuchtende Gewalt und königliche Größe des Lebens und erkannte, daß die Idee diesem Leben nicht fremd bleiben durfte, wenn nicht die Idee zur Kahlheit verdorren und das Leben in Blindheit versinken sollte. Und er trug nun den wohlbehüteten Gral des deutschen Idealismus zum Volke hinaus, und das Wunder geschah, das heilige Kleinod begann wieder zu erglänzen in allen Farben, und sie leuchteten alle in stärkenden Strahlen zu den Kämpfern hin: Kants Pflichtenstrenge und Schleiermachers heilige Hingebung, Fichtes Heldenwille und Hegels geschichtlicher Staatsgeist. Und sie verklärten den Kampf durch die darüber wehende Fahne der Idee, und sie halfen ihn erheben aus der Enge des Hasses und ihn reinigen von wilden Trieben roher Gewalt. Und sie leuchteten über das eigene Volk hinaus; denn sie waren ja doch alle getragen vom Beruf ihres Volkes für die Menschheit, und sie atmeten in all' ihrem Denken des Weltgeists Höhenluft. Und so predigen sie auch heute den Völkern der Erde: daß ein Volk, das so aus tiefstem Sinn für das Allgemeine, so mit der Kraft der Wahrheit und so mit dem Bewußtsein des Geistes kämpft, nimmermehr mit seinem Siege Gewalt und Knechtschaft bringen kann, sondern Freiheit und Ordnung. Denn das Wesen des Allgemeinen ist ein liebendes Band, das, je höher der Allgemeinsinn, um so weiter alle umschlingt. Und das Wesen der Wahrheit ist die Allgültigkeit, und sie entspricht der Gerechtigkeit an unbestechlicher Anerkennung und sachlicher Reinheit. Das Wesen des Geistes aber, sagt Hegel, ist die Freiheit.

Mögen darum auch jetzt alle Stürme der Gewalt die klagende Erde peitschen, alle Nachtwolken der Leidenschaft und der Lüge die Sonne verdunkeln, mag sie noch so düster hereinbrechen, die große Götterdämmerung für die Ideale der Menschheit — aus den dampfenden Schlachtfeldern sieht der Denker eine neue Erde emportauchen, von der alten Sonne bestrahlt; all' die blutige Heldensaat sieht er auch geistig aufgehen in neuen Werken voll hohem Mut und ernster Kraft; auch die härtesten Schläge, die schwersten Opfer sieht er Früchte tragen für die Erziehung des Menschengeschlechts zu unseren klassischen Idealen, und aus dem ganzen Erlebnis dieses Krieges schöpft er das unversiegliche Vertrauen, daß der verlorene Geist der Menschheit wiedergeboren wird aus dem alten deutschen Idealismus.

Digitized by Google

Vom Geiſt und Gang des Krieges

Von Georg Miſch

Draußen, wo die ruſſiſchen Sümpfe ſich ſo endlos dehnen, daß der Blick im Uferloſen zerfließt — aber der tägliche Dienſt hält den Horizont zuſammen —, kam wie aus einer fernen Welt der Gruß aus der Heimat, der zum Schreiben für dieſes Werk aufforderte. Es wurde eine Zuſammenfaſſung von Gedanken gewünſcht, die ich zu Anfang des Krieges, wo das ja ſo vielen Bedürfnis war, geäußert hatte. Das mutete zuerſt ſeltſam an. Ich ſpreche von dem Perſönlichen, weil es vielen ähnlich ergangen ſein wird: man ſcheut ſich, daran zurückzudenken, daß man damals mit unter den Redenden war; ſchon nach den erſten Kriegswochen war das, was zu Anfang eine gewiſſe Notwendigkeit hatte, nicht mehr erlaubt, und ſeit dem September 1914 hat ſich hieran nichts mehr geändert: daß die geſunde Stellung iſt, ſtille zu ſein und freudig da mitzutun, wo man hingeſtellt wird. Aber das einmal in Wort und Schrift Feſtgelegte bleibt und verpflichtet, wenn man danach gefragt wird, zur Antwort. Und ſchließlich fragt man ſich ſelber, ob man das in jenem Moment Geſagte noch feſthalten könne. Es iſt heute weniger denn je die Zeit dazu, Worte zu machen. Man kann auch nicht verſuchen, das Ende an den Anfang zu knüpfen, ehe das Ende da iſt. Aber es verlohnt ſich vielleicht doch, von der Mitte aus den Anfang neu zu überdenken.

1.

Als der Krieg kam, fühlte jeder Deutſche klar und einfach. In dem Dunkel, das plötzlich über das gewohnte, ſo verwickelt gewordene Leben gefallen, war ein Glanz der Seelen, der vorwärts wies ins Freie und Weite. Kein Zweifel: das erſte Geſicht des Krieges hat bei all ſeiner Furchtbarkeit nicht bloßen Schrecken bei uns geweckt, ſondern all die Starrheit löſte ſich im Vollgefühl des Lebens, das in der Bedrohung des Todes ſeiner Zukunft ſicher war. „Gib uns den Sieg, aber gib ihn nicht zu leicht", war das Gebet manches Beſten — damit die deutſche Kraft, die im Krieg ſich entfalten ſollte, in Gefahr und Not geläutert, durch die Runen des Schmerzes auf immer dagegen gefeit werde, ſich zu überheben oder ſatt auszuruhen. Wie drang das herrliche Bewußtſein der ſieg-

Digitized by Google

haften Einheit durch alle Poren des Volkskörpers! Das Fluidum der nationalen Erhebung war überall, nirgends im Lande eine leere Stelle; und wanderte man durch die Einsamkeit der Vogelsberge, auch hier alles erfüllt vom Gefühl des Ganzen, in jedem Dorf der neue Steinsche Bericht, umlagert von Alten und Frauen und Jungen, mit Fernspruchschnelle in die entlegensten Winkel getragen, wie aus dem Gehirn die Nervenbahnen sich durch den Körper verbreiten. So sicher und einig war das Fühlen der vielen Millionen deutscher Menschen, daß einer, der das Erlebte aussprechen mochte wie es ihn persönlich ergriffen hatte, sich unverhofft und beglückt als bloße Stimme in einem großen Chor fand, der aus hundert anderen stillen Seelen ebenso wie aus dem Lärm des Tageslebens, von den Höhen wie aus der Tiefe des Volkes unerhört eintönig mit derselben Melodie erklang, wie die Vögel die Melodie singen, die sie singen müssen, die nicht von dem einzelnen erzeugt ist, sondern diese werden ergriffen von ihr, die größer ist als sie. Wer wollte nach den Alltagsrahmen Glück oder Unglück, die nur für selbstisches Leben passen, damals greifen, um das Ereignis des Krieges zu fassen? Schicksalluft umwehte uns, über der Zerstörung lag der Dunst des Dämonischen und durch die aufgewühlte Erde zitterten die Schauer der Empfängnis — das langersehnte neue Leben, jetzt keimt es und wird groß werden zu unsagbarem Segen für die alte Welt!

Inzwischen hat der Krieg sich gedehnt und dauert nun anderthalb Jahre. Er ist etwas Bekanntes geworden, der tagaus, tagein währende Zustand des Krieges, nach dem wir uns einzurichten gelernt haben, ein Zustand aber, bei dem es des Elends Gipfel wäre, wenn sich einer an ihn gewöhnen wollte. Schwerer als die ahnten, die einen zu leichten Sieg fürchteten, hat das deutsche Volk kämpfen müssen. Nur härter und fester ist der Wille geworden: durchhalten und siegen! Was ehedem im Vorgefühl der Kraft Glaube war, ist durch den Beweis der Leistung verbürgte Gewißheit geworden: Deutschland kann nicht vernichtet werden! Deutschland wird sich behaupten. Mit der Sicherheit dessen, der sein Haus auf eigenem Grund baute, geht unser Volk seinen Weg, den ihm das eingerichtete Leben in ihm weist. Aber der Weg geht noch immer durchs Dunkel.

Wie der Held der Sage, der sein Leben in Kampf und Arbeit erfüllen muß, weil er dazu geboren ist; aber er kämpft zum Heil der Welt: kämpft Deutschland den Kampf um sein Leben, notwendig, weil es ihm mit seiner Geburt in der Mitte Europas mehr als andern auferlegt ist: nur kämpfend kannst du leben und gedeihen! Aber sein Schicksal erfüllend, zog Deutschlands Volk zum Kampf um sein Leben aus in dem

Digitized by Google

stolzen, frohen Bewußtsein: der deutsche Sieg wird der Friede Europas sein! der ehrliche Kampf, in dem die Kräfte sich messen, wird die Feinde zu dem wahren, lebendigen Wesen der Macht überzeugen, der nicht vergönnt war, die Welt in Freundschaft zum Glauben an ihr Recht zu bekehren — zu dem Glauben daran nämlich, daß das natürliche Wachstum der Kraft eines endlich im Staat zusammengefaßten großen Volkes einfach als Tatsache da war, die eine Verschiebung der alten Machtverhältnisse mit sich brachte, und daß Deutschland von den andern nur Achtung vor dem wahren Sachverhalt verlangte: was freilich von ihnen ein recht hohes Maß von moralischem Willen und von Einsicht in die geschichtlichen Notwendigkeiten erforderte. Und der Krieg hat die Luft zwischen den kämpfenden Völkern nicht gereinigt, sondern immer mehr vergiftet. Das Meer von Blut, die Äcker voller Kreuze, all das zerstörte und verwaiste Leben: es ist noch nicht genug, um den Wahn zu zerreißen. Das deutsche Volk ist von den Feinden noch immer wie ein Aussätziger angesehen. Sie rennen lieber immer weiter blind gegen den Felsen an bis zur Erschöpfung, als daß sie die Augen öffneten und einsähen, wie stark und echt gewachsen er ist.

Als der Krieg ausbrach, wurden wir überwältigt durch die Tatsache, daß er nichts einfach Brutales war, eine bloße „Menschenschlächterei", sondern einen Sinn in sich trug. Unnennbaren Sinn, der nicht erdacht oder errechnet war, sondern an dem Ereignis des Krieges erlebt wurde. Wir erlebten seine fruchtbare Kraft am eigenen Vaterland, wir glaubten an seine Fruchtbarkeit für das Werden des neuen Europa. Hat sich das, was uns damals ergriff, bewährt? gilt es auch heute noch, nachdem Europa wie ein Golgatha erscheint?

2.

Was war das, was uns so sicher machte? Der Krieg kam zu uns mit schenkenden Händen. Er schenkte uns die lebendige Erfahrung von der Einheit des Volkes im Staat. Tausendfach ist's ausgesprochen worden, wie den Menschen, die für sich da zu sein und aus sich heraus zu leben glaubten, die Augen aufgingen. Sie sahen den Staat vor sich in seiner ganzen Macht, so sichtbar wie sonst die Dinge der nächsten Umgebung. Ungeheuer gleichgültig erschien das Ergehen der einzelnen. Was denkerischer Tiefblick hinter dem Wahn des Alltags erschaut hatte als die höhere Wahrheit des Lebens, was religiöse Mahner als Abkehr von den Interessen unseres kleinen Ich forderten, das war jetzt tagtägliche Erfahrung geworden: daß es die Größe des Menschen ausmacht, in etwas zu leben, was mehr ist als er selber.

Schicksalsfälle, die den Bestand unserer persönlichen Existenz er-

Digitized by Google

schüttern, heben ihn aus der gewohnten Perspektive des Lebens heraus: die Abstufung nach Nähe und Ferne der Menschen und Dinge in seiner Tageswelt kehrt sich um; die nächsten Gegenstände seines Handelns, die ihn beglückten oder auf ihn drückten, verblassen zu Schemen der Wirklichkeit, und aus der nebelhaften Ferne, die den Horizont von heut und gestern umgibt, rücken die Rätsel der menschlichen Existenz, Entscheidung fordernd, vor die Seele des Einsamen. Als der Krieg den ganzen Bestand unserer nationalen Existenz erschütterte, hat unser Volk solch ein Hauch des Metaphysischen umwittert. Aber bis in die einsame Tiefe, wo der Mensch sich sittlich zu sich selbst entscheidet, tauchten die Gemüter unter in der Flutwelle des einen nationalen Bewußtseins: was sonst in der Burgfeste der Person eingeschlossen war, sittliches Fühlen und Sichentscheiden zum Handeln, hatte nur mehr seinen Schauplatz in unserem eigenem Innern, die Kraft aber und die Motive strömten spürbar ihm zu aus dem Ganzen des Volkes, dessen Umarmung den Knecht zum Helden steigerte. Und wenn wir erfuhren, wie das Lebensgefühl wieder metaphysisch wurde und unsere Heere mit einer Atmosphäre des Glaubens umgeben hinauszogen: das war keine Metaphysik, die auf Welträtsel starrt, und kein religiöses Credo hat das gewirkt — was hat denn der christliche Glaube der europäischen Völker in diesem Krieg überhaupt für eine Kraft gezeigt, sie zu verbinden oder auch nur zu trennen? —: sondern in dem Boden der Heimat sprangen die Quellen, die aus dem Grunde des Lebens kommen; einfach wie unser tägliches Dasein geworden war, schienen in ihm selber unsere Bezüge zum Ewigen erdenschwer hindurch, und der harte Bau der Macht des Staates, der das Vaterland schirmt und den Feind zu vernichten vermag, war der Tempel geworden, in dem ein ganzes Volk seine Andacht verrichtete.

Das furchtbare Gespenst des Krieges war plötzlich, kaum daß es als körperhafte Wirklichkeit dastand, sogleich auch beseelt, beseelt von dem ganzen in Jahrtausenden gewordenen und nie noch voll erfüllten Wesen der deutschen Nation, die im Augenblick der größten Gefahr ihre eigene, verborgene Größe auf einmal wunderbar zusammennahm.

Unter dem ersten Eindruck hatten wir geglaubt, das sei ein ausschließlich deutsches Ereignis. Entdeckungen, die man bei sich selber macht, treten nach der Natur des Innenblicks mit einem Gefühl von Ausschließlichkeit auf. Inzwischen ist uns fraglich geworden, ob nicht auch bei unsern Feinden Ähnliches sich ereignet habe; die französische Rede von der ‚union sacrée' wollen wir nicht anzweifeln, auch nicht die D'Annunzio's von dem ‚Wunder Italiens, das dem Wunder Frankreichs ebenbürtig ist'. Es mag wahr sein, daß jedes der in den Krieg eintretenden Völker seine Einheit erlebt und in ihr seine eigenste Kraft gesammelt hat. Mancher, der auf die Begeisterung

Digitized by Google

des Anfangs sein Vertrauen auf die Zukunft unseres Volkes baute, mochte dadurch beirrt werden; als müßte es uns bedenklich machen, wenn wir über uns hinausblickten und sähen: Wir stehen mit unserem nationalen Willen nicht allein da! wer Zersetzung oder revolutionäre Gärungen bei unsern Feinden prophezeite, ist ebenso Lügen gestraft worden, wie wir solche Erwartungen der Feinde enttäuscht haben! also — ist es bei den anderen nicht ebenso wie bei uns?

Wie manchen Gefühlen etwas Ausschließendes anhaftet, das nur für den Moment Recht hat, neigt der Verstand, der das Verschiedene vergleicht, zu einer Nivellierung, die auf die Dauer Unrecht hat. In Wahrheit wird das, was wir an uns erlebt haben, dadurch nicht kleiner, daß es in eine Reihe mit Vergleichbarem tritt. Seine Bedeutung wächst vielmehr, wenn man das Schicksalsmäßige einsieht, das in einer Entscheidung liegt, in die jedes Volk alles, was es eigentlich ist und zu eigen besitzt, hineinwirft. Und noch hat kein Bedenklicher uns zu zeigen vermocht, daß der unbedingte Wille und die fraglose Leistungskraft ihres Gleichen hätten, mit der das deutsche Volk, auf sich allein gestellt, in die Entscheidung trat, — das vielspältige, sondersüchtige, kaum schon im Staat geschulte deutsche Volk plötzlich eine geschlossene Macht, die den Krieg als einen wahren Volkskrieg führt und mit einem großen Sprung sich über die Zerklüftung von Stämmen und Ständen und Klassen, von Regierenden und Regierten erhebt, auf einmal dessen bewußt werdend, „daß es dasselbe Leben ist, das von den tiefsten Wurzeln unseres Volkes hinauf kreist bis in seine höchsten Spitzen." [1]).

Wie einer, der in der Stille arbeitete, unbeachtet von den Menschen um ihn, die ihn nicht mitzählen, bis sie mißtrauisch fragen: wer ist der, der immerfort schafft und nicht mit uns genießt? aber er geht seinen Weg, bis die Zeit erfüllt ist: nun steht sein Werk da vor der Welt und er selber staunt über das eigene Vollbringen — so hat das deutsche Volk erst in dem Krieg das volle Bewußtsein von sich selber gewonnen. Spät hat Deutschland sich zu sich selbst gefunden, es erkannte sich noch eher im Geiste als in der Tat. Immer wieder zurückgestaut oder mitten im Aufstieg an fremde Ufer geleitet, war die goldene Flut seines Lebens, ehe sie sich zu dem freien Strom sammelte, der vor 100 Jahren nach den Gewittern der napoleonischen Zeit den Blütenfrühling der nationalen Erhebung befruchtet hat. Damals haben die Dichter und Denker dem deutschen Volke seine geistige Welt geschaffen. Was anderen Völkern mit

[1]) H. Nohl, Der Staat in den Gegensätzen der politischen Theorien, Septemberheft der „Tat", Jena 1915.

ihrem ersten Ich-Sagen zufällt, das Zusammenwachsen all ihrer höheren Impulse zu einer nationalen Weltansicht, in welcher Religion, Dichtung und Philosophie noch eins sind, das ist dem weitverwurzelten Streben der deutschen Stämme erst als späte Frucht zuteil geworden. Das deutsche Volk war noch daran, seinen Besitz zu sammeln, als die gleichaltrigen Völker schon begannen, von ihrem Vermögen zu zehren. Dafür führte es den Schatz der ganzen Vergangenheit Europas mit sich und wucherte mit ihm, um das eigene Reich weltenweit bauen zu können. „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte. Der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit": das war der Glaube an die deutsche Zukunft, wie ihn Schiller in jener Zeit ausgesprochen hat, wo in der Not und Erniedrigung die deutsche Würde den schöpferischen Köpfen zum Bewußtsein kam und die Erkenntnis den Weg zur Befreiung bahnte.

Aber das Sicherkennen im Geiste ist noch nicht das volle Selbstbewußtsein. Erst in der Gestaltung der konkreten Wirklichkeit atmet der reformatorische Wille sich aus, ohne den der Geist mit all seinem Adel nur Träume züchtet, die das Leben verwirren, statt es vorwärts zu bringen. Doch wie schwer ist es dem deutschen Volke geworden, sich echte, eigene Lebensformen zu schaffen und auch nur daran zu glauben, daß der Geist nicht ohne Körper leben und wirken kann! Wie spät und sozusagen mit Gewalt ist es dazu gekommen, sich einen festen Körper im Staat anzueignen! Und als die Staatsmacht endlich da war, als die Weltbetätigung einen Rückhalt gab: wie langsam hat das deutsche Volk, sich ausbreitend über den Planeten, gelernt, den eigenen Füßen zu trauen! Wie schwer arbeitete es sich durch die ausländische Stofflichkeits- und Zweckmäßigkeits-Moral hindurch, bis zur Gefahr darin zu versinken! Wer mochte noch an die Seherworte Schillers und Fichtes glauben, als nach 1813 die Reaktion kam, als der deutsche Einheitsstaat so ganz anders als man ihn geträumt hatte, aussah, als die Gründerzeit das deutsche Gesicht entstellte und zuletzt noch die Engländerei Trumpf war! Fichte wußte, daß der Deutsche einer Gewähr bedurfte, um an sich selbst zu glauben; er verlangte nach einem philosophischen Historiker, der imstande wäre, die Geschichte des deutschen Volkes zu schreiben: rückwärts gewandte Betrachtung sollte die Deutschen darüber aufklären, welche Pflichten an die Zukunft ihnen der Adel ihrer Vergangenheit auferlegt.

Aber gewaltiger als die rückwärtige Schau des tiefsten Historikers vermöchte, hat das Leben der Gegenwart das deutsche Selbstbewußtsein geschaffen. Der Historiker ist auf die Erzeugnisse eines Volkes angewiesen, die aus dem Strom seines Lebens in greifbarer Gestalt aufsteigen und der überschwemmenden Zeit standhielten. Jedes dieser Produkte hat

Digitized by Google

seinen eigenen Zauber, steht wie losgelöst da — in keinem erschöpft sich das Volk ganz, „der Geist kann sich nicht in ein Individuum ergießen!" Der Betrachter kann sie alle zusammenhalten, aber immer bleiben die neuen Möglichkeiten der Zukunft, solange das Volk seine Rolle noch nicht ausgespielt hat, und auch dann noch kann sein Erbe immer wieder neu und anders werden durch seine Wirkungen, da geistige Güter durch Mitteilung nicht abnehmen, sondern wachsen. Wo packt der Historiker das pulsierende Leben, das aller Möglichkeiten voll ist? Seine Zeit steht still; selten ist der Fliegerblick des Genius, der aus dem Reich ewiger Gestalten zurückdringt in den dauernden Grund, der in ihnen aufglänzt. Das Verweilen in der rückwärtigen Betrachtung verführt leicht dazu, den wesentlichen Gehalt des geschichtlichen Geschehens in den feinen Blüten der Kultur eines Volkes zu finden, die man hüten und genießen kann — als dürfte man durch die Geschichte wandeln wie durch eine Gemäldegalerie. Der Dämon des Krieges hat mit diesem ganzen genüßlichen Wahn aufgeräumt. Furchtbar hart hat er uns erfahren lassen, daß es Lagen gibt, wo die Geschichte mit den köstlichsten Gütern der Kultur, erlesenen Menschen und unwiederbringlichen Werken, so gleichgültig schaltet wie die Natur. Was uns beim Anblick der Trümmer, in denen die Blütezeiten der menschlichen Kultur auf uns gekommen sind, wie eine sinnlose Fratze des Schicksals anstarrte, das zwang er uns zu begreifen, da wir nun an uns selber erfuhren, daß nicht bloß Verlebtes dem Untergange geweiht ist, sondern wertvollste Menschen in männlicher Kraft in Reih und Glied stürmen und fallen, Jugendblüte aufflammt und verlischt und köstliche Schönheit von Werken, die wir wie etwas Unverletzliches hegten, dem Zerstörer und Gleichmacher Krieg nicht heilig sein kann. Wie sollten wir das ertragen, wenn wir nicht mitten in der Vernichtung die Produktivität des Werdens spürten, verschwenderisch wie die Natur, die tausend Keime braucht um eine Frucht zu ziehen; wenn uns nicht aus dem Erlebten die Erkenntnis entspränge, daß höher als die Werke, in denen das Leben sich verfestigt hat in Gebild und Gestalt, das Leben selber steht, der geheime tragende Untergrund, aus dem Menschen und Gebilde immer neu hervorgehen! Wo der Grund und Boden, auf dem allein Kultur erwachsen kann, in Gefahr war, brach die einfache Wahrheit durch, daß der Acker mehr wert ist als die Frucht und erst die Quelle kommt und dann der Strom.

Und der Krieg hat auch vorwärts gerichtete Tendenzen in unserm Volk, die vor ihm da waren, aus der Vereinzelung befreit. Seit langem wußten wir, daß die Krisis hinter uns lag, in der der deutsche Geist sich selbst entfremdet schien. Eine neue Jugend wuchs heran, alte Traditionen

Digitized by Google

wurden in Spiel und Ernst wieder lebendig, die Kontinuität des geistigen Lebens herstellend, ohne die eine schöpferische Entwicklung nicht möglich ist, der Wille zur neuen Gestaltung der Lebensformen sprach sich in vielerlei Ansätzen aus, die um so zukunftskräftiger erschienen als sie aus dem breiten Boden der Arbeit herauswuchsen; das Unechte und Nachgemachte, das so lange auf uns gelastet hatte, begann der Verachtung anheimzufallen — man konnte ahnen, daß, wie im persönlichen Leben bei jeder echten Entscheidung, die ganze freie Persönlichkeit des Volkes sein veräußertes Sein und Wesen sammeln werde in der Tat. Der Krieg hat uns in die Werkstatt der Geschichte schauen lassen, wo ein Volk ohne Gewand und Mittel als Totalkraft lebt und webt. Mochten dann immer die Feinde auf ihre eigenen alten Titel pochen, auf das reiche Erbe an Kultur, das sie in ihrem Blut und ihren Schätzen des Geistes hüten, oder auf den Reichtum an Mitteln, über den ein Volk verfügt, das sich noch alles von der Welt holen konnte was es wollte — es ist doch wahr geblieben, was uns zu Anfang erhob: das Siegel der Sieghaftigkeit drückt die Geschichte nicht dem Verwalter unerschöpflicher Schätze, sondern dem Träger unerschöpften Lebens auf die Stirn.

Und dies ist vielleicht der hauptsächlichste Unterschied zwischen uns und unseren westlichen Feinden. Deutschland trägt dank seiner langsamen Entwicklung noch eine Jugend in sich. Im Geistigen prägt sich das in der Tatsache des deutschen Idealismus aus — der nicht abstrakte Begriffe wie liberté, humanité, justice auf eine kümmerliche Wirklichkeit pfropft, sondern im konkreten Dasein selber die geistigen Antriebe walten sieht, die, mit dem Bewußtsein ihres Gehaltes erfüllt, ihrer Macht über das Leben sicher werden. Und in der politischen Lage stellt sich das Schaffen Deutschlands an seiner Weltgeltung wie der Anspruch einer heranwachsenden Generation an das im Besitz beruhigte Alter dar. Aber bis in den wirtschaftlichen Existenzkampf hinein hat sich gezeigt, daß es nicht auf den Besitz allein, sondern auf den geschmeidigen Umlauf der Kräfte ankommt.

3.

Wir haben den Krieg im Glauben an das Leben empfangen, nicht trotz des deutschen Idealismus, sondern im Reinen mit ihm. Die deutschen Begriffe von Geist und Geschichte waren von je her für das Irrationale und Dämonische offen; aber gerade bei der Erneuerung dieser Gedanken zeichnete sich als vorwärtsgerichtete Tendenz eine Hinwendung zum Leben ab, die eine tiefe Resonanz besaß für das, was der Krieg an Einheit schaffenden Mächten ausgelöst hat. Das deutsche Denken brauchte nicht still zu stehen und sich umzukehren, als der Krieg die Vernunft vor die Entscheidung stellte,

Digitized by Google

ihn als ein sittliches Ereignis zu begreifen oder selber bis auf bessere Zeiten abzudanken. Muß es vor dem dauernden täglichen Zustand Krieg zum Fatalismus flüchten, nachdem die Erhebung des Anfangs ihm die Wahrheit seiner Gedanken von dem geistigen Wesen der Macht und den irrationalen Bändern des Lebens bekräftigt hat?

Der Mensch kann nicht dauernd in Begeisterung handeln. Sie zeigt ihm das Ziel und führt ihn auf den Weg. Nichts Großes geschieht ohne sie, die uns über unser kleines Eigenleben erhebt. Wer wahrhaft herrschen will, der muß dauernd im Dunstkreis der großen Dinge atmen und durch den Blick auf das Ganze innerlich frei geworden sein von dem Interessengeschiebe der Welt, das seinem Willen dienen soll. Aber die größte Erhebung muß einmal absinken, die Hingenommenheit des Anfangs geht über in die strenge tägliche Arbeit, und auch das erhabenst gespannte Leben, das Leben im Angesicht des Todes, kann, so furchtbar das auch ist, zu einer Gewohnheit werden. Auch im Kriege gibt es, wenn er sich zum Zustand dehnt, einen Alltag, und mit ihm stellen sich die selbstischen Interessen des Einzelnen und der einzelnen Gruppen ein.

Der Krieg ist kein Zauberer, der alle Schlechtigkeit, die Selbstsucht, Faulheit, Sinnlichkeit und den Stumpfsinn, in eitel Heldentum verwandelte, vielmehr bringt er alles, Schlechtes und Gutes, an den Tag. Der Einzelne ist, sobald er in den großen Organismus eingeordnet ist, in den engen Kreis einer Gruppe eingeschlossen, und die einzelnen Gruppen haben ein gewisses Eigenleben, das in sich zusammenhält; so einfache Bänder wie Kameradschaft und Landsmannschaft halten stark, aber ihr Gefühlshorizont ist natürlich begrenzt und schließt nicht bloß ab, sondern auch aus. Man kann einen Gruppen- oder Formations-Egoismus beobachten, der sich nicht als Abfall vom Ganzen, sondern als gesundes Gegengewicht gegen eine allzumenschliche Trägheit darstellt, die sich daran gewöhnen möchte, daß für alles vorgesorgt ist. In jeder Gruppe giebt es gute Elemente genug, die imstande sind, die minderwertigen niederzuhalten; der Führer hat es in der Hand, das Niveau zu wahren. Für die geistigen Menschen unter uns, die jetzt, aus ihrer Abgeschlossenheit gelöst, im Volke untertauchen, aber ihre persönliche Begriffs-Atmosphäre mit sich führen, ist es wohl eine der frohesten Erfahrungen, unter den einfachen Leuten soviel Menschen aus erster Hand, tüchtig und nachdenklich, zu finden, mit denen man von Freund zu Freund verkehrt. Und es ist gewiß keine bloße Verherrlichung, sondern einfach wahr, was hundertmal gesagt ist: daß das Pflichtbewußtsein und die Selbstverständlichkeit, zu arbeiten, etwas zu leisten, bei uns so verwurzelt und verbreitet sind, daß es keines besonderen gei-

Digitized by Google

stigen Aufschwunges bedarf, sondern in Gelassenheit das, was die Stunde fordert, geschafft wird. Viel macht dabei der bäuerliche Grund, viel die Erziehung und die ganze geistig-sittliche Atmosphäre unseres Volkes, aber es wirkt damit doch auch zusammen, daß der Krieg das deutsche Volk auf einer Entwicklungsstufe traf, wo bei hoher seelischen Kultur sich die gesunde ruhige schlagbereite Körperlichkeit noch oben hält: nichts von der incohärenten, gewaltsamen und weichen Primitivität russischer Massen, aber auch nicht die französische Verfeinerung, die mit Geist und Worten soviel macht und durch seelischen Elan zu glänzenden Attaken begeistert. In der vordersten Linie ist heut die Höhe des Lebens, wie in der Heimat das Reservoir der Kraft. Die Nähe an die Gefahr schließt die Menschen nicht nur enger zusammen, sondern holt auch, wo nur die paar wesentlichen Sachen zurückbleiben, das beste aus der Gemeinschaft heraus. Aber auch das gefährliche Leben, sonst die persönlichste Sache, wird zum Dienst. Und die kriegerische Arbeit hat einen wellenförmigen Gang: Perioden relativer Ruhe lösen die Kraft-Anspannung ab, die ohne jene nicht immer wieder so intensiv sein könnte. Das Bewußtsein, in einer Vorwärtsbewegung des Ganzen darinzustehen, kann nicht immer so siegesfrisch und tatsachenklar sein, daß jeder sich unmittelbar im Ganzen fühlt.

Wo der Krieg Zustand ist, ist es oft schwer, den großen Klang durch's Einzelne und Nächste hindurchzuhören. Aber er war da und tönt leise weiter. Wie man's zuerst im Großen sah, so bleibt es. Nur hebt sich ein Moment des ganzen Aufbaues mit noch größerem Gewicht heraus: die Disziplin. Sie hält den Zusammenhang der einzelnen mit dem ganzen durch dick und dünn aufrecht.

Sie ist kein äußerer Zwang, sondern eine Methode der Willenserziehung — wie die besten unter unseren Offizieren von jeher ihren Stolz darein setzten, mit der Volksschule wetteifernd, Erzieher von Menschen zu sein. Was an unserer militärischen Zucht dem fremden Auge als unsachliche Arbeit erscheint, ist vielmehr eine Form der Willensgymnastik, durch die das Tun der Pflicht zur selbstverständlichen Übung wird. Sie setzt den Befehlenden instand — wie ein Pädagog als Musketier gesehen hat —, aus dem Willen des Schwächsten das Äußerste herauszuholen. Sie hat den Erfolg, daß der leitende Teil die vorhandenen Kräfte vollkommen in die Hand bekommt. Sie setzt, wenn sie ihren vollen Sinn erfüllen soll, Männer voraus, die wahrhaft herrschen können und befähigt sind, jede Bewegung peinlich genau an den ihr zukommenden Ort zu stellen, ohne den Tüchtigkeiten der einzelnen den Spielraum zu der freien Betätigung zu verkürzen, die den Dienst zur Freude macht. Aber ihre Stärke ist, daß sie im Notfall auch von selber funktioniert als

Digitized by Google

ein System der Ordnung und Unterordnung, durch das das an der Spitze gesammelte Gewissen des Ganzen sich bis an die untersten Organe mitteilt, wo die Tüchtigkeit der einfachen Leute wirkt. Unsere militärische Disziplin ist nicht, wie die Feinde meinen, das eigentliche Band durch das die Einheit unseres Volkes im Heere geschaffen wurde. Das Ursprüngliche und Entscheidende war und ist und bleibt jenes totale Sicheinsfinden in Fleisch und Blut und Gewissen und Willen, wie wir es zu Anfang des Krieges erlebt haben als einen von innen kommenden Stoß moralischer Kräfte, der jeden unmittelbar mit dem Leben des Ganzen durchdrang. Eingebettet in solchen Grund und Boden allein konnte die militärische Zucht die Millionen, die keine Masse mehr waren, zu den ungeheuren Leistungen im Ausharren und Anstürmen immer wieder neu zusammenführen. Die Disziplin arbeitet ins Innere des Lebens ein rationales Gerüst hinein, wie der Egoismus, den sie ans Ganze zurückbindet, sich rational aus dem Gesamtbewußtsein herauslöst.

Gift, lebenverfälschend wird der Egoismus erst, wenn er als die oberste Macht auftritt, die das Handeln eines Volkes leiten soll. Das Wort von dem „heiligen Egoismus" spiegelt die ganze rationale Zersetzung der modernen Zeit, aus der uns der Krieg befreien sollte. In früheren Zeiten wurden Weltkriege im Glauben an eine göttliche Mission geführt. Erst in Epochen der Aufklärung führt man sie auf das mechanische Geschiebe der Interessen zurück, wie Thukydides die Motive des peloponnesischen Krieges zergliedert hat — das ist eine Sache des wissenschaftlichen Intellektes, der froh sein kann, wenn er eine neue Seite des Lebens entdeckte; er macht nicht die Geschichte. Aber die Gegenwart hat erfahren, daß es möglich ist, mit dem nackten Egoismus als einzigem Grund klarbewußt in den Krieg zu gehen. Freilich glaubte England ja, den Krieg mit fremdem Blute führen zu können. Und in der Welt der Geschäfte, die eine der rationalsten Seiten des menschlichen Lebens ist, hat der Egoist einen aus der Natur der Sache entspringenden Vorrang. Wenn man auf einer Insel lebt, mit der Völkerwelt nur durch abstrakte, berechenbare Herrschafts- und Nutzungsbeziehungen verknüpft, von seinem Heim befriedigt, von der Gegenwart so ganz erfüllt, daß man von der Zukunft nichts mehr wollen kann, als auszuruhen auf der erreichten Stufe der Macht: kann man zu der Täuschung gelangen, daß die Geschicke der Völker sich geschäftsmäßig erledigen lassen, und daß man das europäische Ringen wie einen Kolonialkrieg behandeln könne. Aber der ganze Geist der Geschichte Europas wehrt sich mit uns gegen solche Vergewaltigung, die ihn aus seiner Rolle, die Menschheit in die Zukunft zu führen, entthronen würde. Sicher ist, daß das ganze utilitarische

Digitized by Google

Wesen als Lebensprinzip veraltet ist, und zwar auch in der Politik; schon vor dem Krieg war das den Sehenden klar, und der Krieg hat uns allen die Augen darüber geöffnet. Sicher ist auch, daß England gegen seinen Willen und seine Ansicht von der Welt, von außen gedrängt und nur Schritt vor Schritt, aber dank einer moralischen Notwendigkeit, in das Schicksal des Krieges hineingezogen wurde: auf seiner Insel nicht nur, sondern auch in seinem weltweiten Reich, das so wunderbar fest zusammenhält, aber seinen alten Herrschaftsbau bereits umformt. Aber dürfen wir dessen sicher sein, daß die höhere Stufe des sittlichen Bewußtseins über den Sieg entscheidet? Das wäre selber eine Rationalisierung des Lebens.

Manchmal möchte man glauben, daß nur noch die Atmosphäre von Unehrlichkeit, die abseits vom Kriegsgetümmel zusammengebraut wird, die Feinde hindere, die Wahrheit der deutschen Siege zu sehen. Ehrlicher Krieg vermöchte die Völker zu befreunden da er sie miteinander in nächste Berührung bringt und sie so zu gegenseitiger Achtung zwingen muß. Wir selber sind ja dazu erzogen und sind stolz darauf, daß wir es auch während dieses Krieges nicht verlernt haben, die Vorzüge der anderen Völker herauszufinden. Man könnte meinen, der Krieg habe lange genug gedauert, um nach den Leistungen der verschiedenen Völker ihre verschiedene Kraft zu würdigen. Und man möchte träumen, daß ein objektiver Geist — der gar nicht göttlich zu sein brauchte, sondern nur der Geist eines Menschen, der frei genug blickte — uns und sie überschaute und sagte: „Laßt es genug sein! Ihr habt ja nun alle gezeigt, was ihr vermögt. Nehmt die Stelle ein, die euch nach eurer Leistungskraft gebührt." Aber auch das wäre eine Rationalisierung, eine englische Verkleinerung des geschichtlichen Geschehens zu einer Art Preisringen.

Als der Krieg über Deutschland kam und in Deutschland sittliches Ereignis wurde, haben wir den befruchtenden Geist des Lebensstromes in allen Bändern unseres Daseins gefühlt. Dürfen wir, wie er nun durch die Zeit fortgeht, ihm einen verstandesmäßigen Gang anmuten, der zwischen Opfer und Ertrag ein Verhältnis von Gleichgewicht errechnen ließe?

In der Glaubensinnigkeit des Mittelalters ist in Deutschland eine Geschichte des inneren Menschen auf den Wegen der Seele zu Gott durchlebt und geschrieben worden, die in ihrem typischen Gang aus Gemüt und Willen geboren ist. Sie beginnt mit dem Vorgefühl aller Fülle des Göttlichen. Aber das höhere Leben muß „erstritten werden": es kommt die lange Zeit der Zucht von Körper und Seele; der Glaube muß in der Verlassenheit standhalten, das Leid wächst bis zur Todesnähe: aber eben die

Digitized by Google

tiefste Not, die dazu zwingt, den Tod innerlich zu durchproben, wird zum Triumpf der Seele, der für die Gegenwart der Gottheit bereit macht, und erst dem, der sich so bis zu Ende durchgerungen hat, öffnet sich der Lohn des Lebens.

Man darf zu einem solchen Sinnbild eines rein innerlichen Geschehens greifen, um sich der Notwendigkeit zu versichern, die in dem langsamen, schweren, Sterben und Werden aneinanderkettenden Gang der Dinge liegt: daß er nicht bloß von außen kommt, sondern eine innere Lebensform des Willens ist, der mit unbedingter Eigenkraft in die Welt greift und sich den Frieden in ihr erstreiten muß. Große Gefühle genügen nicht und sind auch zweideutig; sie können das wahre Maß echter Kraft sein, aber sie können auch, aus dem Schaum geboren, nur berückend sein. Erst wenn sie still sind und dauern, beweisen sie ihren produktiven Sinn.

Aber es wäre eine Torheit und noch einmal eine Verkleinerung, wenn man die Notwendigkeit, daß das deutsche Volk so gründlich, wie es arbeitet und forscht, seine Sache bis zu Ende durchfechten muß, als eine rein innerliche Angelegenheit, wie eine Art Prüfung des inwendigen Menschen ansprechen wollte. Gewiß ist es eine Probe auf die moralische Kraft, die im Volke steckt. Und es ist schön und groß, wenn viele heute der Gedanke hochhält, daß ein solches Beispiel von Heldentum eine moralische Kraftquelle für alle kommenden Geschlechter bildet. Aber man möchte an das Wort eines alten chinesischen Weisen denken: ‚Wer nur an das Heil seiner eigenen Seele denkt, bringt die großen menschlichen Beziehungen in Unordnung'. Deutschland schafft heute mit an dem Schicksal der europäischen Kultur. Je länger der Krieg dauert und die Erschöpfungs-Taktik sichtbar wird, die ihm das unmittelbar Heroische nehmen will, um so mehr muß in der großen inneren Ruhe, die das gute Gewissen und das frohe Gefühl der Kraft geben, Raum werden für ein Bedürfnis nach Objektivität, die über der Befangenheit im eigenen Leben steht.

Der Vergleich mit dem, was unsere Feinde noch hochhalten mag, hilft uns dabei kaum. Man erfährt davon zu wenig, zumal wenn man nicht jeder Nachricht nachgehen kann. Und bei dem Wenigen, das zu uns drang, erschien nur merkwürdig, daß es nach den Worten so scheint, als ob Europa im Grunde noch ganz einig wäre; denn die Wertbegriffe, nach denen man sich gegenseitig beurteilt, klingen hüben wie drüben gleich — Leben und Mechanismus, Freiheit und Unterdrückung, Gerechtigkeit und brutale Macht, Moralität und Antimoral —, nur daß man drüben wie hüben sich selber auf die weiße und den Feind auf die schwarze Seite der Begriffs-Paare setzt.

Macht man aber, um Luft und Licht zu bekommen, die universale

Digitized by Google

Perspektive auf: wie unsere Gegenwart doch nur ein Moment in der vieltausendjährigen Geschichte der Kultur-Menschheit ist, uralte Völker und ‚Weltreiche' waren und vergingen, Indien erschlaffte, China abseits blieb, der europäische Kultur-Zusammenhang sich ausbildete, ein Volk dem anderen die Fackel in die Hand gab, aber zuletzt, seit der Renaissance, die verschiedenen europäischen Völker n e b e n einander, unbeschadet ihrer individuellen Selbständigkeit, eine kulturelle Einheit ausmachten, in gemeinsamer Arbeit vorwärtsschreitend, mit einer internationalen Forschung, die schon über die Naturwissenschaft, in der die Internationalität zu Hause ist, hinausgriff in's Geistige und Geschichtlich-Lebendige — dann kann man den Riß, der heute durch Europa geht, nicht mehr als einen vorübergehenden Wahnsinn stehen lassen und dabei beruhigt bleiben, daß der Krieg sicher für uns, und wohl auch für die anderen alle, seinen Sinn hat. Blickt man etwa mit den Raubtier-Augen eines Japaners nach dem jetzt so wilden Westen, so könnte der Krieg wie ein häuslicher Streit Europas erscheinen, der die ganze Familie, die sich als das Herrscherhaus aufgetan hatte, an den Rand des Abgrundes bringt. Denn das, was man über die Kultur-Wirkungen des Krieges sagen kann, ist wieder nur eine innere Angelegenheit Europas und setzt die Anerkennung einer vorgängigen Zersetzung des Lebens durch die europäische Kultur voraus — sie gehören nicht zum übernationalen Wesen des Krieges. Der Krieg gehört auf die Seite der Macht, zur Seele des Staates: nur was aus diesem Zentrum als Sinn hervorgeht, kann von universaler Tragweite für das Vermögen des Krieges, den Geist in der Wirklichkeit zu entbinden, sein.

Aber gerade das, was in der realen politischen Entwicklung, langsam sich vorschiebend, uns die Hoffnung auf ein schnelles Ende genommen hat, giebt uns auch das Bewußtsein der großen Beziehungen wieder und der geschichtlichen Notwendigkeit unseres ungeheuer verantwortlichen Tuns. Seit die Landbrücke von der Mitte Europas nach dem fernen Osten geschlagen ist, die England kein Zurück mehr erlaubt, greifen wir mit Händen, daß der Krieg nicht bloß der Austrag europäischer Machtstreitigkeiten, sondern der Anfang einer neuen Gliederung und Vereinigung der Völker ist, der ein kommendes Geschlecht an die Verwirklichung des Kulturbegriffes ‚Menschheit' heranführen dürfte.

Jene Renaissance-Gliederung der europäischen Völker zu einer Kultur-Einheit selbständiger Nationalitäten, die auf der gemeinsamen Grundlage von Christentum und Antike sich ergeben hatte, ist zu eng geworden, wie die Grundlage selber nicht mehr zusammenhält. Wenn wir, zunächst nur mit Empörung, sahen, daß die Feinde ihre Reihen durch Völker aus den vier andern Kontinenten stärkten, so müssen wir mit der Zeit glauben,

daß das Wort unserer Tagesberichte von den farbigen Engländern und Franzosen einen ganz weiten Sinn habe — die Schranken Europas fallen! Deutschland selbst, das keinen Interessen-Verband schließen kann, ohne ihn mit geistiger Gemeinschaft zu füllen, hat seinen Bund mit der Türkei, der gleichfalls der Islam nichts Äußerliches ist, und in der Ferne winkt, nicht mehr so weit entfernt wie vor dem Kriege, das chinesische Volk, das von Haus aus uns geistesverwandt ist. Abgetan ist durch die Erfahrungen des Krieges, die die schließliche Überlegenheit der Staats-Idee über die Rassen- und Nationalitätsbegriffe gezeigt haben, alles, was naturalistische Theoretiker über die einzig bindende Kraft der Rassen und ihre Abfolge, etwa nach dem Schema: erst die Romanen, dann die Germanen, dann die Slawen, konstruiert haben. Abgetan ist auch, durch die Erfahrungen über die Neutralität, der Glaube, daß der Traum der Einheit der Völker sich durch ihre Auflösung in Kleinstaaten verwirklichen könnte. Nicht im neutralen Betrachten von oben her, sondern im Ringen und Kämpfen mit der konkreten Materie treten, wie in der geistigen Arbeit so auch in der praktischen Politik, die echten Probleme hervor und die realen Möglichkeiten ihrer Lösung, die die Menschheit weiterbringen.

Aber wieder scheint es, als ob die Ereignisse, deren Wucht die großen Fragen auf einmal flüssig gemacht hat, Uraltes, Vieltausendjähriges — Kulturen, Ströme, Völkerwege — uns nahe rückend, einer Richtung unseres geistigen Lebens entsprächen, die längst vor dem Kriege sich durchgesetzt hat. Seit dem 19. Jahrhundert ist in der vergleichenden Universalgeschichte ein Bewußtsein der Kulturmenschheit von sich selber möglich geworden, vornehmlich in der Philosophie, aber annähernd doch auch schon in der Religion, das bei aller Fremdheit, die nur auf dem eigenen Boden des Landes sich erschließt, eine gemeinsame Idealität in dem geistigen Trachten der großen produktiven Völker sichtbar gemacht hat, in dem jedes am reinsten es selber ist. Und wie die vergleichende Betrachtung, um in den heterogenen, einander so fremden Antrieben den e i n e n unendlichen Zusammenhang zu finden, die gemeinsame Substanz des Geistigen soweit fassen mußte, daß die europäische Dogmatik nur ein Modus neben anderen wurde, so scheint es, mögen die Völkerbünde, die jetzt, in solcher Not zusammengelebt, eine Gemeinschaft über die Interessen hinaus gewinnen, zu neuen, freien und weiten Grundlagen für den inneren Zusammenschluß der verschiedenen nationalen Selbständigkeiten führen, in denen die Entwicklung der Kulturmenschheit vorwärts geht. —

Der Krieg hat lange genug gedauert, um der Menschheit zu zeigen, daß Deutschland eine Selbständigkeit besitzt, die nicht überwunden werden kann. Er dauert trotzdem noch, und wir schicken uns darein nicht als

Digitized by Google

in etwas Unvermeidliches, aber Sinnloses, sondern nehmen es als etwas Positives auf in dem Bewußtsein, daß Deutschland für eine ferne Zukunft kämpft. Aber es ist nicht bloßer Wille zur Macht, der in uns spricht, uns durchzubeißen bei allen Opfern bis ans Ende und nicht in der Mitte aufzuhören auf Kosten von Kind und Kindeskind, die da, wo wir aufhörten, wieder anfangen müßten. Sondern es ist das Bewußtsein, in einem Moment zu stehen, in dem sich das Schicksal von Generationen entscheidet und dem ein Volk nur eben gerade genugtut, wenn es mit all seiner äußersten Kraft sich einsetzt, um so — wie die Entscheidung dann auch fallen möge — vor der Zukunft zu bestehen: „Ich habe das Meinige getan." Und es ist nicht eine „Machtphilosophie", die unsere denkenden Köpfe trieb und treibt, mit ihren Waffen des Geistes mitzukämpfen: sondern es ist das begründete Wissen, daß im Wesen der deutschen Kultur, ihrem individualistischen und kosmopolitischen Zuge, ein Prinzip der Vereinigung enthalten ist, das, als Gegenpol zu der englischen Herrschaftspraxis, imstande ist, heterogene Kräfte lebendig, von innen zu verbinden, und der Macht bedarf, um sich in der Welt durchzusetzen.

Noch schreiten wir im Dunkeln. Wir sind mit unserem Gewissen allein in der Gewißheit, daß auf Deutschlands Schultern das Schicksal Europas ruht. Überhebung wäre es, den Gang des Geschehens errechnen zu wollen, daß es den Weg nehmen müsse, der uns allein als die Guten und Gerechten vor Gott bestehen ließe. Und unser wissenschaftliches Bewußtsein verbietet uns, mit unsern Gedanken die Zuflucht zu dem Glaubenssatz zu nehmen, daß unsere gute Sache Erfolg in der Wirklichkeit haben müsse, weil die Geschichte allen Sinn verlöre, wenn sie nicht der Verwirklichung des Guten diente. Im Bewußtsein der tragischen Härte des menschlichen Lebens scheuen wir uns davor, die Zuversicht, daß wir siegen müssen, auf die Gerechtigkeit der deutschen Sache zu bauen. Aber wir sind nach den anderthalb Kriegsjahren sicherer noch als am Anfang, daß bei uns das Recht zum Siege ist. Das Recht! nicht nur der Wille zu siegen. Mit dem Recht der deutschen Sache meinen wir ganz hart, realistisch, auf der Erde stehend, das Recht des Überlegenen, der die Macht hat. Aber nicht eine nackte vitale Macht meinen wir, deutsche kampffrohe Energie oder französische geschmeidige Bravour, englische kaltblütige zähe Konsequenz oder dumpfe russische Massengeduld, sondern die Mächtigkeit des inneren Lebens, das die vitalen Energien erst zu geschichtlichen Wirkungskräften formt.

Anm. Für einiges, was hier nur andeutend gegeben ist, sei auf die Marburger Rede des Verfassers verwiesen, aus der mehrere Sätze übernommen sind: „Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei", September 1914, Jena.

Digitized by Google

Der Genius des Krieges und das Gesamterlebnis unseres Krieges

Von Max Scheler

Unzähliger Betrachtungsweisen ist dieser Krieg fähig. Aus ihnen wähle ich in folgenden Zeilen nur die Frage heraus, was er als unmittelbares Gesamterlebnis Deutschlands als Ganzes an Gehalt und Sinn in sich schließe. Nicht wie er als historisches Faktum entstand, nicht wohin er führen mag, nicht was seine Ziele sind oder sein sollen, wird hier erörtert. Nichts wird erklärt und keine Vorschrift oder Rat wird erteilt. Herausgenommen aus dem Strom der Zeiten und Begebenheiten, die wir die „Geschichte" nennen, herausgenommen aus den Gefügen der Zusammenhänge nach Ursache und Wirkung, Mittel und Zwecke soll der Krieg uns selbst, eben so wie er vor dem deutschen Gesamterleben dasteht, sein Antlitz offenbaren. In diesem Sinne ist jegliches Gesamterlebnis eines Volkes ein Ewiges und Unverlierbares. Es trägt seinen Sinn und Wert als solches allein in sich selbst. Es borgt diesen Sinn und Wert nicht von irgendwelchen Erfolgen; es hat ihn nicht vor dem Verbrechen und der Schuld der Personen, auch nicht vor den Schicksalen und Zufällen, die zum Kriege führten, zu verantworten oder zu beweisen. Dieser Gehalt des deutschen Gesamterlebens selbst gehört vielmehr zu jenem „ewigen Leben mitten in der Zeit", von dem Johannes so groß und tief in seinem Evangelium redet. Vieles und Gewaltiges in Gutem und Bösem, in Bild und Sinn, Niegeahntes und Dinge von einer Neuheit, die kein Verstand aus gegebenen Fakten *vor* diesem Erlebnis hätte erschließen können, trat in den Horizont des deutschen Bewußtseins. Daß die Weltgeschichte noch enthalte „Geheimnisvolleres und Größeres als man denkt" (L. v. Ranke), und daß wir alle in eine ganz ungeahnte und unahnbare Sphäre hineinleben, die sich erst im Aufquellen dieses Erlebens selbst langsam erschließt; daß Geschichte sei nicht Abhaspeln von Regel und Gesetz gleich Mond- und Sonnenaufgang und -untergang, daß Geschichte vielmehr sei ein Geistermarsch in ein Land, das sich erst im Akte des Marschierens selbst vor unserem Blicke auf-

Digitized by Google

tut: das ist selbst die neue Atmosphäre des Erlebens, die alle besonderen Teilakte und Inhalte des Krieges umspült. Es ist die neue Geistesluft, in der wir atmen; ist Kriegsluft gegenüber Friedensluft, Geschichtsluft gegenüber der Luft der sozialen „Zustände".

Aber auch nicht davon, was alle oder einige einzelne Deutsche, was Gruppen, Klassen, Berufe, Stände des deutschen Volkes, was Front und Etappe oder die Zuhausegebliebenen als „den Krieg" erlebten, sei hier die Rede. Das ist unendlich an Fülle, an Verschiedenheit und hat kein ausdenkbares Maß. Vermessen wäre es darüber zu reden. Aber all dies, was es auch sei: Es ist umhegt, ist umschlossen und wird auch in den weitesten Ausmaßen seiner Möglichkeiten nach regiert und in bestimmte Richtungsbahnen geführt von dem Gesamterleben, dem Miteinanderleben durch dieses Eine, das „Deutschland" schlechthin heißt, das weder ist nur Nation noch Staat, noch Reich, das all dies ist, aber zugleich mehr als all dies. Es gibt ein Gesamterleben, ein Miteinanderleben! Denn wir haben es wie eine neue Form des Erlebens, die uns unbekannt geworden war, faktisch erlebt. Auch dies ist weit mehr als ein besonderer neuer Inhalt unseres Lebens; auch dies ist eine neue Geistesluft und Atmosphäre, in die nun alles andere hineingetaucht ist. Weg also mit den Willkürkonstruktionen einer falschen Wissenschaft, die da sagt, es sei ein Gesamterleben nur eine sehr komplizierte Zusammensetzung von Erlebnissen einzelner Menschen, vermehrt um ein gegenseitiges Wissen oder Vermuten, auch der jeweils „Andere" werde Ähnliches erleben. Nein! Sonnenklar ist es uns geworden, daß dieses Miteinander des Erlebens, Schaffens, Leidens, selbst eine eigentümliche letzte Form alles Erlebens ist; daß in dieser Form einer wahrhaft „gemeinschaftlichen" Denk-, Glaubens-, Willensweise positive und neue Gehalte auftreten, die in keiner möglichen Summe der Erlebnisse Einzelner je liegen können, da sie einer ganz anderen Seins- und Wertzone angehören, als die Welt, die dem Einzelnen zugänglich ist. Und sonnenklar ist es geworden, daß es wahrhaft dieselbe Sache ist, die wir alle in der Form des Miteinander jeden Tag erleben, derselbe Krieg, dieselben Hoffnungen, Gefahren, Leiden, Seligkeiten. „Miteinander" werden die Hoffnungen und Zukünfte gehoffet, miteinander werden dieselben Gefahren gefürchtet, miteinander wird dasselbe Leid gelitten; miteinander glauben wir felsenfest an unseren Sieg. Und sonnenklar ist es geworden, daß jeglicher, indem er das Gesamterlebnis Deutschlands miterlebt in jedem Augenblick sieht und weiß, es sei das, was da in jenem Gesamterleben enthalten sei gar gewaltig, viel größer, bunter, reicher als das Zipfelchen und Fragment, das gerade

ihm seine zufällige Stelle draußen oder drinnen im Land, ja überall wo Deutsches lebt, sei's Amerika, Japan, Indien mitzuerleben gerade erlaubt; daß jeder weiß und sieht, es habe dieses Ganze einen Sinn und eine Bedeutung weit, weit hinaus über die Summe aller Lebenszeiten der gegenwärtigen deutschen Menschen, ja hinaus über die Lebenszeiten aller noch ahnbaren Kinder und Enkel. Jeder weiß dies, sieht es — sage ich — unmittelbar, daß das Gesamterlebnis Deutschlands größer, reicher ist, und eben da es jeder sieht und weiß (ob er es preise oder verdamme), muß auch der Gehalt dieses Gesamterlebnisses Deutschland größer sein als die Summe aller Erlebnisse der Einzelnen — nicht also kleiner, wie es jene falsche Friedenskonstruktion zur logisch notwendigen Folge hätte. Indem wir diese Form eines wahren Gemeinschaftsgeistes gleich einem vergessenen Sterne wiederentdeckt und in ihr „Deutschland" mit Augen gesehen haben, haben wir etwas gefunden, was von dem zufälligen Entdeckungsgegenstand, diesem Kriege von 1914—X, was von Ort und Zeit der Entdeckung, von Folge und Herkunft des Krieges, Sieg und Niederlage so unabhängig ist, wie der Stern vom Fernrohr, durch den er zuerst beobachtet wurde. Wir sehen jetzt nicht nur uns selbst als Nation und die Gegenwart anders an, auch die Umwelt, die Erdkugel, die historische Vergangenheit und Zukunft der Menschheit hat in dieser neuerlebten Erlebnisform schon jetzt eine ganz andere Gliederung erhalten.

Vor dem Kriege, da lag die Erdkugel vor uns mit vielen kleinen beweglichen unendlich bunten Dingen erfüllt: Menschen, Waren, Häusern usw. Je ruhiger, behaglicher, breiter wir unsere Blicke in diese Einzelheiten versenkten oder sie darüber schweifen ließen, desto größer, weiter und ferner schien sich uns die Erde zu breiten. Desto mehr aber verdeckte diese weite, breite Erde die Welt, deren minimaler Teil sie ist. Und noch mehr verhüllte sie uns Gott und den Himmel. Jetzt ist diese Erdkugel gar merkwürdig klein, ja winzig, geworden. Und das was ihre Runde bedeckt, das sind vor allem anderen ein paar große mächtige Gesamtwesen, die der Krieg wie ein Wunder aus dem Meere der Gesellschaft hervortauchen ließ, und deren Antlitze plötzlich ganz feste, charakteristische, unverwechselbare Züge angenommen haben. Diese mächtigen Wesen heißen England, Frankreich, Rußland, Japan usw. Ist's nicht ähnlich als flögen wir mit einem Luftballon und sähen plötzlich vor lauter Straßen, Menschen, Wagen, Waren, auch noch — die Stadt? Die eine Stadt, die doch auch in allen ihren Straßen, Menschen als geheimnisvolles Gesamtwesen irgendwie drinnen steckt und allen diesen Dingen ihre einzigartigen Züge aufprägt? Mikroskopisch ist die Blickform des

Friedens, makroskopisch die des Krieges. Aber wird die Erde so winzig und fast arm — die Welt wird dabei größer und ihre Sternenfülle tut sich wieder vor dem Auge unseres Geistes auf. Und analog fallen die Wände vor Zukunft und Vergangen, die harten nur für die Wissenschaft durchsichtigen Gegenwartswände des Friedens — um so härter und undurchsichtiger, je weniger wir sie gewahren. Aus der Vergangenheit unseres Volkes, ja der Menschheit heraus rühren sich die Schatten der Toten, die Helden, die Meister, die Lehrer. Es ist als ob sie vom Blute unserer Gefallenen getrunken hätten; sie schweben an unsere Seele heran; eindringlich klingen Rat und Mahnung an unser für sie so lange verschlossenes Ohr. Und gleichzeitig schweift in die Ferne unser Blick, in Deutschlands Zukunft auf neue Lebensmöglichkeiten, auf Kinder, Kindeskinder in nie endendem Zug. Welch furchtbarer Dämon ist der Krieg, daß er so Erde und Gegenwart zu fressen scheint, die eben noch so breit und reich wie eine wohlgedeckte Tafel vor uns lagen? Welch lichter Genius ist der Krieg, daß er so die Welt weitet und die Geschichte und Zukunft so groß, hell und reich macht — als wär's, wir kämen zuerst aus den Tiefen des Binnenlandes an das weit sich dahin dehnende Meer, das zu so vielem einlädt und sich doch auf Nichts uns verpflichtet.

Und Gott? Im Frieden, da ist der Mensch geistig ganz „innerpolitisch" eingestellt; er lebt mehr in seinem Leibe als in dem, was ihm geistig mit seinen Brüdern gemeinsam ist, gemeinsam sein kann. Und da die Leiber mit ihren Empfindungen es sind, die uns Menschen voneinander am stärksten trennen und scheiden, so vermag der Mensch im Frieden objektiv gemeinsame Geistesmächte so schwer zu sehen. Er lebt als Bauer mehr in seinem Dorfe und seiner Gemeinde, als Bürger mehr in seiner Stadt, im höchsten Falle in seinem engeren „Vaterland" als in dem großen geistigen unsichtbaren Etwas, das wir Nation und Staat nennen. Er lebt als Politiker mehr in Fragen der innerstaatlichen Wohlfahrt als in Fragen, die das Verhältnis von Staat zu Staat betreffen. Und er lebt mehr im Banne des Irdischen als in der Welt. Diese Form und Richtung des Sehens, die „innerpolitische" hat er aber auch gegenüber der Welt als Ganzem. Daß es auch so etwas wie eine „äußere Politik" für die Welt geben könne, daß es noch etwas geben könne, was diese Welt schuf, trägt, regiert, erhält und nicht vielmehr sie vernichtet, das sieht der Mensch erst, wenn er die Welt hinter der Erde gewahrt, und wenn er nicht zukunftberechnend, sondern zukunftgestaltend, und sein Schicksal auf der Schulter, den Sinn der Worte „seinsgestaltende Tat", Sein, das auf Tat ruht und das auch im Frieden eine geronnene, festgewordene Tat war, an die wir uns gewöhnt hatten,

Digitized by Google

am Beispiel des Krieges neu erfaßt. So kehrt der Krieg gleichsam diese Richtung des Sehens im Kleinen wie im Großen um: Das Fischlein, das im Aquarium schwamm, als sei das Aquarium das Meer, bemerkt die Wände des Aquariums und dessen Sondergesetz für sein Leben. Alles feste gewohnte Sein aber erscheint nun wieder fatgetragen und nicht mehr so fest und selbstverständlich wie es vorher war. So zwangsmäßig das Individuum jetzt zu leben hat, als Krieger ohne Eigenwille, ein Rädchen scheinbar nur im Ganzen, als Bürger unter dem schweren Zwangsrecht des Krieges — der Mensch in jedem Individuum bemächtigt sich gerade im Kriege wieder seiner angestammten gottgeborenen Freiheit. Es ist als ob alle Gemeinschaftsformen, voran der Staat selbst wieder in die geheimnisvolle Urquelle zurücktauchten, aus der sie in der Vergangenheit einst entsprangen. Es wird wieder klar, daß fast alle großen volklichen, nationalen und übernationalen „Reichs"einigungswerke der bisherigen Geschichte gleichsam festgeronnenes Kriegswerk darstellen, und daß sie aus dem chaotischen Flusse eben derselben Kräfte neu ins Dasein traten, die uns jetzt umwogen. Also war jetzt Festgewordenes, uns wie eine Naturordnung mit stummer Gewalt Umfangendes einst auf Entscheidungen gestellt, auf Tat oder Nichttat — mit einem Worte auf Freiheit.

Aber ist es nicht eine furchtbare Richtung, welche diese Rückverwandlung des festen stabil gewordenen Seins in Tat und Freiheit nimmt: Massentod, Elend, Armut, Niedergang aller Verhältnisse, Ausschaltung der Tüchtigsten draußen und Haß, Rache, Roheit, Wildheit in den Seelen? Wo bleibt die Liebe, wo die Humanität, wo das Gesetz des menschlichen Fortschritts in allem dem Leben und der Wohlfahrt dienenden bringen.

Auch hier ist die Frage, ob wir nicht am Beispiel dieses Krieges über Krieg und Liebe überhaupt neue Erfahrungen machten, ja ob wir nicht sogar neue Denk- und Erlebnisformen gewannen, die mit diesem Kriege an sich nichts zu tun haben und nur an ihm gefunden wurden.

Etwas ganz Verschiedenes ist der Sinn einer Sache, eines Handlungsvorgangs als die subjektive Absicht der Menschen, die sie betreiben. Sehe ich auf den Sinn des Krieges hin, so erscheint er mir wie der rauhe Gehilfe jener letzten sammelnden, einheitsstiftenden Kräfte, die menschliche Gemeinschaft immer extensiver und intensiver gestalten. „Liebe" heißt die höchste Form dieser Kräfte. Heißt dies etwa, der Krieg erzeuge Liebe. Nichts weniger als das! Es gibt überhaupt nichts im Himmel und auf Erden, was Liebe erzeugt — denn sie ist es, was Alles erzeugt.

Digitized by Google

Auch der Friede erzeugt sie nicht. Aber Krieg und Friede geben dieser in den Seelen immer bereiten, immer wartenden, immer neue Erfüllung suchenden Kraft des Menschenherzens verschiedene Bahnen, verschiedene Wesensgegenstände, verschiedene Umfänge, verschiedene Aggregatformen.

Verschiedene Bahnen: Im Friedenszustand strömt — soweit er Liebe enthält — diese große Sammlungskraft breit und langsam über die Erde dahin, zerspalten in ein unendlich kompliziertes Gerieſel kleiner Flüßchen und Nebenflüßchen. Es herrscht dabei die Richtung von Individuum zum Individuum vor, und man sieht vor Bäumen keine Wälder. Im Kriegszustand staut sich die Strömung gewaltig; die Flüsse und Nebenflüsse drängen sich zu Einheiten und Strömen zusammen, die sich scharf voneinander trennen, von denen aber Jeder eine gewaltige Bewegung und einen gewaltigen Stromdruck besitzt — unvergleichlich mit der Intensität irgend eines der Flüsse im Frieden. Die Richtung von Gemeinschaft zu Gemeinschaft herrscht vor und das Individuum erscheint nur als „Glied" dieser Gemeinschaft. Man sieht vor lauter Wäldern keine Bäume mehr. Aber welches ist gleichsam die Neigung dieser Strömungen hier und dort? Was sind es für Güterarten, gemessen nach „hoch" und „niedrig", an denen die Liebe sich entzündet? Im Frieden ist der Neigungswinkel derjenige, der gleichsam durch das Terrain und die Schwerkraft allein bedingt ist: Der Strom von Berg zu Tal. Die Liebe richtet sich mehr auf den Menschen als auf Gott und auf Gott nur durch den Menschen hindurch, nicht zuerst auf Gott und auf den Menschen erst durch Gott hindurch; und sie richtet sich an erster Stelle auf Werte wie Wohlbehagen, Sinnenglück und auf Alles, was deren Beförderung dient (Rechtssicherheit, Reichtum nach Größe und Austeilung, Technik, Luxus, Zivilisation usw.). Im Kriege dagegen steigt der Strom innerhalb der kämpfenden Staaten und Nationen, durch eine mächtige Stoßkraft gezwungen — bergauf. Die Liebe richtet sich und alles Vertrauen, Hoffen und Glauben in ihrer ersten Bewegung auf Gott, der höchsten Sanktion aller Gemeinschaften und auf den Menschen erst durch Gott hindurch. Jedes Volk appelliert an die Gottheit in seiner besonderen Weise, an Seine Liebe, an Seine Gerechtigkeit. Und sie wendet sich gleichzeitig ab von den Gütern des Wohlbehagens und Sinnenglücks. Sie nimmt die Richtung an von dem Sinnenglück der Individuen auf die Lebenswerte, an erster Stelle auf die Gesamtlebenswerte der Gemeinschaften als Ganzer und durch diese hindurch auf die in ihren feinsten Blüten eben nur national gegliederten geistigen Kulturwerte, die nationale Sprache, Kunst, Philosophie, Staatsidee, den nationalen Rechtsgeist. Es ist wundersam: Gerade jetzt, da alle Arbeit an der ruhigen Förderung dieser Güter stockt, da sie auch

Digitized by Google

bei den Daheimgebliebenen durchbrochen ist durch das ganz auf den Gang des Krieges eingeengte Bewußtsein, wird am meisten dieser hehren Güter gedacht und werden sie am tiefsten geliebt. Während teils durch Schuld, teils durch die Logik der Strategie und -Taktik viele herrliche Werke der Kultur zerstört werden, versetzt sich die Seele tiefer und konzentrierter in die nationalen Geistes-Kräfte ihres einstigen Aufbaus als je im Frieden. In diesem neuen Anschlußbewußtsein des Geistes an die geschichtlichen Quellen dieser Kräfte erstehen in den Schützengräben und daheim Millionen neuer Gesichte, neuer Gedanken- und Gefühlskeime über Erneuerung dieser Güter und über ihre Fortbildung. Es erstehen die möglichen Kulturen der Zukunft in Millionen Vorentwürfen und Phantasien. Gewiß! Nur ein ganz minimaler Bruchteil von ihnen wird das Licht der Sonne erblicken. Die Hände nach diesen neuen Sternen ausstreckend, fallen die Leiber der Träger des neugeborenen Kulturgeistes in Scharen dahin; der Arm, die Hand, die, was der Geist geheim geboren, verwirklichen und so auch für nachfolgende Generationen wollte kenntlich machen — sie sinken dahin. Aber es war doch geboren, es war doch erlebt. Als solch Erlebnis ist es bewahrt, ist es aufgehoben — dort, wo keine Kraft des Geistes je vergehen kann, und wo jegliche immer neu zeugen muß. Die Gedankenkeime derer aber, die zurückkommen, werden durch die rauhe Wirklichkeit scharf ausgelesen werden; von je zehntausenden wird ein einziger Keim vielleicht erblühen. Aber eben dies ist das Wesen aller Kulturschöpfung: Daß Wirklichkeit hier nur aus dem halbchaotischen Borne tausend sinnreicher Möglichkeiten, Projekten, Phantasien ewig hervorbricht; daß ohne diesen Born der Möglichkeiten und ohne den Tod schon vor der Geburt von 999 unter ihnen, auch die tausendste nie wäre verwirklicht worden.

Wie sich die Liebe über das allmenschliche Wohlbehagen zur nationalen Kultur erhebt, so erhebt sie sich von dem Gute der Rechtssicherheit zu dem höheren Gute der Gerechtigkeit, die mitzuverwirklichen alle bloßen Rechtsinstitute samt ihrem Ideale, eine maximale Rechtssicherheit zu bewirken, alleinig berufen sind. Gleichwertigen nur komme Gleichwertiges zu, und si duo faciunt idem, non est idem, ruft aus den Sternen der Geist der Gerechtigkeit. Und diesem seinem heilig gerechten Recht, das in den Sternen geschrieben, ruft die Stimme des Volkes zu: „Wenn du nicht bist, an das ich glaube, will ich nicht sein; wenn du nicht bist, soll ich nicht sein." Dieses sein gerechtes Recht sucht der Staat und das Volk mit seinem Schwerte. Da wir Menschen kein sicheres Metermaß besitzen schon für den Wert des Einzelmenschen, noch weniger aber ein Maß für Völkerwert, da wir also nicht all-

gemeingültig entscheiden können, ob die Staaten und Völker auch gleichwertig seien, und ob ihre Forderungen „gerechte" seien, müssen alle unsere Rechts*institute* vermöge einer Fiktion von der je bestehenden Verschiedenwertigkeit der rechtssuchenden Subjekte absehen; sie müssen die Staaten und Völker so behandeln, „als ob" nicht im Strome der Geschichte jede Minute seit den letzten Verträgen die Gesamtwertigkeit der Staaten, Völker, Nationen verschoben hätte und das „Recht" von gestern längst ungerechtes Recht geworden wäre. Alte Völker pochen auf Rechtssicherheit, — junge rufen an die Gerechtigkeit. Allen das Gleiche und si duo faciunt idem, est idem, so ruft das Bedürfnis nach Rechtssicherheit. So ruft es im Gegensatze zum Geiste der Gerechtigkeit, der darauf drängt, daß ein *gerechtes* Recht es sei, das fürderhin auch einmal Rechts*sicherheit* den Menschen gäbe. Ein gewaltiges Gut ist die Rechtssicherheit, die der Krieg in Verwirrung stürzt. Aber ein *höheres* Gut ist die Gerechtigkeit, diese ewig junge Idee, um deren Zentrum alle positiv rechtlichen Institute ewig zu kreisen haben wie der Mond um die Erde, die Erde um die Sonne. Von der hehren Idee der Gerechtigkeit strömt das Licht und das Leben aus in die Sphäre der Rechtsinstitute — und macht Dinge, auf deren Eintreten oder Fortfall jedermann unter gewissen Bedingungen bloß rechnen kann, zu Dingen, auf die er auch gerechtermaßen rechnen kann und rechnen soll. Und um so höher die Güter sind, um die ein Volk wirbt, oder die es erhalten will, desto mächtiger schwillt der Posaunenruf nach der Gerechtigkeit und desto mehr übertönt er die Stimmen, die nach dem allmenschlichen Wohlfahrtswert der bloßen Rechtssicherheit rufen. So lange es um Güter geht, die über diesem Werte der allmenschlichen Wohlfahrt hinaus liegen, welcher alles nur internationale Wesen beherrscht, muß also auch die Rechtssicherheit zwar nach allen Kräften geschont, aber der Gerechtigkeit untergeordnet werden. Dienst an einer in diesem Sinne „gerechten" Sache, *das* ist Gedanke und Gefühl, ist tiefstes Erlebnis unserer deutschen Jugend und nicht ist es der teuflische, verdammenswerte Grundsatz, den unsere Feinde uns unterlegen, es gehe „Macht vor Recht". Die ewige Gerechtigkeit riefen wir an mit unseren Waffen, die unser Gewissen und unser religiöses Bewußtsein gesegnet hatten. — Wir riefen sie an im demütigen Willen, uns dem Herrn der Gerechtigkeit auch dann zu beugen, so er gegen uns entscheiden sollte. Wir riefen sie *gerechtermaßen* an auch gegen Vorschläge, welche die Rechtssicherheit der Welt über die heilige Gerechtigkeit selber stellen wollten, und welche die bloße Majorität der Stimmen gegen die heilige Idee des Rechtes auszuspielen gedachten. Dann haben wir es freilich mit tiefstem Bangen

vor dem künftigen Schicksal der europäischen Welt erlebt, wie wenig wahre Gerechtigkeit heute in der Welt ist, wie wenig übrig blieb, als die, ihren Sonderwert und ihre selbständige, auf sich allein gestellte Kraft oft nur verbergenden Geleise der bloßen Rechtssicherheit zerbrochen waren. Aber auch dieses Bangen, diesen Schmerz gegenüber einer Wahrheit, die uns der Friede verborgen hatte, fühlen wir als dienlam unserem Heile, als starken Ruf der Umkehr auch für uns, die wir uns zu lange schon von fremdem Nützlichkeits- und Majoratsgeist hatten anstecken lassen.

So also wendet der Kriegszustand die Liebe der Menschen auf Dinge anderer und höherer Wesensart als es der Friede vermag. Diese Richtungsumkehr der Liebe selbst aber ist wohl zu scheiden von den besonderen Dingen, an denen sie sich zuerst begibt; ja sie ist sogar zu scheiden von den besonderen nationalen Güterwelten, die sie zunächst fast ausschließlich betrifft. Diese „besonderen Dinge" sind zunächst für die Gruppen, weiterhin für die jeweils Einzelnen eines Volkes grundverschieden. Erst recht natürlich sind sie grundverschieden für die feindlichen Nationen. Denn auf deren Güterwelten fällt ja so leicht im Kriege und einzigartig in diesem Kriege der Haß der feindlichen Parteien. Aber die Richtungsumkehr selbst, die Bewegungsrichtung des „Hinan", sie schafft doch eine unvergeßliche Disposition in den Seelen und in der historischen Tradition. Und diese Disposition ist nicht mehr an die besonderen Dinge gebunden, an der sie zunächst erwachte. Diese Disposition der Seelen überdauert den Kriegszustand. Zunächst wird für das Volk wie es sich selbst von innen sieht, die erhöhte sittliche Wirklichkeit des Krieges zur Quelle dessen, was im darauffolgenden Frieden als Norm und heilige Erinnerung an das „Damals" empfunden wird. Es ist ein Wachstum der echten, sittlichen Könnens- und Sollensenergie des Volksganzen, ja eine Neustiftung höherer sittlicher und rechtlicher Ordnung, was sich da ganz jenseits des unmittelbaren Kriegswillens und seines Zieles begibt — ist es auch noch im Falle der Niederlage, welche unechte Aufblähung des Könnens und falsche Richtungsbahnen der Volksentwicklung entschleiert, gesunde lebenserneuernde Gesamtreue, Gesamtbuße und Rückgang auf des Volkes verlorenes tieferes Wesen zur Folge hat. Eine gerechte Niederlage, sie ist immer ein höheres Gut wie ein ungerechter Sieg, — ein Zufallssieg etwa — den der moderne alle Kräfte anspannende Volkskrieg übrigens so gut wie ausschließt.

Aber die Bewegungsumkehr der Liebe bleibt nicht einfach stehen in den genauen Grenzen der Kriegsparteien am Anfang des Krieges. Sie schwingt nicht nur hinaus über die Zeitstelle und die Gegenstände, in deren Mitte sie entstand, sie schwingt auch hinaus und ganz von selbst

Digitized by Google

hinaus über Raum, Territorium, Lebensgemeinschaften des Staates, den sie zunächst auf alle Fälle stärker zusammenkittet.

Sie zieht zunächst die „Bundesgenossen" in die Kreise ihrer neugestaltenden Bewegung hinein, sie erhält damit nicht nur schon fertige, sondern sie *schafft* neue und erweiterte Gemeinschaft. Wir haben solches an den großen Beispielen des Ursprungs der nordamerikanischen Union, der Entstehung des modernen italienischen Nationalstaates, des deutschen Reiches wahrgenommen. Jetzt aber dürfen wir Analoges von der Entstehung eines mitteleuropäischen Staatenbundes erwarten. Die weiteren und innigeren Gemeinschaftsbildungen, die in dieser Form in den Kriegen erzeugt werden, überdauern aber die Kriegszeit. Sie lösen sich gleichsam als selbständige Gebilde *ab* von dieser Konstellation ihrer Geburt. Sie pflegen auch die Gefäße des Hasses und des Rachedurstes ganz gewaltig zu überdauern, die durch den Krieg zwischen den Völkern zum Teil neuentstehen, zum größten Teil aber schon in der Friedensperiode geworden nur zum offenen Ausdruck und zur affektableitenden Aussprache gelangen. Aus diesem eigenartigen Zusammenhang von Krieg, gemeinsamer Feindschaft, Liebesauslösung, Haßausbruch und Hinausschwingen der Liebe über ihren ursprünglichen Spielraum von Raum und Zeit, begreift sich die merkwürdige Tatsache, daß der Krieg sich als der *stärkste Gemeinschaftsbildner* der Geschichte erwiesen hat. Und in diesem Sinne nenne ich den Krieg den rauhen und harten Gehilfen des lichteren, heiligeren und schöneren Genius der Liebe.

Diese tiefgehenden Änderungen in unseren Erlebnisformen der Welt stehen nun aber in einer unerhörten Spannung zu jener Ehrfurcht vor dem ewigen Wert der individuellen Einzelperson, die ein Grundelement ist alles restlichen Christentums und innerhalb seiner Sphäre ein ganz besonderes Wesensmerkmal des *deutschen* Ethos und Geistes. Kein Krieg darf uns dazu zwingen, diese Ehrfurcht vor der *Einzelpersönlichkeit*, diese Liebe zur individuellen, einmaligen Seele zu verringern, die der Osten nicht kennt. Im äußeren Siege über Rußland würden wir innerlich besiegt, wenn diese Preisgabe einer sittlichen Grundlage *all unserer* europäischen Kultur das Opfer unseres Sieges sein müßte. Denn nicht der bloße Gemeinschaftsgeist *allein* und nicht das durch den Krieg neuerweckte Solidaritätsgefühl zwischen Klassen, Berufen, Ständen, Stämmen, Parteien allein, auch nicht die einzigartige deutsche Rationalisierung und Vergesetzlichung dieses Geistes in unserer berühmten „Organisation" *allein* macht uns heute groß, sondern erst die tiefe und innige Verknüpfung dieser Dinge mit der individuell persönlichen Regsamkeit mit der stetig empfundenen Selbstverantwortlichkeit und Selb-

Digitized by Google

ständigkeit der einzelnen Persönlichkeit. Anders trat darum auch der Tod in den tausend Gestalten, die er in diesem opferreichsten Kriege unserer Geschichte annahm, vor unsere Seele, als er vor die Seele der Ostvölker zu treten pflegt, die jene Heiligkeit der individuellen Seele noch nicht kennen. Anders flossen unsere Tränen und schärfer und genauer ist unser Bewußtsein, was wir in *jedem* Einzelfalle verloren haben, ein Unersetzliches immer, sei's nur für das Herz der Lieben, sei's auch dazu noch für unser Schaffen an geistigen Werten. Nicht nur ein „furchtbares Unglück", das nach Moltkes treffenden Wort auch ein siegreicher Krieg für jedes Volk ist — doch messen wir an Glück und Unglück allein den Sinn unseres Volkslebens wieder mit Moltke nicht, — auch ein herzzerreißendes, tragisches Schicksal, liegt für unser Erleben in dieser Spannung zwischen Gemeingeist und Individualität. Jugend ging ins Feld und kam nicht wieder, deren herrliche Versprechungen wir eben erst wahrzunehmen begannen; auf die wir all unsere besten, höchsten Hoffnungen gebaut hatten. Daß all diese Jünglinge und Männer ihr Leben dahingaben für die Wohlfahrt des Ganzen, tröstet uns nicht, soweit der *Einzelne* vor unserer Seele steht, das Individuum mit *diesem* Lächeln, mit dieser einzigartigen Begabung, mit dieser seiner selbständigen Kraft und einzigartigen Selbstverantwortung vor Gott. Auch Ruhm, Ehre, — Dinge, für deren Schätzung unser deutscher Sinn nicht so stark entfaltet ist, wie z. B. der gallische, trösten uns nicht darüber, daß die irdische Auswirkung dieser frei aus den Händen Gottes hervorgegangenen Saaten unterblieb. Gab er sein Leben gerne, leicht und ohne Phrase dahin, — unsere Liebe wächst noch an seinem einzigartigen Bilde und noch heftiger wird unsere Klage. Was uns zu trösten vermag, das ist allein eine Wahrheit, die uns der Krieg langsam wieder vor den Geist führt, nachdem er uns die Idee des Todes überhaupt wieder aus ihrer Verdunkelung durch einen grenzenlosen blinden Trieb in die Tage hinein als den dunklen sichtbarmachenden Hintergrund alles Lebens und als die stärkste Konzentrationskraft für alle Lebensbetätigung neu aufgewiesen hat. Diese Wahrheit lautet, daß Staat und Volk als Geistes- und Lebenseinheiten, die das Einzelleben unbegrenzt überdauern, das Leben des Individuums zwar *fordern* dürfen, ja fordern sollen, daß sie es aber mit Sinn nur unter der Bedingung dürfen, daß die individuelle Persönlichkeit selbst und ihr Kern nicht mit diesem Leben, das sie „dahingibt", *identisch* ist, sondern dieses Leben nur als Eigentum, Gunst, Aufgabe und Pflicht zu eigen hatte. Wir wissen, daß Staaten und Völker unbegrenzt länger leben als Einzelpersonen und fühlen, daß sie eben darum das Leben der Einzelperson, *soweit* sie Glied

Digitized by Google

dieſes Ganzen iſt, für ihr Gedeihen fordern dürfen, fordern ſollen. Aber wir wiſſen auch, daß Staaten und Völker trotz dieſer längeren und unbegrenzten Erdendauer endlich und ſterblich ſind, die individuelle Einzelſeele aber trotz ihres ſo kurzen Lebens unſterblich und von unendlicher Fortdauer ſein muß, ſoll der von uns gefühlte Eigenwert ihres Seins in einer ſolchen „Welt", in einer Welt, die dieſen Krieg gebären konnte, vor den Zufällen pfeifende Kugeln geborgen und gerettet ſein. In alledem liegt kein feſter „Beweis" der individuellen Fortdauer, wohl aber eine neue Geiſtesdiſpoſition, den Glauben an ſie zu ſtärken oder wiederzugewinnen, zum mindeſten aber im folgenden Frieden die Frage weit tiefer zu faſſen, als ſie die herkömmlichen Weisheiten des vergangenen Friedens gefaßt hatten.

Hat uns das läuternde Kriegsleid ſo neue Geiſtesaugen eingeſetzt für die Welt und für das, was über der Welt iſt, ſo hat uns nicht der Krieg ſelbſt, wohl aber die Art ſeiner Führung ſamt der gegen unſer Volk aufgebrochenen Haſſes- und Giftwogen einen moraliſchen Geſamtzuſtand Europas enthüllt, der uns mit Entſetzen, aber zugleich auch mit dem Bewußtſein erfüllte, daß es vielleicht die *letzte* Stunde ſei, in der eine Gewiſſensänderung tiefgehender und die leitenden Kreiſe aller europäiſcher Staaten umfaſſender Natur Europa noch davor bewahren könne, ſeine Führerrolle in der Welt dauernd zu verlieren. Enthüllt, nicht geſchaffen hat der Krieg einen vor dem Kriege bereits von wenigen bemerkten, aber immer wieder phariſäiſch maskierten, moraliſchen Rückſchritt Europas. Und dafür ſei dem Kriege Dank.

Es wird im kommenden Frieden eine Zeit gewaltiger Reue und Buße kommen müſſen, und aus dieſer Gemütslage heraus ein reicheres und ernſteres Streben nach moraliſchem Aufbau, ſollen dieſe neuen durch den Krieg entſtandenen Bewußtſeinsformen zur Tat eines Wiedergewinnens der europäiſchen Würde führen. Daß das jetzt einſame europäiſche Mittelvolk, daß der zum „Feinde Europas" erklärten deutſchen Nation und ihrem Bundesgenoſſen im Gefolge dieſes Krieges einmal die Rolle zufalle, der *Quellpunkt* dieſes neuen europarettenden Geiſtes zu ſein, mit dieſem Glauben lebt und ſtirbt Deutſchland.

Digitized by Google

Professor J. V. Cissarz in Stuttgart entwarf Einband und Vorsatzpapier, dessen Lithographie und Druck die Kunstanstalt Max Seeger in Stuttgart unter Leitung des Künstlers ausführte. Die Plakette hat Bildhauer Ludw. Gies in München eigens entworfen und angefertigt.

Satz und Druck des Buches erfolgten durch die Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. Die Buchbinderarbeiten wurden in der Großbuchbinderei E. A. Enders, Leipzig, ausgeführt.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03065 3136

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

MAR 3 0 195_

MAY 2 6 1994

MAY 13 1994

Digitized by Google

Digitized by Google